

Es ist Alles eine Frage der Liebe

2. Roman im Netz

von

Peter Podehl

1 Der Anlass

zum Schreiben ist Liebe, nach wie vor. Aber was ist Liebe? Und was fragt sie?

Sie stellte Susanne auf eine harte, sehr lang dauernde Probe, und die ist keineswegs zu Ende. Susanne blätterte heute am Morgen im Kalender. Heute ist Tag 388 seit der Entführung Ferdinands. Ja, vom 28.10.2002 datiert Susanne ihr zerstörtes Leben, ihren Sarg, ihren Tod. Zu dick aufgetragen: Sie hatte immer wieder Hoffnungen, sie konnte noch lachen und fröhlich sein, die zwei Achten im Entführungstag 388 gefielen ihr, soll bloß nie 888 werden... Wie habe ich diese lange Zeit bloß ausgehalten bis heute? Und warum ist so gar kein Ende abzusehen? Eine Welle der Ungeduld überfiel sie. Das geschah von Zeit zu Zeit, wenn ihr mal wieder die Unermesslichkeit ihres Verlustes ganz klar geworden war, und die Aussichtslosigkeit ihrer Suche. Es gab kein untrügliches Zeichen, dass Ferdinand lebt, es gab kein untrügliches Zeichen, dass er tot ist.

Es gab tief innen eine Kuckucksuhr, die krächzte gelegentlich: „Ferdinand lebt!“ Darüber vermochte Susanne mit Niemandem zu sprechen, höchstens andeutungsweise mit den Eltern. „Mein Gefühl sagt mir...“ – so konnte doch eine Kriminologin nicht argumentieren. Die Kuckucksuhr füllte, wenn sie denn mal Laut gab, den ganzen Brustkorb aus. Sie spendete eine ungemein beruhigende, satte, dicke, unerklärliche Wärme. Außer dem gekrächzten „Ferdinand lebt!“ hatte sie nichts anzubieten, natürlich nicht: eine Kuckucksuhr piepst, sie ist keine Kriminalbeamtin. Aber Zweifel standen auch auf dem Programm, Zweifel, als sei das Krächzen nichts als Wunschtraum, Fehlhoffnung, Anker auf dem Grund des Wassers ohne Tau nach oben. Und mit den Zweifeln verblasste diese skurrile Kuckucksuhr wieder für einige Zeit, die Wärme verflog.

„Schiefe Witwe,“ maulte Susanne dann wohl, „nichts Halbes, nichts Ganzes.“ 388 Tage ausgefüllt mit Wachen und Schlafen, mit den Alltäglichkeiten von Nahrungsaufnahme und Verdauung, Jura-Studium, Zähneputzen und Duschen. Die Nasenspülkanne wurde täglich benutzt, sie war ja ein Erbe von Ferdinand. Nein!, Erbe setzt Tod voraus! „Ich habe mir die Kanne von meinem Liebsten nur ausgeborgt.“ Der Kreislauf kreiste mit einiger Regelmäßigkeit, noch unempfindlicher wechselte der Stoff, als sei nichts Schreckliches geschehen. Fast ein Jahr ausgefüllt mit viel Fahndung nach diesem wunderbaren Jungen, Umtriebigkeit, Spuren verfolgen und viele zerplatzte Hoffnungen. Im Grunde steht sie dauernd am Anfang. Und im Grunde weiß sie gar nichts, und je älter das Jahr wird, und das Jahrhundert und das Jahrtausend, desto breiteren Raum nimmt der Dunkelhimmel am Horizont ihrer Seele ein. Sehr zögerlich fragt sie sich zuweilen, ob sie möglicherweise schon ganz am Ende stehe? Reisen hat es gegeben, nach Berlin mit der Erkundung von Biesdorf, Kennenlernen von Heinz und Susanne I, mit Marion nach Beijing und Tianjin und dem Hafen von Tangku; die China-Reise völlig unzureichend vorbereitet, schrecklich endend und furchtbar deprimierend. Und nie hat sie das Studieren ganz aufgegeben, eine ordentliche Portion Verstand funktionierte noch sehr gut.

Ferdinand indes - *Alleskieker kiekt nach Kuba* – schlief. In Giesing war es schon neun Uhr morgens, in Havanna erst drei Uhr nachts. Schlaf – das ist ja eine sehr geheimnisvolle Sache. Normalerweise wird nicht sehr viel darüber nachgedacht: Die Nacht kommt, man schläft. In Extremsituationen schläft man auch, wunderbarerweise, als Bergsteiger auf langen Hochgebirgstouren im Biwak, am Ende einer Party auf irgendeinem fremden Teppich männlicher Kopf in weiblichem Schoß, man schlief damals in Luftschutzkellern, als Soldat an der Front, als Flüchtling am Straßenrand, Frau schläft, nachdem sie ein Kind zur Welt gebracht hat, die Hinterbliebenen schlafen, nachdem einer starb im engsten Familienbezirk, Verbrecher schläft nach dem Verbrechen, Mörder nach dem Mord. Leute, die schlecht schlafen können, wissen nicht mehr über den Schlaf als Leute, die wie die Ratzen po-

ofen. Gibt ja richtiggehend Schlafforscher. Gähn... Schlafentzug gehört zum Instrumentarium der Folterer in aller Welt. Ferdinand schlief gut und tief in einem verhältnismäßig großen Raum fast ohne Möbel, abgeschlossen, nicht viel anders, als vor einem Jahr in Bayern, mit vergitterten Fenstern, die auf einen Patio hinausgingen. Da stand auch einer Wache, nicht mit Gewehr, aber dass er eine Pistole in der Tasche hatte, stand für Ferdinand zweifelsfrei fest. Die ganze Situation schien ihm seit einigen Tagen reichlich brenzlich. Näheres wusste er nicht, wie seit Monaten: Heftiger Informationsmangel, vom Chinesen wurde er absichtlich kurz gehalten.

Er hat Susanne einen Brief geschrieben, das ist ein halbes Jahr her, er hat sie dringend gebeten, nicht zu antworten. Mehr Ungewissheit kann man sich eigentlich selber nicht einbrocken.

Alleskier – der sich immer mit dieser kursiven Schrift zu Wort meldet – ist privilegiert: Er kennt die Aufenthaltsorte von Ferdinand und der von ihm getrennten Susanne. Ferdinand darf annehmen, dass Susanne weiter in München-Giesing wohnt. Susanne weiß nichts, ahnt nur gelegentlich mit Kuckucksuhrhilfe, dass er lebt. Sieben Stunden auf dem Zifferblatt vorwärts von Havanna nach Giesing zurück (Vorwärts und Zurück, gleichzeitig, so was machen Sonnenstand und Uhrzeit mit uns auf diesem Globus):

Susannes Vater geht runter zum Briefkasten, die Post müsste da sein. Er macht das gerne, hat immer das Gefühl, jegliche Beweglichkeit tut seinem Alter wohl. Die Post ist da, und da ist merkwürdigerweise ein Brief aus Kuba: Poststempel ‚Havanna 11. noviembre 2003‘, für Tochter Susanne, kein Absender auszumachen. Er ahnt, was der Brief für Susanne bedeuten könnte, zeigt ihn aber erst seiner Frau, die die Sensation gierig aufnimmt. Sie liest die Anschrift, und auf der Rückseite in einer deutlich anderen Handschrift ‚Eres una afortunada‘: „Eine kubanische Kommilitonin,“ sagt die Mutter. „Ja,“ bestätigt der Vater, obwohl ihm eine kubanische Kommilitonin doch recht zweifelhaft schien, „ich habe aber eine ganz andere irre Hoffnung

im Hinterkopf.“ „Ich auch,“ sagt die Mutter, „aber wieso Kuba? Bring ihn Susanne, schnell!“

Der Vater geht ins Treppenhaus und rüber zum separaten Zimmer der Tochter, er klopft: „Susanne, Post für dich. Ich schieb ihn dir unter der Tür durch.“ Das tut er, dann geht er schnell in die Wohnung zurück, wo die Frau ihn erwartet: „Na?“ „Ich hab den Brief unter der Tür durchgeschoben. Wir müssen sie allein lassen und warten.“

Susanne gerät in eine Raserei. Zunächst nur Neugierde: Wer schreibt mir aus Havanna? Kein Absender. Handschrift unbekannt. In der allerletzten Windung des Gehirns die Feststellung: Ich kenne ja Ferdinands Handschrift gar nicht. Auf der Rückseite eine andere Handschrift: ‚Eres una afortunada!‘ Das Briefpapier drin fühlt sich merkwürdig sperrig an. Den Umschlag aufreißen, und einen Brief von Ferdinand in Händen halten: ‚Dein Dich liebender und vor Sehnsucht sich verzehrender Ferdinand-Liebster.‘ Geschrieben auf grauem Packpapier. Susanne muss dreimal durch ihr Zimmer hin- und herlaufen, es ist mehr ein Rasen. Der Atem stockt, sie muss schlucken. Sie liest das Datum auf dem Packpapier: ‚30. März 2003.‘ Der Brief ist mehr als ein halbes Jahr alt. Die Sehnsucht wird meinen Ferdinand doch nicht inzwischen ernsthaft verzehrt haben?! Der Poststempel gut lesbar: ‚Havanna, 11.noviembre 2003.‘ Auf der Rückseite des Umschlags, gut lesbar: ‚Eres una afortunada!‘ Warum schreibt er mir Spanisch? Der Satz ist gar nicht von ihm, andere Handschrift. Was heißt das? Fortuna drin - hat was mit Glück zu tun. Nein, Leute, da kann man sich nur kopfüber ins ungemachte Bett stürzen. Und lesen. Nochmal aufspringen und zu den Eltern hasten: „Mama, Paps, Brief von Ferdinand! Bis gleich!“ Und wieder zurück, ins Bett. Und lesen:

‚Meine herzallerliebste, gar nicht zu sagen, wie sehnsüchtig vermisste Susanne! Ich lebe und bin gesund! Viel Besseres gibt es über mich nicht zu sagen. Ich erspare Dir Einzelheiten. Nein! Werde nicht trübsinnig! Ich lebe, mal besser, mal schlechter. Opfer eines sehr merkwürdigen Verbrechens,

das ich selbst kaum durchschaue. Allerdingendste Bitte: Keinerlei Aufhebens, keine Polizei, keinen Rechtsanwalt, keine Diplomaten!, wenn Dir an unserer Zukunft gelegen ist. Wie kann ich daran zweifeln!? Dass Dir an künftigen Gemeinsamkeiten gelegen ist. Bleibe ruhig, bitte, bitte, bitte! Ich weiß, was ich Dir da abverlange! Deine Unruhe war mein schönstes Butterbrot! Es gibt Zusagen, dass ich wieder in die Freiheit gerate. Bitte, unternehm nichts. Und versuche nicht, mir irgendwie zu schreiben. Es könnte mich in größte Nöte und Gefahren stürzen! Auch mein Brief ist ein Wagnis. Geduld auf die Stirnen geschrieben, auf Deine unbeschreiblich schöne, auf meine – naja. Ich lebe am 30. März 2003. Ich bürste dir im Geiste die Mundwinkel hoch!

Küsse den Flaucher von mir! Und sei Du umarmt und geküsst und was weiß ich noch alles – nein: weiß ich ja ganz genau! Dein Dich liebender und vor Sehnsucht sich verzehrender Ferdinand-Liebster.‘

Es dauerte keine zehn Minuten, da konnte Susanne den Brief auswendig. Sie rannte zu den Eltern, den Brief an den Busen gepresst und ihn fehlerfrei zitierend. Die Mutter fragte reichlich verwundert: „Du liest ja gar nicht.“ Und Susanne belehrte sie etwas hochnäsiger abfällig: „Den kann ich doch schon lange auswendig.“ Sie drehte und wendete Brief und Umschlag nach allen Seiten und sprudelte in riesiger Freude raus: „Das hat er geschrieben, er, Ferdinand... An dieser Briefmarke hat seine Zunge geleck, nur dadurch klebt sie. Und hier, den Falz, da ist auch seine Spucke dran... Oooooohhh!...“

„Und nun?“ fragte der Vater schließlich. „Und nun,“ sprudelte Susanne, „nichts, nichts - nichts übereilen. Den Flaucher küssen und einen Flug nach Kuba buchen, langsam alles. Ich muss mit Jochen sprechen. Der wandert aber im Moment durch Südtirol, kommt in zehn Tagen wieder. Und die Klausur in einer Woche will ich auch nicht sausenlassen.“ „Brav, trau ich mich mal zu sagen,“ meinte der Vater. „Das Wort könntest du dir schon sparen, Paps. Elternleute!, nach 388 Tagen ist etwas Ungeheuerliches, Wunder-

bares passiert. Ein Lebenszeichen von diesem Lümmel. Und damit es auch noch ordentlich wehtut, ist der Brief mehr als ein halbes Jahr alt. Was ist mit den Zusagen, dass er wieder in Freiheit komme? Und was heißt dieser Zusatz auf der Rückseite vom Umschlag?“

Die Mutter gab ihre Erklärung zu diesem Satz: „Hat ein Mädchen geschrieben.“ „Was?“ sagte Susanne sehr erstaunt. Die Mutter schaute sie verwundert an: „Ist dir nie der Gedanke gekommen, dass Ferdinand an andere Damen geraten könnte.“ „Ehrlich gesagt: nein.“ Der Vater fragte: „Bist du so naiv oder spielst du das nur?“ „Ich bins wohl,“ sagte Susanne etwas kleinlaut. Die Mutter erläuterte: „Sie hat Ferdinand verführt und bescheinigt dir, dass du eine Glückliche bist.“ „Pfuf,“ machte Susanne sehr verunsichert. „Oder,“ fuhr die Mutter fort, „sie hat es versucht, und er ist dir treu geblieben, und da findet sie, dass du eine Glückliche bist.“ „Das ist die Lösung!“ freute sich Susanne. „Die du dir wünschst,“ ergänzte die Mutter, „ob sie es ist, bleibt offen.“ „Ich muss nach Kuba!“ sagte Susanne fest entschlossen. „Aber nicht wegen des Mädchens!“ „Nein, wegen Ferdinand! Ich muss ihn aus den Klauen dieser Schlange befreien.“ „Susanne, du spinnst!“ sagte der Vater, „Eifersucht ist ein gänzlich unproduktiver Ratgeber. Außerdem haben Schlangen keine Klauen.“ „Ich brauche ihn an meiner Brust!“ Mit einem Ruck fiel sie auf die Knie und stammelte über verquer gefalteten Fingern: „Dass er lebt...!“ Und schluchzte, dass Gott erbarm‘.

Geneigter Leser, es gibt viel zu erzählen. Sehr viel aus dem vergangenen Jahr. Fachwort: Rückblenden. Lass dich deshalb nicht verwirren, geneigter Leser. Alleskieker wird sich bemühen, die zeitlichen Zusammenhänge stets deutlich zu markieren.

Gestern war übrigens der etwa altertümlich anmutende Buß- und Bettag (nein, kein Betttag). Nix für uns heutzutage? So ein kleines Gedenken an Menschen, denen man Kummer und Schmerz zugefügt hat – war doch nicht so schlecht...

2 Susannes Leben in meiner Hand

Morgen um diese Zeit wissen wir, wer im Lokalderby gewonnen hat. Was ein echter Bayern-Fan ist, der muss ja dato ein bisschen Trauer tragen. Das 4:1 gegen die Dortmunder vor vierzehn Tagen hat die Abgrundschwärze ein bisschen aufgehellt, aber – bleibt spannend...

Der Brief aus Havanna verändert Susannes Seelenlage gründlich, sie merkt es zuerst gar nicht. So, wie man manchmal nach einer Krankheit aufwacht und eine mehr oder weniger kurze Zeit vergeht, ehe man wirklich wahrnimmt, dass man keine Schmerzen mehr hat. Bei allernächster Gelegenheit fuhr sie mit dem Fahrrad zum Flaucher runter. *Geneigten nicht-münchner Lesern sei mitgeteilt, dass der Flaucher ein wunderschönes Areal flussaufwärts in den südlichen Isarauen ist.* Sie ging zu dem Sommerauschank, wo sie ihn schlafend gefunden hatte – zum ersten Mal sah sie ihn da schlafend, ohne seine Nickelbrille, und er war so schön, das Bild wird nie verblassen in ihrer Innengalerie -, und küsste den Tresen. Und wurde, nicht unbedingt folgerichtig, plötzlich ärgerlich und kritisch, was den Inhalt des Briefes betraf: Überschwängliche Liebe in allen Ehren. Aber wenn da stünde: ‚Ich stecke in einem finsternen Kellerloch in der Calle Sowieso, Nummer Sowieso. Hau mich hier raus, aber sei äußerst vorsichtig! Das ist lebensgefährlich, für dich und für mich.‘ Das wäre mir mit Verlaub lieber gewesen als seine Bekenntnisse der verzehrenden Liebe. Manchmal ist er ja doch ein Weichei.

Kaum war das lästerliche Wort gedacht, kam schon der Umschwung: Ich habe doch gar keine Ahnung von den Umständen; vielleicht verbirgt sich bei aller Liebe größte Klugheit in seinen Zeilen! Vielleicht gar sind sie chiffriert, stecken Codes dahinter? Ich muss nach Kuba. Jochen ist auf seinem späten Urlaub in Südtirol nicht zu erreichen. Er ist bei der Polizei, ihr, also

Susannes Freund und Helfer geworden, das darf man hier wörtlich nehmen. Beim LKA, Landeskriminalamt.

Ferdinand saß am Nachmittag eines bleichen Tages Anfang November vorigen Jahres, also 2002, auf der Bettkante in einem fast leeren, großen Zimmer eines Schösschens irgendwo in den Alpen oder Voralpen. Er wusste nicht, wo er war. Als seine Entführung vor einer knappen Woche hier zunächst endete, war er vom Chloroform oder was das für ein asiatisches Zeugs war - noch immer narkotisiert, den Einzug in dieses Haus nahm er nur in einiger Umnachtung wahr. Davor war noch was. Was? In einem Waldstück irgendwo hielten sie. Es galt offenbar, eventuelle Verfolger, auch zivile, abzuschütteln. Ferdinand sah ein Display auf einem Handy vor den vernebelten Augen, eine SMS: ‚Mache kein Aufhebens. Ich lebe. Aufwiedersehn. Ferdinand. Sofort ohne Rest löschen.‘ „Ok so?“ fragte der Chinese, den er als alten Kunden von der Bank in Berlin undeutlich erkannte. Von der Chinesen-Mafia entführt also. „Ok so?“ fragte er noch einmal. Ferdinand nickte, was sollte er sonst machen? Der Chinese schickte die SMS ab, fieselte den Chip aus dem Handy und warf ihn ins Moos. Nein, er drückte ihn mit dem Schuh fest unters Moos. Dann fuhren sie weiter ins Gefängnis, geräumig, beinah komfortabel, aber weggeschlossen.

Er hatte nebenan ein Waschbecken, eine Dusche und ein Klo. Er fand Zahnbürste, Zahnpasta, Seife, Seiflappen, Handtücher. Auch ein Elektrorasierer im Etui lag da und eine Schachtel mit Kondomen. Ferdinand schloss die Augen: ‚Ohne Susanne ist sowas nur widerlich.‘ Susanne vertrug die Pille nicht und forderte alle Beischläfer – und eine Zeitlang war sie eine Männerfresserin – eindringlich auf, für Verhütung zu sorgen. Interruptus also, besser: Kondome.

Das war wohl mal ein Gästezimmer gewesen. Es war nicht sehr warm, der Heizkörper lau. Die Fenster, durch die er in einen Park schauen konnte,

fest vergittert, von innen; die Konstruktion wirkte neu. Er konnte das Fenster nicht öffnen und rausschreien. Licht wurde im Vorraum ein- und ausgeschaltet. Seine drei Mahlzeiten – gut und reichlich – servierte ihm ein junges Mädchen, das er zuerst für eine Chinesin gehalten hatte. Es war aber wohl eine mental geschädigte, mongoloide – ja, ob sie Deutsche war, das kriegte Ferdinand nicht raus. Das Mädchen verweigerte jegliches Gespräch. Es blieb stumm und sehr höflich, verbeugte sich immer wieder vor Ferdinand. Zum Frühstück bekam er die Süddeutsche Zeitung, die er mangels anderer Masse fast Wort für Wort las. Auch die Bekanntmachungen des Amtsgerichtes über Firmengründungen und Konkurse im Handelsregister.

Am zweiten oder dritten Tag wurde die Tür aufgeschlossen zwischen Mittagessen und Abendessen. Die Mahlzeiten waren seine Zeit-Koordinaten. Sein Chinese kam rein. Der war nun mal mein Kunde in der Bank in Berlin, dachte Ferdinand, vor hundert Jahren, nein: vor zwei Monaten noch. Und er dachte: Der kann mich mit einem Handkantenschlag blitzschnell in den Tod schicken. Der Chinese brachte einen Trainingsanzug mit, den er auf einen Stuhl legte. „Wir werden Sie brauchen,“ sagte er in seinem makellosen Deutsch, „vor allem Ihre Spanisch-Kenntnisse. Wann und wie genau, weiß ich noch nicht. Eine Bitte – nein, ein Befehl: Suchen Sie nicht gewaltsam die Freiheit da draußen. Da draußen haben wir eine Geisel: sie heißt Susanne. Ihr geringster Versuch, diese Freiheit gewaltsam zu erobern, bedeutet, eine Freiheit ohne Susanne zu erobern, wenn Sie es überhaupt schaffen. Die Liebe eignet sich ausgezeichnet zum Erpressen. Am besten und leichtesten leben sie, wenn sie sich tot wähnen. Sie werden zum gegebenen Zeitpunkt größere Freiheiten bekommen und schließlich ganz entlassen. Möchten Sie ab und zu ein Mädchen im Bett haben? Kann ich besorgen.“ Ferdinand sagte ganz ruhig: „Nein.“ „Al Capone in Chicago ließ seine Leute liquidieren, wenn sie keine Lust auf Mädchenfleisch hatten.“ Ferdinand bemühte sich um Fassung, erfolgreich übrigens, zum eigenen Erstaunen: „Sind Sie Al Capone, bin ich einer Ihrer Leute, sind wir in Chicago?“

Der Chinese wiegelte sofort ab: „Nein nein, nichts dergleichen. Was anderes: Sind Sie so gut im Spanischen, dass Sie meinen Mitarbeitern die Anfangsgründe der Sprache beibringen können? Sie sprechen alle Deutsch.“ Ferdinand wollte erst noch wissen: „Ich nehme an, Sie sind nicht daran interessiert, mir Fragen zu beantworten?“ Knappste Antwort: „Nein.“ Ferdinand kam auf den Spanisch-Unterricht zurück: „Wenn ich einen Sprachführer bekommen könnte, keinen akademischen, was Populäres, - ich glaube schon, dass das ginge, nach einer gewissen Vorbereitungszeit.“ „Morgen haben Sie das Material für einen Sprachkurs. Sagen Sie Bescheid, wann Sie anfangen können. Der Trainingsanzug für Sie, damit Sie ein bisschen bequemer haben. Übrigens: der Rasierer liegt da nebenan nicht umsonst. Bitte nehmen Sie den Bart ab.“ „Aber der Bart gehört zum bayerischen Ferdinand.“ Der Chinese lächelte: „Deswegen.“ Er ging zur Tür. Da drehte er sich noch einmal um: „Ich will keinen Sklaven, ich brauche Mitarbeiter. Die young lady, die Ihren Raum bewacht, heißt übrigens Mathilda.“ Dann verschwand er.

Susannes Kutscher hat ihre Mutter mich genannt. Hat mir gefallen. Kutscher entführt, Susanne schutzlos. Gematertes Hirn. Plötzlich erschrak er: Susannes Leben in meiner Hand, Susannes Leben in meiner Hand... Handkantenschlag auf Susannes Halsschlagader – Schlag auf Schlag, saublöde, irre Assoziation, der Gau, das Schrecklichste an Vorstellung, Daumen in den Mund, dass ich nicht schreie... Es hätte nicht das Geringste mit Mut zu tun, jetzt irgendwas zu wagen! Das mit dem ‚Mitarbeiter, keinen Sklaven‘ war doch sicher schönrednerisches Geschwätz... Am nächsten Morgen rasierte er den Bart ab, übrigens ohne Bedauern.

Und Susanne damals, vor 390 Tagen, der Übergang vom Oktober in den November 2002? Fast eine ganze Woche lang nichts als Heulen und Zähneklappen. Wirklich! Wenn es ganz schlimm wurde, abends vor dem Einschlafen – das Schlafen ging dann erstaunlicherweise ganz gut – schlugen die Zähne wie im Schüttelfrost aufeinander. Ansonst das leise jaulende

Heulen ohne Absatz, das Ferdinand nicht leiden konnte. Hat er ihr ins Gesicht gesagt, neulich, nach dem sehr schlimmen Krach, kurz vor der schönsten Hochzeit. Neulich – vor zwei Millionen Jahren...

Sie aß nichts, sie trank viel, auch Alkohol. Die Eltern wurden zunehmend ratloser. Die junge Schwester Liliane ging zweimal in Susannes Zimmer, setzte sich auf ihr Bett und versuchte zu trösten; aber das langgezogene Heulen hat sie nicht durchbrochen. Sie ging enttäuscht wieder aus dem Zimmer und verstand überhaupt nichts. Auch für die Eltern war ein Gespräch so gut wie ausgeschlossen, kein Wort durchdrang dieses Heulen.

Der Vater hockte am Abend des 2. November 2002 bei den Spirituosenflaschen, es waren nicht allzu viele, in der Familie trank man eigentlich nur, wenn Besuch da war. Die Spirituosenhändler wurden hier nicht reich. „Der Johnny Walker war doch noch voll,“ sagte der Vater. „Nach der Feier zum Debut der Kleinen“ – die Kleine, das war Susanne jüngere Schwester, Liliane, die einen phänomenalen Erfolg ertantzt hatte als erwähltes Mädchen im Ballett ‚Sacre du printemps‘ in der Staatsoper – „Nach dem Debut der Kleinen waren fast alle Flaschen leer,“ sagte die Mutter, „ich habe alles neu gekauft, hat Einiges gekostet.“ Der Vater konstatierte: „In der Whisky-Flasche ein müder Rest, der Cointreau fast ganz leer, Jägermeister auch. Was machen wir?“ Er horchte auf. Die Wohnungstür war geöffnet worden. Susannes leises Jaulen durchzog den Korridor. „Komm rein,“ rief die Mutter, „man sieht dich ja fast überhaupt nicht mehr.“ Susanne erschien in der Tür, blass im gedämpften Licht vor dem schwarzen Hintergrund des Korridors. Und heulte und bat: „Gib mir einen Whisky, bitte.“

Der Vater gehorchte fast rührend. Er wusste genau: Dies war nicht die Stunde der Vorhaltungen. „Danke,“ sagte Susanne. Sie setzte an, den Whisky runterzukippen, hielt aber inne und nahm nur einen sehr kleinen Schluck und schaute aufmerksam zum Vater, zur Mutter, wieder zurück zum Vater. „Ihr habt vollkommen Recht,“ sagte sie. Verwundert fragte die Mutter: „Womit?“ „So geht es nicht weiter.“ „Das haben wir nicht gesagt.“

Susanne bestand darauf: „Aber ich habe es verstanden.“ Immer wieder kam der Mutter der beängstigende Gedanke, Susanne könnte verrückt werden. „Was hast du vor?“ fragte der Vater so sachlich als möglich. „Ich geh wieder ins Bett. Wie spät ist es denn? Ins Bett, in dem ich mit diesem Oberheini gelegen habe. O mein Gott, was hatte dieser kleine Held für einen herrlichen Brustkasten!“ Ein Tränensturzbach folgte. Der Vater versuchte sich in der behutsamsten Stimme seines Lebens: „Es ist halb neun am Abend des 2. November – ein Samstag.“ War das ein Lächeln, das über Susannes verquollenen Blick huschte?: „Was du alles weißt.“

Der Vater wollte alles tun, die Chance des Gespräches festzuhalten: „Susanne, das Leben geht weiter und –“ Was er erntete, war ein Zornesausbruch der Tochter: „Das ist ja wohl der sakrisch saublödeste Spruch, den es überhaupt gibt! Das Leben geht nicht weiter! Ja, für ein paar Oberhanseln vielleicht. Aber ich bin seit einer Woche tot, mausetot!“ Der Vater wagte einen etwas härteren Ton: „So lange du nichts über Ferdinand weißt, musst du leben für ihn, warten auf ihn, ihn suchen. Du bist nicht tot, du bist nicht einmal seine Witwe.“

Susanne tat dieser Ton offensichtlich gut. Deutlich ging eine Veränderung über ihre Augen, als hätten des Vaters Worte einen Tränenschleier durchrissen. Sie kam ins Zimmer, stellte das noch gefüllte Glas auf den Tisch und ging raus: „Paps, du hast einen Anfang gesetzt. Ich danke dir. Gespräch ist wichtig. Morgen. Wann frühstückt ihr?“ Die Mutter war denn doch sehr erstaunt: „Solltest du das wirklich nicht mehr wissen?“ Der Vater rief ihr nach: „Sonntags um 11 Uhr Brunch, wie immer.“ Die Eltern hörten die Wohnungstür auf- und zugehen. (Susanne wohnte in einem Zimmer mit separatem Eingang vom Treppenhaus direkt.) Die Mutter ging zum Vater und umarmte ihn. So endete in Giesing Tag 4 nach Ferdinands Entführung.

Am späten Abend rief die alte Schulfreundin Marion noch bei Susanne an. Sie hatte seit jeher einen eigenen Apparat in ihrem Zimmer, aber unter der Nummer der Eltern einen Zweitapparat, und es war immer etwas auf-

wändig, sie von der Wohnung aus zu verständigen. Seit zwei Jahren hat sie auf ihrem Apparat eine eigene Nummer. Marion war sehr fröhlich und aufgekratzt: „Sanne, wir sind in der Disco, wollt ihr nicht kommen? Seid eingeladen, dass das klar ist.“ Erst mal schwieg Susanne. „Susanne, bist du noch da?“ „Jaja.“ „Was ist? Kommt ihr?“ „Ich bin allein.“ „Dann komm allein, Ferdinand wird dich nicht ins Gefängnis werfen dafür.“ Das war zu viel: aus Susanne strömten wieder Gejaule und Rotz und Wasser. Marion war sehr irritiert: „Susanne, was ist? Hast du Kummer?“ „Kummer ist ein lächerliches Wort...“ „Um Gottes Willen, was ist los? Störts dich, wenn wir vorbeikommen?“ Susanne wollte abwimmeln, fragte aber: „Wer ist wir?“ „Mark und ich.“ „Ja, kommt, tut mir vielleicht gut...“

Sie müssen den Weg von der Disco mit Blaulicht zurückgelegt haben, so schnell klopfte es an Susannes Tür. „Ja, kommt rein.“ Die Mädchen umarmten einander, Mark sagte: „Hallo, Susanne.“ Marion schaute Susanne in die Augen, sie konnte es nur so direkt anfangen: „Hat er dich verlassen?“ „Ja. Aber ganz anders.“ „Was? Wie?“ „Er ist verschwunden – auf völlig rätselhaft Weise. Es muss wohl ein Verbrechen sein, eine Entführung, aber...“ Mark wollte wissen: „Polizei eingeschaltet?“ Susanne zögerte: „Nein. Hätte ich sollen?“ „Das kann ich nicht beurteilen.“ Marion erwähnte: „Den Sessel hast du ihm in dein Zimmer gestellt.“ Susanne dachte an den herrlichen, gemeinsam verbrachten Arbeitssonntag in ihrem Zimmer und heulte wieder los und bat: „Habt ihr bitte Verständnis, dass ich die Sache jetzt nicht herunterbeten möchte. In ein paar Tagen...“ „Wir haben da volles Verständnis, Susanne,“ sagte Marion und fuhr fort: „Wann immer du uns brauchst, was immer wir für dich tun können, - wir sind für dich da. Mark, habe ich dein Einverständnis?“ „Voll und ganz.“ „Das ist viel,“ sagte Susanne, „habt herzlichen Dank. Und bitte: erst mal den Mund halten. Tschüs.“

Gut, dass sie weg sind. Gut, dass sie da waren. Sie kniete vor dem Sessel, legte Arme und Kopf darauf...

3 Telefoniererei

Das Lokalderby endete 1:0 für München. Geneigter Leser, so schnell hat noch nie ein Ergebnis der Bundesliga in einem Roman gestanden.

Am frühen Morgen des 3. November 2003, des ersten Sonntags in Gefangenschaft grübelte Ferdinand, was passieren würde, wenn er seine Eltern, die den Winter im eigenen Haus auf Gran Canaria verbringen, heute nicht anruft, wie er das mit großer Zuverlässigkeit am Sonntagvormittag zu tun pflegte. Er muss sie anrufen, seine Mutter stirbt sonst vor Angst und ruft Susanne I in Berlin an, die keine Ahnung hat. Das wäre eine einzige Konfusion. Als Mathilda das Frühstück bringt – sonntags keine Zeitung –, spricht er sie an: „Sage bitte dem Chef, dass ich ihn unbedingt sprechen muss. Wenn er nicht kommt, - sag ihm, dann wirds gefährlich. Nein, sag nicht gefährlich. Sag einfach nur: Es geht um Sicherheiten.“ Ob sie ihn verstanden hat, weiß er so lange nicht, bis der Chef kommt und den Jovialen mimt: „Was gibts denn so Dringliches, was die Sicherheit angeht?“

„Meine Eltern verbringen den Winter in ihrem Haus auf Gran Canaria. Jeden Sonntag rufe ich sie an. Wenn ich das nicht tue, –“ Wortlos reichte ihm der Chinese sein Handy. Die Geste erinnerte Ferdinand so schmerzhaft an die gleiche Geste, mit der ihm Susanne vor einer Woche ihr Telefönchen gereicht hatte - die wortlose Selbstverständlichkeit. Ferdinand fing an zu wählen, zögerte aber dann und schaute den Chinesen an. Der verstand genau: „Sie werden nicht erwarten, dass ich Sie ohne Aufsicht telefonieren lasse. Wir wissen doch beide, was es mit der Sicherheit auf sich hat.“ Ferdinand wählte zu Ende und sprach mit der Mutter: „Ja, Hallo Mama, wie geht's?“ Die Mutter hatte den in seiner Situation höchst fatalen Einfall, ihn zu fragen, ob er denn nicht zu Weihnachten einfliegen wolle: „Kannst auch mit Susanne kommen, dann kommt ihr ja zu dritt.“ Die Mutter lachte: „Aber das Dritte fliegt umsonst mit.“ *Ich glaube, Alleskieker muss Erklärungsbedarf*

zufrieden stellen: Ferdinands Freundin in Berlin, die er sehr plötzlich verlassen musste, hieß auch Susanne und erwartete ein Kind, ob von Ferdinand oder nicht...

Ferdinand tat alles, damit die Mutter auf diesem Einfall mit Weihnachten nicht besteht: „Ich sehe da große Schwierigkeiten, Weihnachten liegt, glaube ich, dieses Jahr nicht gerade arbeitnehmerfreundlich mitten in der Woche. Und als Junggesellen kriegen wir beide keinen Urlaub. Wir könnten also nur man gerade die Feiertage bei euch sein, aber auch nicht ganz. Wir kämen am Heiligabend an und müssten am Zweiten Feiertag schon wieder weg.“ Das sah die Mutter zum Glück ein: „Naja, klingt nicht sehr glücklich. Vergiss es.“ „Also, wenn das mit einem Wochenende vorher oder nachher –“ „Vergiss es, hab ich laut und deutlich gesagt. Wir hätten uns gefreut.“ „Mach mir das Herz nicht schwer...“ Es gab noch einigen Geplätscher-Austausch, bis Ferdinand endete und das Handy zurückgab. Der Chinese fieselte den Chip raus und warf ihn nebenan ins Klo. Dann ging er wortlos aus dem Raum, der sogleich wieder abgeschlossen wurde.

Nein, es wurde noch einmal aufgeschlossen. Mister Wung brachte eine große weiße Stoffrolle, Pinsel und schwarze Farbe: „Schreiben Sie groß und gut leserlich: ‚Spülmaschinen – outlet – Markenware.‘“ Und schon war er wieder raus. Ferdinand machte sich an die Arbeit, froh, Arbeit zu haben. So leicht kann man froh gemacht werden in der Gefangenschaft. Ein wenig später kam dann natürlich wieder der Gedanke: ‚Ich bin Banker – und kein Transparentemaler...!‘

Auch Susanne grübelte an diesem Sonntagmorgen über dieses Telefonat. Gesegnete Grübeleien der zwangsweise getrennt lebenden Liebenden. Sie hatte ja mitbekommen, dass Ferdinand da jeden Sonntag das Blaue vom Himmel runterlog. Sollte sie das Lügengespinnst zerreißen und den Eltern die Wahrheit sagen? Nein, sowas kann man nicht am Sonntagmorgen wildfremden Leuten einfach so nach Gran Canaria rüberschaufeln! Da muss man schon... Ja, was? Nichtlugend sagen, man sei Susanne und lügend hinzufü-

gen, es sei alles in Ordnung, und Ferdinand sei beim Joggen oder Brötchenholen oder sonstwas, und man wollte schon mal Guten Morgen sagen... Aber wenn die Mutter darauf bestand, dass Ferdinand später auch noch anrufen sollte... Versuchen. Aber erst mal frühstücken, zum ersten Mal wieder nach fast einer Woche, Familiensonntagsbrunch, 11 Uhr.

Susanne schlüpfte ins Zimmer und setzte sich an den üppig gedeckten Brunchtisch. Großes, sehr freudiges Erstaunen, als die Mutter mit der Kaffeekanne reinkam, nicht zu viel davon zeigen, sehr behutsam mit der Großen umgehen. Also nicht: ‚Susanne, wie schön, dass du endlich wieder mit uns frühstückst!...‘, sondern: ‚Tochterherz, Guten Morgen.‘ ‚Guten Morgen.‘ Susanne nahm das erste, ein wenig aufgetoastete Brötchen, bekam den ersten Kaffee eingeschenkt. ‚Alles hat ganz neue Qualitäten bekommen: Guten Morgen ist ein Wunsch, der auch meinem Ferdinand gilt – wenn er lebt.‘

Der Vater, wie immer schon korrekt angezogen, kam rein: ‚So lange du nichts anderes weißt, lebt Ferdinand. Alle Spekulationen über seinen Tod sind lächerlicher Müßiggang, lächerlich und sehr gefährlich. Gib dem keinen Raum in deinem Innern.‘ Aber Susanne hatte Widerspruch: ‚Ich kann es auch genau andersrum sagen: er ist tot, und ich suche seine Leiche.‘ Das machte beide Eltern erschrocken verstummen und unglücklich. ‚Eine Leiche,‘ sagte der Vater schließlich, ‚ist schwerer zu finden als ein lebender – was ist Ferdinand eigentlich? Wir wissen bis heute nicht genau, was überhaupt passiert ist.‘ ‚Sehr einfach,‘ sagte Susanne, ‚ich bin in den Sightseeing-Bus Munich by night eingestiegen, und er nicht. Als ich wieder ausstieg, um ihn zu suchen, war er nicht mehr da, wie vom Erdboden verschluckt. Völlig rätselhaft.‘ ‚Erklärung eins -?‘ wollte der Vater wissen. Susannes Stimme bemühte sich um Sachlichkeit: ‚Er ist in den Bahnhof gerannt und mit dem ersten Nachtzug nach Berlin abgehauen. Jetzt – kann ich erstmal nicht weitersprechen...‘ Nein, es setzte nicht wieder das Heulen ein. Sie hörte auf zu kauen und ließ den Kopf sinken.

Die Mutter blieb behutsam bei der Sache: ‚Dagegen spricht die SMS.‘

„Stimmt,“ sagte Susanne, „Ich habe die vergangene Woche über nicht nur geheult. Ich habe versucht rauszubekommen, von welcher Nummer die SMS kam. Ich fand auch eine Nummer, aber das war tote Hose. Ich spekuliere, dass der Absender den Chip ins Klo geschmissen hat.“ „Aber der Absender war doch Ferdinand!“ Susanne musste beharren: „Ferdinand hatte kein Handy, ich habe ihn handylosen Gangster genannt. Das kam von den Entführer-Gaunern.“ Plötzlich wieder diese wahnsinnige Angst: „Dass die die SMS geschrieben haben, während Ferdinand schon längst ermordet war...“ Sprachlosigkeit und stockender Atem. Nach einer Pause fragte die Mutter, weiterhin sehr behutsam: „Erklärung zwei?“ Susanne erklärte: „Es waren im Bus und vor dem Bus sehr viele Asiaten, mit deren Hilfe wurde er entführt. Stichwort Mafia. Ihretwegen ist er aus Berlin geflohen. Klingt sehr verwegen und unglaublich, es gibt aber Literatur zu solchen Fällen. Wohlgemerkt: keine Groschenromane, sondern seriöse Literatur in der Kriminalistik. Und dann gibt es noch die Erklärungen drei und vier und -“ „Und die lauten?“ „Keine Ahnung. Terroristen, Sekten, Erpressungen... Vielleicht kommt plötzlich ein Anruf mit Lösegeldforderungen. Wir Kriminaler müssen immer mit allem rechnen. Ferdinand – mein erster Fall. Ich hätte meinen Beruf gerne nicht an Ferdinand ausprobiert.“

Liliane kam zum Frühstück: „Oh, Schwesterherz frühstückt wieder mit uns. Dein Heulen war so grässlich.“ Susanne erklärte: „Konnte Ferdinand auch nicht leiden. Muss ich wohl mein Heulen umbauen.“ Die Mutter wandte ein: „Du musst nichts dergleichen. Du hast einen riesigen Kummer, den musst du so beantworten, wie es dir möglich ist, ob es deiner Schwester passt oder nicht.“ Susanne schaute aus dem Fenster: „Ich kann doch mit meinen 24 Jahren nicht am Ende angekommen sein. Hätte ich gewusst, dass das so schrecklich und so schnell endet, hätte ich früher auf dem Sex bestanden!“ „Wirklich?“ fragte die Mutter. Vehement widersprach Susanne sich selbst: „Nein, nein! Widerruf! Diese Langsamkeit war doch auch ein wunderbares Geschenk. Und das musste wohl so enden, damit es ordentlich wehtut.“ Schweigen, das Susanne schließlich brach: „Ich geh morgen nach-

mittag zu meinem Professor Kammhuber in die Sprechstunde.“ Der Vater erklärte: „Susanne: Der Anfang ist immerzu, jede Sekunde: Ferdinand ist verschwunden, ich liebe ihn, wo ist er, ich muss ihn suchen.“ „Einen unter einer Masse von Milliarden auf dem Globus oder vielleicht tot.“ „Bangemachen gilt nicht! Natürlich klingt es erstmal heillos, wenn wir sagen: du musst ihn suchen, inklusive zielloser Betriebsamkeit. Du hast aber keine andere Chance. War es denn richtig, dass du die Polizei ignoriert hast?“ „Wie soll ich das wissen?! Ich muss mit Kammhuber darüber sprechen.“

Dann, wieder allein in ihrem Zimmer, der Versuch, mit ihrem Handy Ferdinands Mutter auf Gran Canaria anzurufen und zu sagen, man sei Susanne und zu verschweigen, dass man Susanne II sei. Die Nummer war ja vom vergangenen Sonntag noch gespeichert und ließ sich im Menu vortrudeln. Und es lief wunderbar, in Gran Canaria meldete sich die Mutter: „Hallo?“ Susanne atmete Mut und sagte: „Ja, Hallo, hier ist – äh – Susanne.“ Die Mutter schien sich zu freuen: „Hallo, Susanne, nett, dass du dich auch mal meldest. Aber ihr strapaziert eure Telefonrechnung.“ Susanne verstand nicht: „Was? Wieso?“ „Na, vor einer Stunde hat doch Ferdinand schon angerufen.“ Dieses Jubelherz der Susanne Fletscher, das sie ganz fest unterdrücken muss: „Da habe ich wohl noch geschlafen. Was hat er denn gesagt?“ „Dass es dir und deinem Bauch gut geht und dass das Wetter schlecht ist.“ Das genügte Susanne: „Ja, dann wollen wir mal die Telefonrechnung nicht weiter strapazieren. Tschüs!“ „Tschüs, Susanne!“ Aber Susanne wollte noch was wissen: „Moment, Moment!: Von wo aus hat denn Ferdinand angerufen?“ Susanne versetzte Ferdinands Mutter in ziemliche Verständnislosigkeit: „Wie von wo? Von euch doch. Er wird nicht zum Telefonieren in den Humboldthain gelaufen sein.“ Susanne konnte noch nicht aufgeben: „Nein, ich meine seine Nummer auf dem Display!“ „Wodrauf?“ Bei dieser Gegenfrage kapitulierte Susanne: „Schon gut, Mum. Alles klar. Tschüs.“ Im „Tschüs“ der Mutter hörte Susanne das Kopfschütteln mit, auch war ja nicht klar, ob die Anrede ‚Mum‘ richtig war.

Er hat seine Eltern angerufen, aber nicht seine Susanne! Zorn, Wut, Freude, Angst, brodelnde Verständnissuche im Gehirn, Ärger, Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung, von wo hat er angerufen, von wo?... Alles im Hirn-Mixer, und der läuft entsetzlich laut und schmerzhaft auf Hochtouren. Wie nun weiter? Den Eltern die doch wunderbar erfreuliche Neuigkeit, dass Ferdinand lebt, mitteilen. Am nächsten Tag zu Kammhuber, mit dem Fahrrad, viele Tränen heulend.

Breitbeinig stand Kammhuber hinter seinem Schreibtisch: „Das stinkt, Susanne Fletscher, das stinkt ganz schön gräuslich! Gefällt mir nicht. Und wir haben Ihnen noch die Tickets geschenkt!“ Susanne wiegelte ab: „Da wollen wir aber bitte keinerlei Zusammenhänge herstellen.“ Kammhuber sagte nach kurzem Überlegen: „Sie müssen mit Doktor Schöttler reden.“ Er wählte am Telefon. „War es denn richtig,“ fragte Susanne. „dass ich die Polizei nicht eingeschaltet habe?“ Kammhuber meldete sich: „Hier Professor Kammhuber. Grüß Gott. Kann ich bitte den Herrn Doktor sprechen? Danke.“ Leise sagte er zu Susanne: „Das mit der Polizei ist sehr schwer abzuwägen.“ Dann wieder in den Apparat: „Ja, grüß dich, Aloys, Kammhuber hier. Vor mir steht eine bezaubernde junge Dame mit einem mordsschweren Packen auf der schönen Schulter. Du bist wie immer voll ausgebucht. Aber bitte schiebe sie morgen rein in die weiche Masse deiner Klienten. Ja, Susanne Fletscher. Ja? Wunderbar! Zu größtem Dank verpflichtet, Aloys, machs gut, pfüat di.“ Er legte auf und beschied Susanne: „Morgen 18 Uhr 30.“ „Das war sehr hilfreich,“ beschied Susanne, „vielen Dank!“ „Und bitte äußerst pünktlich, sie klemmen da zwischen zwei anderen Klienten. Das heißt aber nicht, dass er sich nicht Zeit nehmen wird für Sie.“

Alleskieker noch eben in eigener Sache: Er sagte zu Frau Alleskieker: „Wegen des Romans schaffe ich wahrscheinlich die Adventskalender nicht.“ Geneigter Leser soll wissen, dass er Jahr für Jahr Adventskalender für die eigene und nachfolgende Familien bastelt. Da antwortete Frau Alleskieker: „Wenn du die Adventskalender nicht schaffst, dann schaffst du den Roman auch nicht.“ Geneigter Leser, ich schaffe, alles.

4 Ferdinand wird vermessen

Als Susanne am gestrigen Samstag beim Zubettgehen Ferdinands Brief aus lauter Liebe zwischen ihre Beine steckte, geriet das Imperium auf Kuba, in dem Ferdinand diente, ins Wanken. Das eine hatte aber nichts mit dem anderen zu tun. Kurz gesagt: die chinesische Mafia hatte vor einem knappen Jahr spekuliert, dass Fidel Castros Herrschaft zu Ende ginge, dass der pure miese Kapitalismus auf der Insel wieder seine unumschränkte Macht ausüben würde, dass man dann vor Ort sein müsse, um die neuen Dollars zu horten. Hinzu kam, dass ein vergessen geglaubtes Verbrechen in Berlin – immerhin ein Mord an einem Landsmann - wieder ins Licht der Fahnder geriet, noch nicht konkret genug, um Fahndung auszulösen, aber bedrohlich genug für den chinesischen Mafia-Boss.

Kuba also. Klang sehr helle, die Rechnung ging aber nicht auf. Auch eine Mafia AG muss gewisse Gesetze beachten, sonst zerbröselt sie. Und ein mächtiger Mafia-Boss sollte Liebesgeschichten – von denen zu berichten sein wird - meiden und sich mit Nutten begnügen. Man hört da ja sonst eigentlich nur die staunenswertesten Geschichten von riesigen Erfolgen und haufenweise Millionen; seltener hört man, dass Mafiosi gründlich scheitern. Auch in großem Stil. Mit in China nachgebauten Philips Spülmaschinen – man nennt das wohl Fakes, wie die vorgetäuschten Orgasmen von Frauen (was wäre das Reden und Schreiben ohne diese neuen Anglizismen mühsam!) – sollte ein beachtlicher Coup gelandet werden.

Das hatte Ferdinand dann im Sommer einige Monate relativer Freiheit beschert: Er wurde Verkäufer dieser Maschinen in einem Laden auf der Calle Obispo. Freilich keine Sekunde unbeaufsichtigt, immer war ein Mafia-Chinese in nächster Nähe, der ihn auch nicht aus den Augen ließ, wenn er drüben auf der anderen Straßenseite einen Cappuccino trank. Die Toilette im Café durfte er nicht benutzen, nur die hinter dem eigenen Laden. Er konnte nicht daran denken, die deutsche Botschaft aufzusuchen oder auch

nur anzurufen. Oder gar – Susanne anzurufen! Sie war und blieb die Geisel, deren Leben von seinem Wohlverhalten abhing. Wie groß die Gefahr noch immer für sie war, wusste er nicht; aber das konnte er nicht testen, wenn ihm Susannes Leben lieb war. Und da gab es nicht die geringsten Zweifel: Sie war ihm das Liebste! Und er war Banker, kein Student der Kriminologie. Wer jetzt Ferdinand einen Feigling nennt, hat Recht und ist ein Schwein.

Später dann, im Herbst, der diesen Sommerwochen relativer Freiheit folgte, war er schon seit fast einer Woche wieder in diesem großen Gefängnisraum mit den vergitterten Fenstern eingesperrt. Das und die Hektik im Patio signalisierten ihm, dass da was im Gange war. Er hatte im Laufe des Jahres ein Gespür dafür bekommen, wenn Veränderungen lossegelten. Der weiße Kastenwagen wurde im Hof mit den Kisten beladen, in denen Spülmaschinen steckten, die letzten, die noch nicht im Laden in der Calle Obispo standen. Keine Holzkisten, sondern Wellpappe-Ungetüme mit inneren Styropor-Stützen. Keine Gabelstapler, geballte Chinesen-Muskeln. Aber wohin damit? fragte sich Ferdinand. Wohin, von einer Insel aus? Wieder aufs Schiff? Und dann?

Es gehörte zu der Art, wie seine Mafia mit ihm umging, dass Ferdinand nur sehr spärlich informiert wurde, von Anfang an. Sein Chinesen-Boss hatte sich seit Wochen nicht mehr sehen lassen. Ramona, die bezaubernde junge Putzhilfe, die er wie ein Vater liebte, was bei dem Altersunterschied von zehn Jahren reichlich absurd war – da spielte die transatlantische Susanne samt deren Eifersucht ihre unsichtbare Rolle -, Ramona hatte wochenlang nur sehr unregelmäßig ihren Lohn bekommen, schließlich hatte man ihr gekündigt. Sie kam trotzdem, denn sie liebte Ferdinand – nicht wie eine Tochter! Und sehr vergeblich. Deshalb nannte sie die ferne Susanne eine *afortunada*. Sie versorgte Ferdinand mit ein paar spärlichen, zudem unzuverlässigen Informationen.

Alleskicker hat in den vergangenen Wochen viel mit dem Springseil trainiert. Nicht, weil er boxen will, sondern weil es in diesem Roman so viel zu

springen gilt. Zeitebenen: Herbst Vorjahr, Herbst Diesjahr, vergangener Sommer; Topoi: München-Giesing, China, Kuba, Oberbayern... Im Moment (Sonntag, den 23. November 2003): Sprung zurück nach Giesing.

Susanne wollte Ferdinands Brief aufessen. Aber zum Einen wäre er dann weg gewesen, verschwunden, schließlich mit anderer Verdauung in der Kanalisation gelandet, brrrurrch, zum Anderen war er ihr zwar das dato Liebste, was es überhaupt geben konnte, aber das graue Packpapier war nicht gerade appetitlich. Und: Sie wollte ihn noch einmal sehr gründlich durchstudieren, ob er nicht fingierte, verkappte Botschaften enthielt. Sie wollte ihn immer bei sich haben, deswegen befestigte sie ihn mit einer Schnur auf dem nackten Busen, den er vor einem Jahr mit solcher Leidenschaft geliebt hatte, kramte dann aber einen alten Brustbeutel hervor, in den sie ihn steckte und den sie sich umhängte. Nachts war der Brustbeutel lästig, da klemmte sie den Brief zwischen die Oberschenkel, angemessenster Platz, fand sie. Und zwischen diesen Schenkeln klemmte dann auch immer ein Stückchen kubanisches Mädchen: Eres una afortunada. Irgendwann mal ein bisschen fester zudrücken und sie ersticken. Susanne! Ja, auf Damen, die da in ihrem Revier wildern wollten, war sie sehr bissig gestimmt, auch wenn das Revier dato in Übersee war. Morgens gab es eine ziemliche Suche nach dem Liebesdokument im zerwühlten Bett.

Die Reise nach Kuba war zu bedenken. Die Frage, wie sie an Geld für den Flug kommen sollte, - erstmal wegschieben. Gab es eigentlich normale Linienflüge? Nach billiger Charter musste sie fahnden. Und wo in Kuba wohnen? Die Frage: Und was in Kuba tun? schob sie noch weiter weg. Da musste Jochen helfen. Sie hatte gelesen, dass man in Kuba die Ausreisegenehmigung im Lotto gewinnen konnte. Das war ja nun eine verteilte Dialektik: Da sollte doch ja kein treuer Untertan des nach wie vor kommunistischen Fidel das Land verlassen wollen, und dürfen durfte ja erst recht kein treuer Untertan – aber Lotto spielen und die Ausreise gewinnen, das ging. Es gibt keine Absurditäten, die es nicht gäbe.

Am zweiten Sonntag in Gefangenschaft, im vergangenen Herbst 2002, wird Ferdinands Tür im bayerischen Schlössl noch vor dem Frühstück aufgeschlossen. Herein kommen zwei Chinesen mit einem Maßband in Händen, in beider Hände, jeder hielt eines der Enden fest. „Aufstehen,“ forderte der eine Ferdinand auf, der auf dem Bett saß. Ferdinand stand etwas zögerlich, verwundert auf. Sie maßen seine Körpergröße vom Scheitel bis zur Sohle, dann maßen sie – ja, seine Breite muss man das wohl nennen. „Arme hoch,“ sagten sie. Ferdinand gehorchte langsam, und sie maßen die Breite von Achsel zu Achsel und dann nochmal mit den Armen unten, von Ellbogen zu Ellbogen. Und dann den Körperumfang oben, mitte, unten. Alle Maße notierten sie penibel. Ferdinand musste annehmen, dass sie Maß nahmen für weitere Kleidung. Aber Welch ein Aufwand. Sie gingen wortlos. Ferdinand war wieder eingeschlossen und träumte von weiteren schönen Anzihsachen, - was sollte sonst dieses Rumgemesse bedeuten? Der Trainingsanzug tat gute Dienste, war bequem und warm in dem großen Zimmer mit der lauwarmen Heizung.

Dann kam noch der Boss. Ohne Begrüßung reichte er Ferdinand sein Handy. Und er telefonierte wieder nach Gran Canaria und lieferte sein Lügenpäckchen – nein: Lügenpaket ab, so gekonnt, als sei er ein Gauner – oder Schauspieler. Der Chinese entfernte wieder den Chip und warf ihn nebenan ins Klo. Dann sagte er „Kommen Sie mit.“ Er ging voran, Ferdinand folgte, ins Büro mit Computer: „Setzen Sie sich und schreiben Sie bitte den Text, den ich Ihnen jetzt diktiere, auf Spanisch.“ „So viel Spanisch kann ich nicht,“ sagte Ferdinand. „Diktieren Sie Deutsch, ich übersetze das dann.“ „Gut. Keine Adresse, nur den Text.“

Mister Wung diktierte: „Hiermit möchten wir Sie informieren, dass die chinesische Arbeitsgemeinschaft Shenlin sich nach – drei Punkte – begeben wird, um einen Handel mit Geschirrspülmaschinen der Firma Philips zu eröffnen. Wir kennen die AG Shenlin als seriös und einwandfrei und bitten, sie gegebenenfalls zu unterstützen. Absatz.“

Wir berufen uns auf die traditionell guten Beziehungen zwischen dem

Freistaat Bayern und – drei Pünktchen – Punkt. Möge die Achse der befreundeten Länder Bayern und – drei Pünktchen – sich abermals bewähren. Absatz.

Wir sehen uns veranlasst, dringlich vor anderen chinesischen Gruppierungen, vor allem vor der Gruppe Wung, zu warnen, die eindeutig als Triaden der Sheton, der Schlangenkopf-Mafia zu identifizieren sind, und von denen bekannt ist, dass sie ebenfalls Bayern in Richtung – drei Pünktchen – verlassen wollen. Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung... Übersetzen und speichern.“

Mister Wung klatschte, nachdem Ferdinand mit der Übersetzung dieser dreisten Irreführung fertig war, in die Hände, und Mathilda erschien, die Ferdinand in sein Gefängnis zurückbrachte und ihn ehrlich verblüffte, als sie ihm plötzlich eine Unterhose anhielt und mit abschätzenden Blicken prüfte, ob sie auch passe. „Sie passt, Mathilda,“ sagte Ferdinand, Spuren geschamig. Da griff sie in ihr Kabäuschen gleich neben der Tür, wo sie wohl auch schlief, und brachte ihm einen Packen von sechs neuen Unterhosen in sein Zimmer. Dann sagte sie mit ihrer armen, kehligen Stimme: „Schmutziges morgen,“ ging raus und schloss ab, ehe er noch „Danke“ sagen konnte. Nun würde ihm also die Wäsche gewaschen.

Ferdinand trat ans Fenster und entdeckte in dem Parkstück vor dem oberbayerischen Schlösschen eine Zielscheibe zum Bogenschießen, erinnerte ihn an Biesdorf. Er konnte nicht sehen, wie und wo der Pfeil abgeschossen wurde, der genau ins Zentrum traf. Der Schütze musste nah am Hause stehen, für Ferdinands Blick im toten Winkel. Er konnte ja wegen der Vergitterung nicht nah an die Fensterscheiben ran. Nicht lange danach traf ein zweiter Pfeil, ein dritter und vierter. Und alle sehr nah beieinander im schwarzen Zentrum der Scheibe. Ferdinand überlegte, ob sich der Schütze genau an die Zen-Vorschriften hielt; er kannte sich da nicht aus.

Dann kam eine Frau mit einem Bogen und löste die Pfeile. Groß war sie, blond, sah sehr schön aus im fahlen Herbstmorgengegenlicht. Sie trug

eine pinkfarbene Latzhose, in der sie sehr elegant aussah, entgegen sonstigen Schlabberzumutungen solcher Bekleidung. Sie ging zum Haus zurück, auf Ferdinand zu, verschwand dann. Wenig später wiederholte sie das Bogenschießen. Und Ferdinand fragte sich wieder einmal: Wo bin ich denn da gelandet? Und was soll das werden? Das Bogenschießen wurde für einige Zeit zum Morgen-Ritual, an dem Ferdinand seine Freude hatte. Wirklich Freude, so vielschichtig ist Menschenseele gelagert, er hatte Freude, obwohl er doch wusste, dass Susanne unter seiner Entführung leidet. Um gleich noch eine Schicht draufzupappen: Vielleicht leidet die gar nicht, hat längst einen anderen. Und noch eine Schicht: Sowas zu denken, wenn es nicht im geringsten zu beweisen ist, das ist Sünde. Auf was man alles kommt, als Gefangener. Nein, das sollte ich nicht denken! Das könnte an meiner Seele fressen. Freude. Punkt. Susanne. Punkt.

Alleskieker springt in der Zeit ein bisschen zurück und rauf, nach Norden, nach Berlin:

Am 20. September 2002 erscheint im asiatischen Sportcenter in Biesdorf im Osten Berlins eine hochbeinige, goldblonde, nicht mehr ganz junge amerikanische Beauty und erkundigt sich nach den Möglichkeiten des asiatischen Bogenschießens. Man bot ihr Unterricht an, aber sie meinte lächelnd, keine Lehrer mehr zu brauchen, sie wolle nur schießen, sei für ein paar Monate in Berlin und hatte die Adresse des Sportcenters aus dem Branchen-Fernsprechbuch. Sie schieße aus meditativen Gründen, 'die Kunst des Bogenschießens'. Der chinesische Boss lächelte chinesisch und gab ihr Pfeile und Bogen und führte sie zum Übungsplatz. Sie fieselte aus der Hosentasche den ledernen Handschutz der Bogenschützen und streifte ihn über. Dann schoss sie, drei-, viermal, immer sehr genau ins Zentrum der Scheibe treffend. Sie fragte, ob es noch eine längere Bahn gebe, mit größerem Abstand zwischen Schütze und Ziel. „Leider nein, das erlauben die Behörden nicht. Ein Pfeil könnte nach draußen fliegen und einen Passanten

verletzen.“ „So ahnungslos können nur Behörden sein,“ kommentierte die Lady. Der Mafia-Boss lächelte noch ein schönes Lächeln.

Sie sagte: „Ich möchte ein- oder zweimal in der Woche kommen und schießen. Was würde das kosten?“ „Geben Sie mir 30 Euro, und Sie sind im nächsten halben Jahr jederzeit willkommen. Kleine Wartezeiten müssten Sie eventuell in Kauf nehmen, falls mal alle drei Bahnen besetzt sein sollten, aber...“ Sie fieselte das Geld aus der Hosentasche. Er nahm es und bedankte sich. „Ich brauche eine Quittung,“ sagte sie, und Niemand hätte hinter dieser Bitte den Anfang einer Affäre vermutet, die sie da geschickt einfädelt, am allerwenigsten der gerissene Mafia-Boss.

Er ging rein und in sein winziges Büro: „Warten Sie einen Augenblick. Es ist sehr eng hier.“ „Wie schön,“ sagte sie und folgte unbeeindruckt, wobei der Boss nicht wusste, ob sie die Enge schön fand oder den Verschlag als solchen. Sie schloss die Tür. Er schrieb eine Quittung aus, sie lehnte an der Tischkante vor ihm, den schmalen Po fast auf seiner schreibenden Hand, ziemlich genau wissend, dass die Nähe von seinem Kopf und ihrem Schoß unsichtbare, aber höchst fühlsame Schlingen erzeugte. Sex kommt aus dem Kopf!

Sie eroberte einen exotischen Liebhaber, rabiät oft und immer wieder in größte Zärtlichkeiten umkippend. Er war nur sehr zögerlich mit dieser Bindung einverstanden. Er fürchtete, sich ins Unglück zu ficken. Und so kam es. Es ist ein ehernes Gesetz in seinen Kreisen: auch der Boss vergnügt sich mit anonymen Nutten, natürlich den schönsten, die zur Verfügung stehen. Aber Annäherungen an die Liebe verderben dieses Verbrecher-Handwerk. Sie aber suchte die enge Bindung und fing dann langsam an, Forderungen zu stellen. Zum Beispiel:

„I don't like Baiisdof!...“ Oder: „Your job is'nt only this sporting area. Tell me.“ Und er erzählte – Sachen, die nie und nimmer eine solche Dame etwas angingen. Das Sport-Center ging schlecht, die drei Bahnen zum Bogenschießen lagen sehr oft ungenutzt. Aber das wäre von Mafia-Einnahmen

leicht aufzufangen, wenn nicht auch die illegalen Geschäfte – Zigaretten-schmuggel, Autodiebstähle und -verschiebungen über östliche Grenzen, Schutzgelderpressungen, in letzter Zeit immer weniger Ertrag brächten. Gelhald Schlödel und Edmund Stoibel machten schlechte Wirtschaftspolitik für Mafia-Bosse. Der Umtausch von ergaunerter D-Mark in Euro bereitete größte Schwierigkeiten, fast eine Million drohte zu verfallen. Sie lachte viel bei seinen Erzählungen und nannte sich dann bald Gun Moll – Räuberbraut. Manchmal glaubte er zu ahnen, dass die Lady seine Enthüllungen, die er fast gegen seinen Willen, wie unter einem Zwang erzählte, gegen ihn benutzte. Aber das war Unsinn. Sie war unabhängig, lebte von irgendeinem Vermögen in allergrößter Freiheit. Und sie genoss diese exotische Bindung. Aber: „I don't like Baiisdof.“

Also ab nach Bayern. Den Posten von zehn Philips-Spülmaschinen, die ein chinesischer Frachter in Hamburg entladen hatte, gleich nach Bayern umleiten. Ein kleines Schlösschen anmieten, im alten Pferdestall einen outlet-Verkauf einrichten. Das ließ sich ganz gut an. Die Spülmaschinen waren Fakes aus China, wahrscheinlich großer Pfusch. Den Mafia-Boss quälten solche Klein-Klein-Geschäfte. Er liebte es, mit Millionen umzugehen, umzuspringen. Diffuse Nachrichten sickerten immer wieder aus Berlin durch. Da hatte der Boss mal mit einem Handkantenschlag einen jungen Landsmann, der aufmüpfig werden wollte, ins Jenseits geschickt. Im Teltow-Kanal hatte man die Leiche entsorgt. Jetzt geistern Gerüchte von gefundenen Leichenteilen mit unverkennbarer Tätowierung durch Berlins Unterwelt und – was schlimmer ist – in Kriminalpolizeikreisen. Der Boss plante den weiteren Umzug nach Kuba, und zwar sehr rasch. Die dort zu erwartende Wärme fand Blondie ganz doll, während sie den bayerischen Winter schon hasste, als er noch gar nicht ernsthaft begonnen hatte. Hinzu kamen diese Fatalitäten mit der Heizung. Nur eins: Kann denn eine US-Bürgerin so ohne weiteres nach Kuba einreisen? Der Chinese nickt und lächelt sein Lächeln.

5 Ein Rechtsanwalt wird eingeschaltet

Susanne war außerordentlich konzentriert, als sie vor gut einem Jahr – es war 18 Uhr 30 pünktlichst am Dienstag, den 5. November 2002 - Rechtsanwalt Schöttler berichtete. Sie war von Kammhuber ja als sehr bezaubernde junge Dame annonciert. Dementsprechend freundlich verhielt sich Schöttler, seine sehr präzisen Fragen taten Susanne sehr wohl.

Sie gab Auskunft über sich selber, dass sie den Herrn Doktor ja schon von gelegentlichen Vorträgen im Institut für Kriminologie kenne, dass sie mit kleinen Mühen auf den Doctor juris zumarschiere. Dann gab sie sich einen Ruck und erklärte, dass sie verliebt sei, ja, wahnsinnig verliebt in Einen, der eine kleine Geldwäscherei betrieben hat, der aber nun verschwunden sei und dessen Nachnamen sie nicht kenne. „Also eine eher lockere Bindung,“ folgerte Schöttler. „Nein, eine eher sehr feste.“ „Hm.“ „Gibts, Herr Doktor.“ Sie schilderte die näheren Umstände der Entführung. Auch von der SMS sprach sie. Und von Ferdinands Berlin-Herkunft.

Schöttler zog erste Schlüsse: „Wenn ich nun unterstelle, dass dieser – den Vornamen kennen Sie gewiss?“ Ach, dieses schöne liebende Lächeln, mit dem sie „Ja: Ferdinand...“ sagte. „Wenn ich nun unterstelle, dass dieser Ferdinand – was ist er denn von Beruf?“ „Banker.“ „Hm, - dass der nicht nur eine kleine Geldwäscherei betrieben hat, sondern in größeren Geschichten schuldig, ja straffällig geworden ist...“ „Da antwortet mein Kopf: Kann sein. Und mein Herz – aber so ein Herz...“ „Was lernen Sie im höheren Semester über das Herz?“ „Dass es sehr unzuverlässig ist.“ „Dennoch –“ „- ein guter Ratgeber sein kann.“ „Seien Sie also vorsichtig und denunzieren Sie nicht Ihr Herz. Die Liebe ist nicht nur eine Operetten-Himmelsmacht. Ich unterstelle also, dass er wirklich nur ein kleiner Geldwäscher war.“ „Ich bin einen halben Kopf größer als er.“ „Was muss ich daraus schließen?“ „Nichts, es fiel

mir ein.“ Schöttler überlegte noch: „Wir wollen mal nicht alles auf die chinesische Karte setzen. Es liegt sehr nahe, aber vielleicht zu nahe.“

Sie redeten noch eine Weile. Schöttler nahm sich Zeit, das war wunderbar. Schließlich kam er zum Ende: „Ich diktiere zunächst einmal nichts in diesem Fall. Nennen wir es ruhig höchste Geheimhaltungsstufe. Sie wären ein zu süßer Blütenstrauch für einen Presserummel.“ So formulierte Schöttler sein Wohlgefallen an Susanne. „Und der würde die Verbrecher alarmieren. Ich werde sehr diskrete Verbindung mit der Polizei aufnehmen, ich habe da gute Kanäle, keine eventuelle Anzeigepflicht versäumen.“

„Eine letzte Frage, Herr Doktor: Welche Chancen sehen Sie?“ „Derzeit nicht zu beantworten. So Leid mir das tut, ehrlich. Sie haben mir da eine Palette mit so vielen Farben aufgemischt... Nur eins: Der Satz ‚Das geht nicht‘ geht nicht in meinem Büro. Ich habe Ihr Einverständnis, dass ich gegebenenfalls eine Detektei einschalte?“ „Natürlich. Sie segeln unter meinem vollsten Vertrauen.“ „Ach, wenn mir das andere Klienten doch auch mal sagen würden, kleine Poetin, Segeln... Immer davon ausgehen, dass Ihr Ferdinand lebt.“ „Kann ich gar nicht anders,“ bekannte Susanne, fügte aber hinzu: „ – meistens...“ „Frau Kollegin –“ „Zu viel Ehre, Herr Doktor.“ „Ich werde mich freuen, wenn Sie voll und ganz in die Zunft integriert sind. Sie hören von mir.“

Im Vorzimmer stellte er sie noch den dort arbeitenden drei Damen vor: „Diese bezaubernde junge Dame – so hat sie wohlgermerkt Kollege Kammhuber genannt – ist Susanne Fletscher. Sollte sie anrufen und mich dringend sprechen wollen – bitte durchstellen. Sie wird die Dringlichkeit nicht missbrauchen. Habe ich Recht?“ Susanne freute sich: „Bestimmt nicht. Haben Sie vielen Dank für alles, Herr Doktor.“

Auf dem Nachhauseweg gingen ihr Schöttlers Verdächte durch den Kopf. Es ist nicht im Geringsten zu beweisen, dass Ferdinand nicht ein Großgauner war, für den sie ihn nie und nimmer hielt. Aber – also: Vielleicht

ist er nicht ein Opfer der Mafia, sondern als ihr Mitglied in deren Arme zurückgekehrt, um wieder kräftig für sie tätig zu werden? Vielleicht waren die Sonntags-Telefonate mit den Eltern verschlüsselte Nachrichten. Warum er untergetaucht war und durch München gammelte – dafür ließen sich wahrscheinlich Gründe finden. Das quälte sich nur sehr langsam am Herzen vorbei in ihr Gehirn. Aber die einzigartig schönen Gespräche, die sie geführt hatten, vor dem Bett, nach dem Bett, im Bett... Man kann doch vom Herzen nicht derartig betrogen werden. Aber! Dennoch!: Sei unerbittlich, Frau Kriminaloberwachtmeister. Sollte das Schreckliche der Fall sein, dann gabs keine Zuwendung mehr für den Entfernten. Dann starb er, dann stand sie am Grab ihrer Liebe. Aufheul! Mit solchen Gedanken konnte sie nicht weiter fahnden. Also, ab ins Klo und kräftig Wasser drauf. Und her mit der Hoffnung!

Zur Haustür in der Sebaldusstraße 6 führen ein paar Stufen hinauf. Als Susanne oben stand und aufschließen wollte, war sie plötzlich gefangen zwischen zwei Männerarmen auf ihren Schultern, die Hände in Handschuhen an die Tür gepresst, und eine heisere Stimme flüsterte: „Ferdinand – ich bring dich zu ihm.“ Susanne drehte sich um und starrte in ein maskiertes Gesicht. Der Mann presste seine Hüfte gegen ihre und machte widerliche rammelnde Bewegungen und flüsterte: „Immer an Ferdinand denken...“ Susanne flüsterte, zärtlich säuselnd: „Jetzt beiß mal schön die Zähne zusammen!...“ und rammte ihm ihr Knie mit voller Wucht zwischen die Beine. Zugleich knallte sie ihm beide Hände auf beide Ohren. Er heulte auf und stürzte die Stufen runter auf die Straße. Wahnsinnig schnell rappelte er sich auf und raste davon. Susanne wollte ihm nach, gabs aber sehr schnell auf. Und her mit der Hoffnung...?

Den Eltern hat sie nichts erzählt von diesem Überfall. Wars denn ein Überfall? Doch wohl, und möglicherweise mit sehr bösen Folgen. Und wieder die Frage: Polizei? Da wäre der Name Ferdinand zu Protokoll zu geben. Höchst heikle Fragen könnten sich daraus ergeben. Nein, erst mal reinfres-

sen, tunlichst nicht bei Dunkelheit nach Hause kommen und immerzu sichern. Susanne musste auflachen, als sie sich vorstellte, dass sie nur noch mit einem Bodygard rumlaufen könnte. Nein, bitte nicht sowas. Der Beschwichtigungen fürs eigene Gemüt waren viele. Zu viele? Die grobe Belästigung hatte hautnah stattgefunden, bloß nicht verharmlosen! Da sind Hintermänner eines beachtlichen Syndikats, die dir auflauern. Sonderbar, dass ihr Schöttler erst nach zwei Tagen einfiel, der war doch ihr Vertrauensmann.

Und er rechtfertigte diese Einschätzung Susannes voll und ganz: Behutsam reagieren, aber nicht leichtsinnig. Susanne hatte angerufen, und es dringlich gemacht. Und die Damen im Vorzimmer reagierten freundlich und sofort. Eine halbe Stunde später saß sie dem Rechtsanwalt gegenüber und schilderte den beängstigenden Vorfall. Er stoßseufzte: „Sie schleppen mir da einen ganz schön dicken Krimi in die Bude. Dass er Ferdinands Namen wusste, entlarvt ihn. Wie haben Sie denn reagiert?“ „Ich habe ihm mein Knie mit voller Wucht ins empfindlichste Areal gestoßen und mit beiden Händen auf die Ohren gehauen.“ Das fand Schöttlers Bewunderung: „Sehr mutig. Keine Angst gehabt?“ Susannes knappste Antwort: „Klar Angst gehabt.“ „Wenn es simpel läge in Ihrem Fall, würde ich sofort die Polizei einschalten. Aber –“ Susanne ergänzte: „ – mein Fall liegt nicht simpel.“ „Das kann man laut sagen. Ich brumme mir ganz schön Verantwortung auf, wenn ich jetzt erstmal die Klappe halte. Aber Angst vor Verantwortung wurde mir nicht an der Wiege gesungen. Saublöder Satz – Keine Angst vor Verantwortung ist kein Gen, sondern pflanzt sich ins wachsende Bewusstsein. Genug der Genforschung. Susanne, gehen Sie mit höchster Aufmerksamkeit durch die Gegend, kommen Sie tunlichst bei Tageslicht nach Hause, problematischer Rat im November, ich weiß, umgeben Sie sich mit Freunden und Freundinnen. Und lassen Sie uns hoffen, dass sich da nichts wiederholt. Sie hören von mir, wenn ich Neues erfahre. Tschüs.“

Am nächsten Morgen bekam Ferdinand das übliche Frühstück von Mathilda. Aber keine Süddeutsche Zeitung. Doch: Süddeutsche, spanische Zeitung El Pais und drei Lehrbücher für Spanisch, dazu ein handliches Wörterbuch. Das Mädchen holte das Schriftzeug extra rein, war ihr zu viel, alles auf einmal. Ferdinand bedankte sich, sagte auch gleich auf Spanisch: „Gracias,“ hatte seine Freude an diesem spanischen stimmlosen t-h (ti-äitsch), das er gut aussprach. Ja, seine Freude hatte er, klingt ein wenig merkwürdig. Aber die Erfahrung lehrt, jedenfalls bei Ferdinand: Verschrecktsein macht keinen Dauerton, der hängende Kopf bleibt nicht für immer unten, Freude ist ohne Susanne möglich, sehr kleine, winzige Freude. Und die Aussicht, dass er ein paar Spanisch-Schüler bekommen wird, wirkt besänftigend auf die Strudel der Einsamkeit, die er ja so gar nicht gewohnt war. Auf Flauer-Nächte an der Isar in München folgten Tage mit mancherlei Kommunikation und wenss nur die Grübchen beim Lächeln der Bedienung im Tambosi waren, wo er morgens seinen Cappuccino zu trinken pflegte. Was wollen die hier von mir? Einen Spanisch-Lehrer muss man nicht mit Chloroform vor dem Münchner Hauptbahnhof rauben. War denn die Geldwäsche nicht schon verjährt? Der Mord mit Handkantenschlag, dessen Zeuge er ist, war es jedenfalls nicht.

Das Wichtigste für Susanne jetzt im Herbst 2003 war doch wohl, dass Schöttler von dem Brief erfuhr. Es war immerzu besetzt. ‚Er muss ja den Brief sehen,‘ dachte Susanne und fuhr in die Kanzlei. Schöttler fegte durch das Büro wie ein Seeadler bei Windstärke 10: „Absolute Sicherheit, dass ich alle Unterlagen habe?“ fauchte er. Er sah Susanne: „Susanne, vollkommen ausgeschlossen –“ Aber sie setzte den kleinen glockenreinen Satz in den Wirbel: „Ich habe einen Brief von Ferdinand.“ Atemlose Stille, auch die Kanzleidamen wussten ja inzwischen, was das bedeutete. „Was?“ jaulte Schöttler. „Mein Prozess nimmt darauf keine Rücksicht. Machen Sie mit Julia den nächstmöglichen Termin aus. Wiedersehn!“ Und weg war er.

Julia hieß die Oberdame: „Dürfen wir den Brief lesen?“ Susanne war da erstmal sehr zögerlich: „Muss das sein?“ „Nein,“ sagte Julia mit winziger Enttäuschung, „das muss nicht sein. Aber erzählen Sie drei Worte.“ Susanne erklärte: „Der Brief ist ein halbes Jahr alt, aus Havanna, Kuba, Packpapier. Und auf dem Umschlag – nichts weiter. Wann kann ich kommen?“ Julia befand: „In zwei Stunden. Vielleicht müssen Sie ein bisschen warten.“

Zwei Stunden Münchner Innenstadt, es war einigermaßen warm. Susanne trank einen Espresso in den fünf Innenhöfen, lasst uns genau sein: Man kann nicht in fünf Innenhöfen einen Espresso trinken, es war im Porti-ahof. Ein Espresso wird ja noch sehr viel schneller alle als ein Cappuccino. So rutschte Susanne in dieselben Probleme, die Ferdinand einst hatte, wenn er den letzten Schluck Cappuccino im Tambosi – neulich ein schönes Foto vom Famosi Tambosi in der Süddeutschen - bis zum Geht-nicht-Mehr raus-schob. Dann ging sie in die Theatinerkirche, um sich zu sammeln. Sie erinnerte sich, was ihr Ferdinand über seine Besuche in der Theatinerkirche erzählt hatte. Sie brauchte viel Sammlung, wäre doch am liebsten wie eine Rakete nach Kuba gezischt.

Schöttler war nach seiner Wiederkehr sehr high, hatte wohl einen Prozess gewonnen oder in gutes Fahrwasser gelotst. Er taxierte den Brief dann ähnlich wie Susanne, als Fahnderin – nicht als Liebende: „Positionierung in einer Millionenstadt in Übersee, ein halbes Jahr alt, aber immerhin...“ „Man denkt ja nicht rational,“ sagte Susanne, sich weise dünkend, „man denkt in Liebesschüben.“ Schöttler freute sich: „Ich gratuliere Ihnen zu solchen Erkenntnissen.“ Susanne verstand falsch: „Machen Sie sich nicht lustig über mich, Herr Doktor.“ Aber Schöttler verwahrte sich: „Aber Susanne, das ist mir heiligster Ernst: Jemand, der weiß, dass er in Liebesschüben denkt, ist mir tausend Mal lieber als ein rationaler Klugscheißer.“ „Ich muss zu ihm,“ stand für Susanne fest. „Wir brauchen ein bisschen mehr Kenntnisse, ich schalte die Polizei ein.“ Als Susanne erwidern wollte, sagte er gleich: „Äußerste Diskretion, wie immer, klar. Kann auch sein, dass das gar nichts

bringt. Sie haben da doch diesen Mann beim LKA, den Stiegler.“ „Jochen Stiegler, - der wandert derzeit unerreichbar durch Südtirol.“ „So spät? Wird aber doch wiederkommen.“ „In acht Tagen.“ „Seien Sie bitte nicht böse, wenn ich Sie jetzt rausschmeiße. Lassen Sie den Brief draußen fotokopieren. Auch den Umschlag. Was heißt denn das da? Mädchenhandschrift.“ Susanne reagierte spröde: „Das weiß Niemand.“ Sie nahm Brief und Umschlag und ging: „Auf Wiedersehn, Herr Doktor.“ „Wiedersehn. Kuba... Naja, irgendwo musste er ja sein. Nun also Kuba. Havanna hat eine ziemlich große chinesische Gemeinde, glaube ich. Und dass er den Brief vor einem halben Jahr geschrieben hat. Und nur Liebesgesäusel. Naja... Raus mit Ihnen.“ Susanne verließ den Raum.

Julia ließ den Brief kopieren und murmelte: „Hat wenig Sinn, uns so einen Text zu verweigern, wir kommen ja doch dran... Tschüsschen, Susanne, nun ist die Tür ein ordentliches Stück aufgegangen. Bald können Sie durchschlüpfen. Ich wünsche es Ihnen.“

6 Das Schlösschen in Oberbayern

Im Herbst des vergangenen Jahres 2002, erste Novemberhälfte, gab es einige recht kalte Tage in Oberbayern. Die Heizkörper im Schlösschen blieben dennoch nur lauwarm. Die US-Beauty nängerte und quengelte und stänkerte. Das hatte der Chinese gar nicht gern. Noch einmal: eine Nutte hätte es nie gewagt, Ansprüche in Bezug auf die Zimmertemperatur zu stellen. Die hätte die Nerzjacke angezogen, die er ihr gerade geschenkt hat. Die Lady aber lag ihm in den Ohren und weckte seinen Zorn, den er jedoch nicht an ihr ausließ, sondern am Makler Maienkammer, Marions Vater. Dem Edel-Makler verging ein bisschen die Euphorie über diesen ostasiatischen Kunden, der recht unverschämt die Instandsetzung der Heizung verlangte. Dafür gab es keinerlei juristische Handhabe, darüber stand ausdrücklich was im Mietvertrag. Aber Maienkammer sagte zu, rauszukommen und die Sache vor Ort zu untersuchen und zu besprechen. Übermorgen am Nachmittag. Sein Kunde war einverstanden. Maienkammer ließ sich von Tochter Marion Susannes Telefonnummer geben, fragte nach deren Befinden. Marion meinte, sie habe sich ein wenig gefangen, aber sie sei doch noch ganz schön durcheinander, in der Sache Ferdinand gebe es noch nicht die geringsten Fortschritte. Und als der Vater fragte, ob er Susanne um eine kleine juristische Hilfe bitten könne, fand Marion das sehr gut. Also rief er Susanne an:

„Hören Sie zu: Ich bitte um Ihren juristischen Rat. Da ist mir ein Mieter ziemlich unverschämt gekommen von wegen kaputter Heizung. Ich möchte da nicht mit großem Geschütz auffahren, also nicht gleich meinen Rechtsanwalt mitnehmen, aber ich möchte mit Jemandem rausfahren, der mir eventuell juristisch beistehen kann.“ „Also, ob ich da die Richtige –“ „Ich denke schon. Wenn es hart auf hart gehen sollte, schalte ich schon meinen Rechtsanwalt ein. Aber vielleicht können wir das auf die elegante Tour erledigen. Der Mann hat wohlgemerkt keine juristische Handhabe. Das mit der Heizung war ihm bekannt, das wollte er ausdrücklich selber in Ordnung

bringen lassen.“ „Das haben Sie schriftlich?“ „Ja, im Mietvertrag. Ich möchte ihn aber auch nicht ins Leere laufen lassen. Bisher sind wir gut miteinander ausgekommen. Machen Sie das? Gegen Honorar natürlich.“ „Ja, fein, wenn Sie nicht gleich alle Paragraphen auswendig von mir verlangen.“ „Ganz bestimmt nicht.“ „Soll ich mich ein wenig kundig machen?“ „Ja, kucken Sie ein bisschen ins Mietrecht, Instandsetzungen, Reparaturen.“ „Also gut, dann - Wann? Wo?“ „Übermorgen Nachmittag. Wo kann ich Sie abholen?“ „Oh, das wäre wunderbar, ich bin nämlich -“ „14 Uhr 30. Wo?“ „Veterinärstraße 1. Ich stehe übermorgen 14 Uhr 30 vor der Tür.“ „Sehr gut. Bis dann. Tschüs.“ „Auf Wiedersehn. Und vielen Dank.“

Übermorgen saßen sie also im Auto und fuhren nach Südwesten zu dem Schlösschen – in dem Ferdinand als Gefangener hockte. Susanne hätte kombinieren müssen, dass es das Haus sein könnte, dass der Makler an einen Chinesen verkauft oder vermietet hat, wie er bei einem Besuch eines chinesischen Restaurants vor ein oder zwei Wochen erzählt hatte. Nein, so kombinierte sie nicht. Auf die Frage: Warum nicht? gabs keine Antwort. Marions Vater beklagte sich ein wenig, dass er sich mit defekten Heizungen herumschlagen muss, aber er müsse ja wohl bei einem Beruf, den er ansonst liebte, auch die mehr schattigen Seiten ordentlich erledigen. Dass der Kunde, mit dem er sich herumschlug, ein Chinese war, glaubte er nicht erwähnen zu müssen. Susanne klärte auf, dass eine größere Heizungs-Reparatur schon der Vermieter ausführen lassen müsse, aber er habe es ja schriftlich, dass es diesem Falle zu Lasten des Mieters gehe. „Genau so ist es,“ sagte Marions Vater. Sie sprachen dann ausführlich über Marion und ihre Pariser Modeschule-Pläne.

Der Besuch des kleinen Schlosses geriet gespenstisch. Das heißt: es kam zu gar keinem Besuch. Marions Vater klingelte, aber es öffnete niemand, was er gar nicht verstehen konnte, denn er hatte sich eindeutig mit dem Mieter für heute Nachmittag verabredet. Sie schauten zu den Fenstern hinauf, gingen um das Haus herum, suchten einen eventuellen anderen

Eingang. Auch der ehemalige Stall verschlossen, ein Transparent kündete vom Outlet-Verkauf von Spülmaschinen, Markenware. Keine parkenden Autos. Nichts – Totenstille. Sie fuhren dann noch zur Gemeinde und Marions Vater fragte einen Beamten, wie denn der neue Mitbewohner in der Gemeinde sich verhalte. „Nichts Auffälliges, falls Sie das meinen. Ordnungsgemäß angemeldet, insgesamt elf Personen, eine US-Bürgerin. Er hat einen Gewerbeschein beantragt und bekommen: Outlet-Vertrieb von Elektrogeräten. Sind wohl Spülmaschinen. Armbanduhren wäre einfacher.“ Lacher. „Das machen sie wohl im ehemaligen Pferdestall. Mehr habe ich nicht mitzuteilen. Liegt denn etwa etwas gegen ihn vor?“ Maienkammer wiegelte ab: „Nein nein, eine Lappalie. Ich habe das Geschäft vermittelt, und jetzt soll etwas nicht in Ordnung sein, also reparaturbedürftig. Haben Sie sehr vielen Dank.“

Sie fuhren nochmal zu dem Gebäude, aber es blieb so still wie zuvor. Beim Blick auf die Fenster sagte Marions Vater: „Dass von elf Personen nicht ein einziger da sein soll, klingt etwas merkwürdig, aber... Vielleicht machen sie einen Betriebsausflug. Oder alle elf stehen hinter den Fenstern da oben und beobachten uns, was mir nicht ganz behaglich wäre. Was kombiniert denn die Kriminalistin?“ „Bei so wenig Auffälligkeiten lässt sich kaum etwas kombinieren.“ Ein letzter Gang um das Haus herum, dann die Rückfahrt nach München.

Susanne, könnte es sein, dass du nicht misstrauisch genug bist für den Beruf? In Ferdinands geräumigem Gefängnis ging es schrecklich zu. Als das Paar aus München ein zweites und letztes Mal um das Haus herum ging, sah Ferdinand sie: Susanne! Ihm stockte der Atem. Dann schrie er: „Susanne! Susanne!“ Er konnte ja das Fenster nicht öffnen, versuchte es dennoch. Er trommelte gegen die Tür, aber da reagierte Niemand. Er wollte was gegen die Scheiben schmeißen, fand nichts, dachte auch: Ich gefährde Susanne! Mit Marions Vater stapfte sie da durch das Gras und kuckte zu den Fenstern rauf. Hier bin ich! Susanne, du musst mich doch sehen! Er schob die Ärmel der Trainingsjacke hoch und winkte heftigst mit den nack-

ten Armen. Ihm wurde erst jetzt die Verbindung klar: Der Chinese, dem Marions Vater eine Immobilie vermittelt hatte, war sein Chinese aus Berlin. Und der arme Ferdinand beruhigte sich an dem Gedanken: Sie ist mir auf der Spur, es dauert nicht mehr lange... Und was hat sie für einen herrlichen Hintern! Oh, mein armer Ferdinand...! Einmal von Marions Vater das Wort ‚Chinese‘ zu Susanne oder in der Gemeinde, und Susanne hätte sofort kombiniert. Sie hätte auch selber drauf kommen können? Klar! Aber der Groschen fiel nicht. Ein so schreckliches Aneinandervorbei!

Alleskieker ist ziemlich verschwitzt, als Susanne mit Marions Vater nach München zurückfährt.

Susanne plante eine Reise nach Berlin. Dort lebten Susanne I und ihr Cousin Heinz. Und es gab das asiatische Sportcenter in Biesdorf. Naja, das sind nicht eben viele Anhaltspunkte, und sie sind auch lausig ungefähr: Keine Nachnamen bekannt von Susanne I oder Heinz, und wer weiß, wie Biesdorf bei näherer Betrachtung aussieht, Stadtrandsiedlung, eingemeindetes Dorf... Dennoch: Alles ist besser, als in München rumzuhängen. Ja, natürlich, alle Kraft dem Studium, aber das geht mit verlorenem Ferdinand öfter nur sehr zähe. Von Schöttler hörte sie nicht viel, hauptsächlich eigentlich nur den Satz: „Sie hören von mir.“ Und dann hörte sie gar nichts. Doch: der Nachname. Bei der Berliner Polizei gibt es Unterlagen, dass ein Ferdinand Honigmann vermisst wird. Fahndung läuft auf kleiner Flamme. Naja, immerhin: Wenn wir dann heiraten, werde ich Susanne Honigmann heißen. Ganz kleines bisschen klebrig klingt das ja schon. Vielleicht nehmen wir meinen Familiennamen, Ferdinand Fletscher. Er muss aber einverstanden sein... Dann dachte sie über die Steckdosen nach. Steckdosen? Ja, es ist sehr wichtig, im eigenen Haus die Steckdosen klug vorausschauend zu planen, das spart viel späteren Ärger...

Susanne, Alleskieker liebt dich!

Steckdosen – und wenn er tot ist? Aber da war doch diese Kuckucksuhr, - Ferdinand war doch nicht tot!...

Obwohl er sich immer öfter so fühlte: tot. Die Vorstufe: gefangen. Im Gefängnis, für welches Verbrechen? Die Verweigerung zu jeglichem ernsthaften Gespräch war für Ferdinand manchmal sehr bedrückend. So absolut fremdbestimmt sein wie ein Säugling, der gefüttert und gewickelt wird, reduziert auf fressen und scheißen. Unsinn natürlich. Gedanken, auf die man kommt, weil Susannes Lachen niemals zu hören ist, ihr Körper nicht zu fassen. Verwende deine Gedankenkraft, so sagte sich Ferdinand, auf deinen Weg in die Freiheit, ohne dich zu gefährden, vor allem aber: ohne Susanne zu gefährden.

Zu solch schiefen Hygiene-Gedanken passte es, dass Ferdinand anfing, Gymnastik zu machen. Er ließ es bald wieder, das einsame Gehampel ging ihm auf den Geist.

Immer mal wieder holte man Ferdinand in den alten Schuppen, über dem das Transparent hing: ‚Spülmaschinen! Outlet! Markenware!‘ Nun war er also Verkäufer von Spülmaschinen, hatte immer ein oder zwei Chinesen als Aufpasser um sich herum. Spülmaschinen höchst undurchsichtiger Herkunft, ziemlich sicher Fakes aus Asien. Die müssen ja wohl nicht immer schlecht sein, aber Banker Ferdinand war völlig ungeeignet, das festzustellen. Acht Stück verkaufte er, schummelte sich durch das Verkaufsgespräch, wenn es um fachliche Fragen ging, war also erfolgreich. Das waren in fast einem Monat seine Berührungen mit der Welt da draußen: zehn oder zwölf Kundschaften, darunter eine einzelne Dame, eine Familie mit zwei Kindern, der ältere Sohn quälte die jüngere Schwester. Damit zurück ins Gefängnis. Da war noch der Spanisch-Unterricht. Er hatte sich durch die Sprachführer gebüffelt und mehrmals seiner Beschließerin Mathilda aufgetragen, doch zu bestellen, dass er zu unterrichten bereit sei. Aber es passierte nichts, gar nichts.

7 Lilianes Liebeskümmernisse

Es war ein fahler Abend im vergangenen Januar dieses Jahres 2003. Susanne saß im Institut für Kriminologie an ihrem Arbeitsplatz. Der alte Studienkumpel Franziska schob den Kopf neben den ihren: „Dich sieht man ja hier nur noch ganz selten.“ „Ja, ich...“ „Ich stürze auf meine Prüfungen zu. Du kennst das, nicht?, plötzlich zischt die Zeit davon, und was in drei Wochen sein sollte, ist übermorgen Nachmittag. Es soll ja da ein Abhör-Genie geben: Ich brauche deinen Ferdinand.“ Susanne kniff die Lippen zusammen: „Ich auch.“ Franziska war erschrocken: „Hei, was ist los? Doch nicht etwa das alltägliche Bettschupfen?“ „Nein.“ „Hätte mir sehr weh getan. Ihr seid ein wunderbares Paar.“ „Franziska, ich kann dir nicht viel sagen, - es ist - es gibt derzeit keinen Ferdinand, der dich abhören könnte.“ „Bist du so eifersüchtig?“ Dieses müde Lächeln Susannes: „Nein... Ja, ich bin sehr eifersüchtig, aber... Hör zu, Krimikommitonin: Ferdinand ist in eine Affäre geraten, die - wo nicht alles so geht, wie es gehen soll. Er selbst ist natürlich nicht kriminell, aber...“ „Ist er im Untergrund?“ „So kann man es nennen, ja.“ „Aufregend,“ kommentierte Franziska. Susanne heulte los: „Nein - überhaupt nicht aufregend!... Nur entsetzlich!“ Franziska nahm Susannes Kopf in ihre Arme: „Susanne, du warst ein so fröhliches Etwas. Was kann ich für dich tun?“ Susanne beruhigte sich schnell: „Derzeit nichts. Aber das kann sich morgen ändern. Dann melde ich mich bei dir. Wollen wir uns darauf einigen?“ „Ja, mein Schatz. Aber auch wirklich: Nimm mich ungeniert in Anspruch, wenn du mich brauchst. Ich bin schließlich eine Fachfrau. Tschüs!“ „Tschüs, Franziska.“

Susannes Telefönchen klingelte, sie meldete sich. „Hol mich ab, bitte, hol mich ab!“ Liliane, die Schwester. Susanne fragte: „Ist was passiert?“ „Ja, ein Unglück, hol mich ab am Bühneneingang! Aber nicht mir, ihm.“ „Wem?“ „Kim.“ „Kim ist ein Unglück passiert?“ „Ja. Wann kannst du da sein?“ „Ich bin hier fertig.“ „Wo bist du denn?“ „Im Institut.“ „Hol mich ab. Wann?“

„Kleine halbe Stunde, Schmetterling.“ „Sag niemals mehr Schmetterling zu mir! Ich warte auf dich, danke!“

Als Susanne zum Bühneneingang der Staatsoper kam, standen sie einander gegenüber: ihre Schwester Liliane und ihr Freund Kim, die beiden Tänzer im Ballett der Staatsoper, auf Distanz standen sie, Kollegen gingen zwischen ihnen hinaus auf die Straße. Susanne trat langsam näher. Kim sah sie nicht, er ging ohne ein Wort, rannte über die Straße, schaute sich nicht um. Susanne trat zur Schwester. Die umarmte sie heftig. Susanne schlug vor: „Gehen wir einen Kaffee trinken?“ „Nein, das ist nichts, was man bei einem Cappuccino besprechen kann.“ „Was ist denn dem Kim passiert?“ fragte Susanne. Liliane blieb hahnebüchen ruhig-sachlich: „Ich habe ihn verlassen, ich habe ihm den Laufpass gegeben, er kommt nicht mehr zu uns...“ „Warum?“ „Seine Liebe war langweilig. Vielleicht will ich auch nur Ferien von Kim. Wie soll ich das wissen!?“ „Liliane,“ mahnte Susanne, „sitzt du wieder auf deinem Spindampfer?“ „Das kann sein, das ist aber völlig wurscht. Er wollte mich heiraten. Aber ich will erst noch 20 andere Männer. Kannst du das denn nicht verstehen?“ „Nein.“ Liliane erinnerte sich plötzlich schmerzlich: „O, ich vergesse zwischendurch manchmal, dass dein Ferdinand dich verlassen hat, es tut mir so leid.“ Susanne blieb einigermaßen cool: „Er hat mich nicht verlassen, er ist mir gestohlen worden, Menschenraub.“ „Das ist ja noch schlimmer. Lass uns gehen.“ „Wohin?“ „Egal.“

Liliane hakte sich bei der großen Schwester ein, und sie gingen ein paar Schritte. Als sie in die Marstallstraße einbiegen wollten, blieb Liliane stehen: „Nein, wir können uns auch gleich wieder trennen.“ „Warum denn das?“ „Weil – dass ich Kim verlassen habe, das ist doch ein Furz gegen das, was dir passiert ist. Stell dir mal vor: Menschenraub!“ „Schmetterling, genau das ist es: das muss ich mir nicht vorstellen, das ist Realität.“ „Ich rede lauter Quatsch! Verzeih mir.“ „Warum hast du Kim sausen lassen?“ „Er lähmt mir die Tanzbeine.“ „Bist du sicher?“ „Nein. Aber es muss sein. Ohne ihn tanze ich besser.“ „Bist du sicher?“ „Nein. Aber denk ja nicht, dass du mich

trösten musst.“ „Vielleicht muss ich Kim trösten.“ Liliane lachte: „Das fehlte noch!...“ Susanne blieb nachdenklich: „Kann es sein, dass es dir zu gut geht?“ „Das kann sein, ja, wenn ich an dich und Ferdinand denke. Verzeih mir. Ändert nichts an meiner Trennung von Kim.“

Susanne ist, wie so oft, durch Liliane irritiert: „Du kriegst nicht die Liebe, die du erwartest. Kim hat eine ganz andere Liebe für dich. Die wirfst du nun weg. Aber es hat wenig Sinn, dir zu raten. Du bist genauso dickschädlich wie ich.“ Liliane lachte: „Ich bin gerne so klug wie meine große Schwester.“ Susanne verzog das Gesicht: „Klug? Schmetterling, du handelst willkürlich und unbedacht. Das ist meine Meinung.“ „Das muss man manchmal dürfen. Und sag nicht mehr Schmetterling zu mir.“ „Bis ans Ende aller Tage werde ich Schmetterling zu dir sagen. Vielleicht, wenn ich siebzig bin, höre ich damit auf. Weil du aufhörst zu schmettern.“ „Wieso eigentlich so ein Wortungetüm wie Schmettern für so ein zartes Naturgebilde?“ „Müssen wir Paps fragen. Kann irgendwer beurteilen, dass du besser tanzt ohne Kim?“ „Nein, niemand außer mir.“ „Mich machts nur traurig...“ „Verzeih mir.“ „Ich habe dir da nichts zu verzeihen, du bist geimpft und konfirmiert.“ „Ich kann nicht Kim lieben, bloß weil du Schwierigkeiten mit deinem Ferdinand hast. Ich fahr nach Hause.“ „Ins einsame Bett.“ „Nein, ich muss erst noch was essen.“ „Ich auch. Wir sehn uns zu Hause. Tschüs.“

Und zu Hause erläuterte ihnen der Vater die Herkunft des Wortes Schmetterling, das nicht im geringsten was mit Schmettern zu tun hat – kommt aus dem Tschechischen, was das Wort fast zum Fremdwort macht: Smetana ist im Tschechischen die Sahne. Der Komponist des pompösen ‚Mein Vaterland‘ mit der hinreißenden ‚Moldau‘ Bedrich Smetana hieße übersetzt schlichtweg Friedrich Sahne. Die Schmetterlinge galten als Hexen, die die Milch schlecht werden lassen. „Hm,“ machte Susanne, „Liliane, ich werde dich nie wieder Schmetterling nennen, denn eine Milchverderberin bist du doch ganz gewiss nicht.“ Aber Liliane protestierte: „Bitte sag weiter-

hin Schmetterling zu mir. Das Wort ist so schön, und das Tier passt so gut zu einer Tänzerin. Pfeif auf Milchhexen!“

Und heute? Rund zehn Monate später?:

Susanne lag im Bett und machte sich Einschlafgedanken: Kuba ist weit, aber nicht unerreichbar; dass der Jochen einfach so in Südtirol rumwandert; Ferdinand hat mir mal auf Spanisch eine Liebeserklärung von Don Quichotte an seine Dulcinea zitiert; nun ist er in einem Land, in dem er Spanisch spricht; haben die Chinesen noch was damit zu tun? Vielleicht Heinz in Berlin anrufen? Aber wieso Kuba, wieso Kuba...? So sank sie in den ersten Schlaf.

Dann klopfte es. Susanne fuhr auf: „Wer ist da?“ „Liliane, dein Schwesterherz.“ Susanne schloss die Tür auf. Liliane schlüpfte rein. „Kommst du von der Vorstellung?“ fragte Susanne. „Ja.“ Liliane setzte sich auf den Bettrand. Susanne fragte: „Hast du Sorgen? Kann ich dir helfen?“ „Ja – nein – ja – nein... Und jedesmal stimmts, jedes Ja und jedes Nein stimmt. Bist du mir noch böse?“ „Nein. Warum sollte ich dir böse sein?“ „Weil ich dich mal schrecklich genervt habe - von wegen Ferien von Kim. Und du hattest gerade deinen Ferdinand verloren und konntest mich überhaupt nicht verstehen.“ „Ich erinnere mich ziemlich genau, aber das ist zu lange her, als dass ich dir da noch böse sein könnte.“ Liliane warf den Kopf an den Hals der Schwester: „Verzeih mir.“ „Was soll ich dir verzeihen?“ „Dass ich dich da genervt habe – von wegen Kim verlassen.“ „Liliane, Schmetterling, könntest du versuchen, zur Sache zu kommen?“ „Es sind so viele Sachen...!“ „Warum hast du geklopft?“ „Wegen der vielen Sachen.“

Susanne hatte einige Schwierigkeit, irgendwelche Zusammenhänge zu verstehen: „Hattest du eine gute Vorstellung? Ich finde es so wunderbar, dass das ‚Sacre‘ immer nochmal in den Spielplan kommt, damit alle Münchner Ballett-Fans meine Schwester als das erwählte Mädchen bewundern können.“ „Noch zwei Abende, dann ist endgültig Schluss. Ich hatte heute bei

einem großen Sprung, auf den ich mich immer den ganzen Abend freue, einen Riss.“ „Erklär mir, was könnte das sein – beim Sprung ein Riss?“ Liliane richtete sich wieder auf, schaute die Schwester nicht an: „Das ist so eine Art , äh – ja, Heimsuchung. Danach ist niemals mehr davor.“ „Bist du unglücklich – äh, also - gelandet? Hast du dir wehgetan?“ Susanne streichelte das Knie Lilianes. Aber die antwortete: „Nein nein, es ist schon ganz innerlich. Ich bin da immer ins Weltall geschossen, heute bin ich nur zur Seitenbühne geflogen. Das ist es, das ist der Unterschied, das ist der Riss.“ „Weißt du einen Grund dafür?“

„Ja, Kim.“ Susanne war denn doch einigermaßen erstaunt: „Den hast du vor ein paar Monaten in die Wüste geschickt und nie mehr von ihm gesprochen.“ „Ja.“ „Und jetzt?“ „Der Riss.“ „Du hattest schon immer den Ruf, ein etwas kompliziertes Seelenleben zu haben.“ „Nicht doch kompliziert, aber immer Feuer und Eis – und immer zugleich. Kim wurde mir ein bisschen lästig. Und da dachte ich: Wenn einem der Liebste lästig wird – das ist nicht gut, fort mit ihm. Ich bin da ja immer sehr spontan. Aber das ist nicht immer gut.“ Mit einem lauten Tränenschwall stürzte sie auf die Schwester und wimmerte: „Ich will ihn wiederhaben!...“ „Hast du nicht erzählt, dass er in ein Engagement gegangen ist?“ wollte Susanne wissen. Heulend stieß Liliane hervor: „Ja – nach Graz – da ist Ingrid, die Schreckschraube...“ Susanne erinnerte sich: „Es hieß irgendwann einmal, dass sie in Kim verliebt sei.“ Liliane opponierte vehement: „Verliebt doch nicht! Diese Zimtzicke I-i-i-ngrii-i-i-id weiß doch gar nicht, was Liebe ist.“ „Du hast auch zwei i im Namen.“ „Ja, aber dazwischen das weicheweicheweicheweiche Elelelelelelele. Aber Ingrid hat das ekelhafte gr zwischen den i, gr-gr-i-gr-...“

Susanne lächelte skeptisch: „Als Juristin muss ich kleine Bedenken anmelden gegen eine solche Diffamierung eines Vornamens.“ „Kannst du ruhig anmelden. Als Schreckschraube hat sie Kim bestimmt angeschraubt. Jetzt ist er ihre Marionette.“ „Nimm einen Schraubenzieher und fahr nach Graz,“ „Einfach so?“ „Ja, ich bin auch einfach so nach China gefahren.“

„Aber mit null Ergebnis.“ „Das stimmt.“ „Du meinst, weil Graz näher ist, könnte das Ergebnis besser sein.“ „Also – das hast du jetzt gesagt. Du müsstest natürlich wissen, ob Kim dich wieder will.“ „Deswegen fahre ich doch hin. Ach, das wird wunderbar: Ich fest in München, er fest in Graz, und jede klitzekleine Pause, die wir haben, treffen wir uns in Bad Ischl, in einer süßen kleinen Pension und feiern rauschende Liebesfeste.“ „Ich glaube, dass du ihn sehr gekränkt hast.“ „Das glaube ich auch, einfach so aus dem Bett geschmissen...“ „Also musst du dir sehr genau überlegen, wie du die Wiederrannäherung schaffst. Und besorg dir einen Dolch gegen Ingrid's Wutausbrüche.“

Liliane küsste die Schwester und ging zur Tür, drehte sich noch einmal um: „Weißt du, bei welchem Satz in Ferdinands Brief ich immer heulen muss?“ „Nein. Welcher?“ „Deine Unruhe war mein schönstes Butterbrot, das ist Liebe, Schwesterherz!“ „Ja, das stimmt.“ „Gute Nacht, Schwesterherz.“ „Gute Nacht, Schmetterling.“

Sprung auf, marsch, marsch, zurück, zurück, November 2002:

„Marona?“ „Markowitsch?“ „Hast du ein schlechtes Gewissen?“ „Nein, wieso? Müsste ich, sollte ich? Stichwort, bitte.“ „Susanne.“ Ihr rutscht der Kopf vornüber: „Au ja, ganz schlimm. Vor ein paar Tagen wollte mein Vater ihre Telefonnummer. Da wollte ich sofort anrufen. Ich tats nicht. Weil du so viel Platz in mir einnimmst.“ Mark reagierte erstmal frivol animiert: „Ich Platz in dir - hmmmim...“ „Wir müssen jetzt ernst bleiben. Ich ruf sie sofort an.“ Das tat sie auf der Telefönchennummer. Und der Anruf kam Susanne sehr gelegen: „Ja, ihr könnt etwas für mich tun: mich nach Hause begleiten.“ „Das ist schwierig: wir sind mit dem Auto unterwegs.“ „Dann könnt ihr mich nach Hause fahren.“ „Gern. Wo bist du?“ „Im Institut, Veterinärstraße 1.“ „In zehn Minuten – Viertelstunde.“ „Danke, ich komme runter, bleibe aber im

Haus, versteckt im Foyer.“ „Warum?“ „Erklär ich euch. Du müsstest mich da rausholen.“ „Mach ich. Tschüs!“

Marion betrat das Haus in der Veterinästraße und schaute sich um. Da kam Susanne hinter einer Ecke hervor. Herzliche Begrüßung. Marion war dann gleich sehr neugierig: „Was ist denn los?“ „Wo ist Mark?“ „Sitzt im Auto.“ Draußen konnte Susanne nicht viel mehr tun, als sich bei Marion einzuhaken und sichernde Blicke ringsum zu werfen. Das war ihr schon ganz selbstverständlich geworden. Im Auto dann erklärte sie: „Nichts Neues von Ferdinand, er ist und bleibt verschwunden, eine SMS gleich am ersten Abend, dass es ihm gut geht, aus. Nein: später noch eine Auskunft von seiner Mutter, dass er lebt.“ „Und warum sollen wir dich nach Hause fahren?“ „Weil ich neulich überfallen worden bin.“ Das tat Marion weh: „Was? Erzähl!“ „An der Haustür fing mich einer ab, das heißt: er wollte mich abfangen, ich hab ihm aber ganz schön was verpasst, da ist er abgehauen. Er war maskiert.“ Mark wollte wissen: „Und das machst du alles ohne Polizei?“ „Ich habe einen Rechtsanwalt, der dringend rät, möglichst wenig Aufsehen zu machen, die Täter in Ruhe wiegen. Der hat leise Kanäle zur Polizei. Ich bitte euch beide auch, nichts rumzutratschen, ganz dringliche Bitte! Marion, sei froh, dass du deinen Mark sicher hast.“ „Also – wie sicher ich den habe...“ „Im Augenblick kannst du ihn küssen, - das ist wahnsinnig viel!“ Marion küsste den fahrenden Mark auf die Wange: „Ist ja vielleicht ganz gut, wenn man ab und zu erfährt, wie dankbar man sein muss.“

Sie landeten in der Sebaldustraße. Susanne sagte: „Kannst gleich weiterfahren, Mark.“ „Wohin?“ „Zu Ferdinand.“ „Wo ist der?“ Susanne seufzte: „Wenn das Einer wüsste. Die Frage steht in Riesenschrift über meinem ganzen Himmel. Was anderes steht da nicht. Wo ist der? In einem Haus gleich um die Ecke, oder in Honolulu, oder in Shanghai... Lass mich raus, Marion, und habt vielen Dank.“ Marion wollte noch wissen: „Hast du denn meinen Vater auch ordentlich geschöpft?“ „Ich weiß gar nicht, wie man das macht. Dabei hat er selber gesagt: natürlich gegen Honorar.“ „Rechnung

schreiben, Höchstsatz rein, Kontonummer dazu und ab die Post, du schröpfst keinen Armen.“ „Mach ich jetzt gleich, wenn ich raufkomme.“ „Löblich. Aber bitte steck den Brief dann auch ein.“ „Ist doch klar!“ „Gar nicht klar. Was glaubst du, was alles hängen bleibt in den Lianen des täglichen Lebens.“ Mark erzählte noch: „Wir haben neulich deine Schwester in der Staatsoper gesehen. Ganz ganz großes Erlebnis, Susanne, zum ersten Mal in meinem Leben. Sags ihr, freut sie vielleicht.“ „Freut sie ganz bestimmt, ist ihr Futter.“

8 Der Wind spielt in der Krone eines Baumes

Ich, Alleskicker, kleiner Chronist am Rande der Weltgeschichte... Da hat er am 1. Mai 2003 auf dem Flugzeugträger den Irak-Krieg pompös für beendet erklärt, und jetzt, im November, ist er in vollem Gange. Und alle meine Überlegenheitsgefühle sind bei ernsthaftem Nachfühlen so schal. Da hat er ein Schlachtfeld eröffnet, auf dem noch viel Blut fließen wird, das uns Europäer noch zittern und zagen machen könnte. Herr, gib Einsicht und Ende. Gibt Er nicht! Self-Service der Menschen als einzige Rettung.

Berlin also, November 2002. Susanne hatte sich auf die Reise nach Berlin begeben. Etwas verloren stand sie am späten Nachmittag auf dem Bahnhof Zoo. Vor acht Jahren hatte sie mal eine Klassenfahrt nach Berlin mitgemacht, Kultur abgehakt. Dabei natürlich nie in Biesdorf vorbeigekommen. Biesdorf war das einzige Stichwort, das Susanne mit dem Berlin von Ferdinand verband. Und Susanne I, aber die fand sich natürlich auf keinem Stadtplan. In Biesdorf war dieser ominöse asiatische Sportclub. Ein bisschen musste sie auf die Unterlippe beißen, wenn sie bedachte, mit wie wenig Anhaltspunkten sie in die Hauptstadt gefahren war, um Ferdinand zu suchen. Den Doktor Schöttler hatte sie kurz informiert. Ein preiswertes Garni hatte sie übers Internet gebucht, nicht weit vom Kudamm, erwies sich glücklicherweise nicht als Flop. Sie kaufte einen Stadtplan mit etwas Umfeld – Biesdorf war ja doch wohl ein Dorf, eingemeindet oder nicht. Da – nach Osten raus, ‚Biesdorf‘, S-Bahn, Linie 5, und da: ‚Biesdorf Süd‘ U-Bahn, auch Linie 5, verdammt großes Dorf, da find mal Einer ein asiatisches Sportcenter, verdammt große Stadt, dieses Berlin, und ihr Hotel wahrhaftig nicht nahe Biesdorf. Aber das soll mich nicht an der Spurensuche hindern, fahren ja S-Bahnen. Susanne schwankte zwischen Zuversicht und Verzagen. Tun ist jedenfalls gut.

Essen auch. Der Vater hatte ihr eingehämmert: „Geh nicht billig essen, lass dich ein bisschen verwöhnen, hier hast du 50 Euro, iss auf das Wohl deiner Eltern. Dieses Berlin wird an deinen Nerven zerren, egal, ob du an Hoffnungen gerätst oder an Enttäuschungen, was ich dir nicht wünsche! Trink ein Glas Wein zum Essen, hetze nicht. Ich kann nicht beurteilen, wie gut vorbereitet du da hinfährst. Mama und ich wünschen dir was, von ganzem Herzen...!“

Paps, wenn du wüsstest, wie miserabel ich vorbereitet bin.

Aus dem Merian-Heft ‚Berlin‘ tüftelte sie sich eine Essadresse raus und fand sich in einem angenehmen Lokal, wo der Kellner nicht vornehmer war als sie. Sie studierte den Stadtplan, fand, dass diese S5 ziemlich nahe vom Hotel am Bahnhof Charlottenburg abfuhr, dass der nächste Bahnhof hinter Biesdorf Wuhletal hieß – Namen gabs hier! Sie aß gut und trank ein Glas Wein. Danach noch ein kleiner Gang, das Revier abzupfeifen, viele Leute, dennoch ziemlich verloren...

Als sie am nächsten Morgen in Biesdorf aus der S-Bahn stieg, - das war vielleicht ein Verlorensein. Sie überlegte, ob man sowas wie ‚verloren‘ steigern kann: verlorener, am verlorensten. Naja. Wo sollte sie denn bloß langgehen? Bisschen rechts, bisschen links, bisschen geradeaus... Und plötzlich stand sie an einem ziemlich vergammelten hölzernen Wegweiser, der nach unten wies, weil er nur noch an einem Nagel in einem hölzernen Jägerzaun hing. ‚Asian Sportcenter‘ stand da drauf. Mensch, das wars doch! Aber so ein nach unten weisender Pfeil ist doch – das kann doch sowohl rechts als auch links bedeuten. Unsinn: Wenn man die Schrift aufrecht lesen kann, dann muss es doch stimmen. Susanne griff den Pfeil und drehte ihn vorsichtig rum. Nach rechts also wies er. Mit Kriminaleraugen ging sie weiter und fand bald wieder einen Wegweiser, ziemlich hoch auf eine Brandmauer gemalt, in einen Hinterhof weisend. Also, doll war die Gegend nicht, in der mein Ferdinand da rumscharwenzelte... Plötzlich wurde ihr

klar, dass der Kerl hier rumgelatscht sein muss, sie trat in seine Fußstapfen. Und das machte Wärme im Herzen.

Der Hof war ziemlich dreckig, ungepflegt, zwei Handwerksbetriebe im linken Gebäude, eine ebenerdige Baracke war offenbar dieses Sportcenter, dahinter ein Stück länglicher Garten mit Scheiben zum Bogenschießen, auch reichlich vergammelt. Das Haus schien verlassen, vor nicht allzu langer Zeit waren die Betreiber offenbar geflohen, und zwar ziemlich panikartig. Ein Fenster stand auf, die Tür war nur angelehnt. „Hallo,“ rief Susanne zaghaft, dann nochmal etwas lauter: „Hallo! Ist hier wer?“ Susanne schob die Tür auf - sie knarzte wie in einem Horror-Film -, ging dann rein und stand in einem halbgeplünderten Raum mit übriggebliebenen Punching-balls, Hanteln lagen rum, Fotos von asiatischen Sportarten an den Wänden, eine Art Boxring ließ sich erkennen. Susanne schaltete: da hatte das Kickboxing stattgefunden, bei dem es einen Toten gab; das war einer der Gründe, warum Ferdinand aus Berlin geflohen war. Nach kurzer Bestandsaufnahme schlich sich in Susannes Gemüt die Gewissheit, dass sich hier keine Nachrichten über den gegenwärtigen Ferdinand holen ließen. Da sah sie einen jungen Mann über den Hof kommen, er steuerte auf die Tür zu. Sie trat in einen Nebenraum, stellte sich vor eine Leiter, versteckte sich erstmal.

Der junge Mann steuerte genau auf den kleinen Raum zu, in dem Susanne sich versteckt hielt. Er wollte an die Leiter. Als er Susanne sah, bekam er einen ziemlichen Schreck, fing sich aber schnell: „Was machen Sie denn hier?“ „Ich bin Privatdetektivin.“ Das schien dem jungen Mann nicht sehr geheuer: „Ach nee.“ Susanne streckte die Hand aus: „Susanne heiße ich.“ Der junge Mann gab ihr die Hand und grinste: „Ach nee.“ „Was gibst da zu lachen?“ „Meine Freundin heißt auch Susanne.“ Nun konnte Susanne kräftig punkten: „Dann sind Sie Heinz.“ Der war allerdings sehr verblüfft: „Woher wollen Sie denn das wissen?“ „Haben Sie Ferdinand angerufen und gesagt ‚Verpiss dich!‘“ Heinz schaute sehr verunsichert, grinste schief und

sagte: „Son Wort aus Ihrem Mund.“ Er setzte an zum Weggehen, zum Fliehen.

Susanne beeilte sich: „Bleiben Sie, wir sind Verbündete!“ Heinz drehte sich sehr zögerlich um, ihr wieder zu: „Was suchen Sie hier?“ „Sie suche ich, sind Sie noch mit Susanne I zusammen?“ „Wer ist Susanne I?“ „Ich bin Susanne II, Ferdinands Freundin in München, er hat uns nummeriert.“ „Dass er nach München abgedreht war, haben sie hier erzählt.“ „Hören Sie zu: Ferdinand ist auf sehr geheimnisvolle Weise aus München verschwunden. Ich bin hier auf Spurensuche. Sagen Sie mir die Adresse von Susanne I, die ist doch Ihre Cousine oder?“ „Sie wissen aber ne Menge. Naja, von Ferdinand. Wenn man so zusammen kuschelt, redet man viel.“ Susanne nickte: „Ich will sie heute abend besuchen. Ich nehme an, dass Sie dann auch da sind.“ „Klar. Lassen Sie mich mal an die Leiter.“ Susanne trat beiseite. Heinz nahm die Leiter und stellte sie bei einem der Punching-Bälle auf und bestieg sie. Er zog einen Schraubenzieher aus der Tasche und machte sich an der oberen Befestigung des Punching-Balls zu schaffen. Nach einer Weile wiederholte Susanne: „Sagen Sie mir die Adresse?“ Ihm kamen Zweifel: „Naja, also – ob ich die wirklich verrate?“ Susanne log: „Sonst hole ich sie mir aus dem Telefonbuch.“ „Brunnenstraße 120.“

Als Susanne die Adresse notieren wollte, sah sie auf dem Hof einen Polizisten auf das Haus zukommen. Sie sagte nichts, zog sich noch einen halben Schritt in ihr Versteck zurück. Der Polizist kam in den Raum. Susanne bemerkte, wie Heinz bei seinem Anblick erschrak. Der Polizist fragte: „Hallo, was machen Sie denn hier?“ Heinz kletterte sehr schnell von der Leiter und erklärte nüchtern: „Ich war hier Kunde und habe den Boss manchmal beraten.“ „Keine Antwort auf meine Frage, was Sie hier machen.“ „Ich hatte dem Herrn Wung einen goldenen Füller geliehen, wollte sehen, ob der noch da ist.“ Der Polizist grinste: „Dachten Sie, er hat Ihren Füller da oben verschraubt?“ Heinz fühlte sich ertappt: „Nein nein, das – äh, da oben war wegen der Lichtleitung...“ Der Polizist wurde amtlich: „Schon mal was von

Hausfriedensbruch und Plündern gehört?“ Heinz beeilte sich, billigen Charme zu versprühen: „Aber Herr Wachtmeister... Sie machen mich hier zum Angeklagten, dabei bin ich Ankläger! Hab ne Menge Geld hier verloren.“ „Was wissen Sie über Herrn Wungs Verbleib?“ „Nein, darüber weiß ich gar nichts.“ „Wussten Sie, dass es hier kriminelle Dinger gab?“ Heinz heuchelte: „Ach nee! Tatsache? Nein, weiß ich gar nichts, aber – also ich arbeite manchmal für die Detektei Werner & Werner, und als Berater des Herrn Wung habe ich –“ Der Polizist wurde wieder sehr amtlich: „Kann ich mal Ihren Ausweis sehen?“ Heinz fieselte in seinen Taschen rum.

Der Polizist zog einen Zettel aus seiner Tasche. Dabei entdeckte er Susanne: „Da ist ja noch wer.“ Susanne verdrückte sich Richtung Tür: „Ja, ich wollte aber gerade wieder –“ Aber der Polizist hielt sie auf: „Moment, bitte auch Ihren Ausweis.“ Susanne fühlte sich sehr unbehaglich, präsentierte ihren Ausweis. „München?“ fragte der Polizist stirnrunzelnd. Susanne log rum: „Ja, ich studiere ein Semester in Berlin und wollte hier trainieren. Das Center genießt einen sehr guten Ruf.“ „Davon haben wir auch gehört.“

Er sah sich Heinz' Ausweis an, verglich seinen Namen mit den Namen auf seinem Zettel, zog dann ein Foto aus der Tasche: „Sagt Ihnen das hier was?“ Heinz sah eine etwas verwaschene Tätowierung auf einem Oberarm und schaltete, dass das der Oberarm des Kickboxing-Opfers sein dürfte, blitzschnell entschied er sich zu einem: „Ja, das war das Logo von Herrn Wung.“ „Das fanden wir auf einem Arm, der im Teltow-Kanal trieb. Teil einer Leiche. Wissen Sie Näheres?“ Au, da wurde es Heinz aber ungemütlich, war sein ‚Ja‘ da eben ein Fehler gewesen?: „Nein, gar nichts. Das Logo hat er nur selten benutzt.“

Der Polizist sagte recht unmissverständlich: „Kommen Sie bitte mit zu einer Einvernahme.“ Heinz erschrak sehr: „Sie können mich doch nicht verhaften!“ „Verhaften erst nach der Einvernahme. Es gibt da in paar Verdachtsmomente gegen Sie. Die wollen wir ausräumen, oder sie bestätigen sich. Folgen Sie mir.“ „Und wenn Sie nichts rauskriegen?“ „Das entscheide

ich nicht hier. Das mit dem Rumschrauben da oben können wir als Hausfriedensbruch verfolgen.“ Heinz fand das Alles schrecklich: „Was?“ „Oder vergessen.“ Heinz bat flehentlich: „Vergessen Sies bitte.“ „Wenn Sie zur Einvernahme mitkommen –“ Heinz ging zur Tür: „Ich komm ja schon.“ Er drehte sich nochmal um: „Draußen klebt so ein Logo über der Tür.“ „Wo?“ fragte der Polizist und ging an ihm vorbei raus. Heinz folgte: „Direkt hier über der Tür.“ Susanne hörte den Polizisten noch sagen: „Dass wir das noch nicht entdeckt haben...“ Dann schaute er nochmal durch das offene Fenster rein und sagte zu Susanne: „Und Sie verlassen bitte auch das Gelände. Sie sehen ja, dass Sie hier nicht mehr trainieren können.“

Sie hörte dann die Autotüren schlagen und den Wagen wegfahren. Sie hatte einige Mühe, das Gehörte zu verkraften. Am schlimmsten war die Leiche im Teltow-Kanal. Und sie hatte nur das Bedürfnis, diese schrecklich vergammelte Bude zu verlassen. Halt!, die Adresse notieren: Brunnenstraße 120. Was sie hier heute Morgen erfahren hatte, machte sie doch sehr nachdenklich: Sie traute sich als unerschrockene Kriminologin das Schlimmste zu kombinieren: Wie, wenn Ferdinands Leiche auch im Teltow-Kanal – dann der Schreck: Nein, in der Isar! Flaucher! Oder im Glockenbach... Wie soll ich den Kopf wieder heben und in die Welt kucken? Da hörte sie die Stimme ihres Vaters: ‚Geh nicht billig essen, lass dich ein bisschen verwöhnen...‘ Sie ging zum S-Bahnhof Biesdorf und fuhr in die Stadt zurück. Sie suchte auf dem Stadtplan die Brunnenstraße, da stand sogar die Hausnummer 120 an der Seite, wie nett. U-Bahn, Linie 8, Station Bernauerstraße.

Sie machte Station am Hackeschen Markt und aß etwas in den Hackeschen Höfen. Sehr schön gemacht, baulich. Aber da gibt es viele Lokale, zu viele. Sie machen einander Konkurrenz, müssen über Ausstattung und Reklame ihre Räume füllen, anstatt mit der Qualität des Kochs und seiner Zutaten. Nein, das Essen war nicht schlecht, aber gestern abend war es besser – und billiger. Kurz vor eins. Susanne I arbeitet in einer Bank und wird kaum vor sechs Uhr zu Hause sein. Was macht man mit fünf Stunden in der

fremden Riesenstadt, unter den ganzen Lasten, die einem der heutige Morgen aufgebrummt hat? Man fährt ins Hotel und legt sich lang und versucht, Ordnung in die Fülle zu bringen – und schläft ein...

Wunderschön, was sie nach dem Aufwachen beim Sinnieren im Spiegel entdeckte: Das Fenster, die leichte, eierschalenfarbene Gardine davor und darauf die bezauberndsten Schattenspiele: ein Baum, eine Baumkrone im Hinterhof zwischen Sonne und Fenster, vom Winde dauernd bewegt, ein kräftiger Mittelast, viel Astzeug ringsumher. Da wurden Geschichten erzählt. Die Launen des Windes, der ach so elastische Widerstand des kaum noch belaubten Holzes. Den Mittelast trieb der Wind nach außerhalb des Ausschnitts, den Susanne sehen konnte, dann kam er wieder zurück, schnellte auf die andere Seite, tänzelte in der Mitte, bis ein neuer Windstoß ihn ergriff. Dehnungen, Spannungen, Entspannungen, liebliches Geflirre... ‚Ich bin verzaubert, als wüsste ich nichts von der Welt.‘ Auch der Gedanke: ‚Nie wird ein Sturm diesen Ast brechen können, er wird widerstehen dank seiner nachgiebigen Natur. Ferdinand wird auch widerstehen dank seiner - naja...‘ Die Enttäuschung, als sie schließlich hinter der Gardine auf den Hof schaut, wo die ungespiegelte, nicht mehr schattende Baumkrone der Wind zauste.

Und vor der Fahrt in die Brunnenstraße einen Espresso in einem der Café-Vorgärten auf dem Kudamm, die so schön beheizt waren.

9 Susanne fährt in die Brunnenstraße und dann nach München

Heute Nacht wieder. Um dreiviertel eins wachte Susanne auf und schlief erst knapp zwei Stunden später wieder ein. Das passierte ihr in letzter Zeit öfter. Die kubanische Hoffnung änderte nichts daran. Oder löste sie die Schlaflosigkeit überhaupt erst aus? Und die Gedanken wandern, kreisen, mal schneller, mal langsamer. Langsam wandernd hat es Susanne lieber. Gesten in der Erinnerung, Küsse in der Erinnerung, der Chinesische Turm im Englischen Garten, wo die Lichter ausgehen, erstes Treffen, erstes Gespräch, acht Stunden lang, ja: acht Stunden! Ein Jahr ist ja nichts, aber wann muss ich Ferdinand endgültig begraben? An meinem siebzigsten Geburtstag? Wir haben uns furchtbar gekracht. Na und? Wirklich ganz entsetzlich. Na und? ‚Na und?‘ ist ein schwaches Trösterchen in der eisernen Gefangenschaft. Aber diese Gefangenschaft war ja auch eine wunderbare Festung – so viele Tage, so viele Nächte seit der Entführung und kein Verblasen der Liebe. Zuweilen dachte Susanne, ob Ferdinands Gegenwart eine ebenso kräftige Liebe aufrecht erhalten hätte. Denken wir nicht an virtuelle Gefahren, danken wir.

Wieviel von ihrer Liebe erhielt ihn am Leben? Vorsicht vor romantischer Verklärung – wir wissen doch ganz genau, dass in der Welt, in der wir leben, widerwärtige Gewaltenpotentiale herrschen, Verratsdramen und unzählige Brutalitäten ohne Gnade in lockerer Folge. Die Beförderung vom Leben in den Tod ist Sache von der Dauer eines Lidschlags. Und dann krächzt die Kuckucksuhr ‚Ferdinand lebt!‘ Auf Kuba. Am 30. März. Heute ist der 28. November. Es braucht ganz schön viel Glauben an geheimnisvolle Wege und Räume, auf denen und in denen das Feine das Grobe besiegt. Und immer flirrt da der Zweifelsteufel, der alle gnädigen Gedanken zu Luxus und Illusion erklärt. Damit müssen wir leben. Susanne, sei standhaft!

„Fällt mir nicht schwer, wenn ich die Ludwigstraße Richtung Siegestor runterraddle. Der Blick in die Wölbung vor dem Bayerischen Geheimen Staatsarchiv – weiße Kreideschrift, schon reichlich verblasst, nein: eigentlich nur noch letzte Kreidespuren, wer den Text nicht kennt, kann ihn nicht mehr entziffern: DU HAST MIR DIE STADT BELEBT! Das hast du mir da hingeschrieben. Vergangenheit, Perfekt, über diese Grammatik haben wir uns wahnsinnig gekracht! Nun stimmts. Du ekelhafter Prophet!, - nein, du Wunderbarer, Einziggeliebter.“ Und das bange Gefühl, dass es nie wieder eine Beziehung zu einem Mann geben könne, die der mit Ferdinand auch nur im Entferntesten ebenbürtig wäre. Sehr sehr sehr müßige Nachtgedanken...

Wann kommt denn der Jochen endlich aus Südtirol zurück? Es sei verraten: übermorgen. Sie schlief dann wieder ein.

Im November vorigen Jahres erreichte Susanne II nach ihrem Schläfchen im Hotelzimmer die Brunnenstraße in Berlin, aber das mit der Hausnummer 120 im Stadtplan erwies sich als Quatsch. Die rote Zahl bezeichnete die Straßenbahnlinie, die die Brunnenstraße entlangfuhr. Aber freundlich war das Schicksal dennoch: gegenüber, nicht weit war die Hausnummer 120. Susanne musste damit klarkommen, dass entgegen Münchner Gepflogenheiten in Berlin die Hausnummern kontinuierlich auf einer Straßenseite rauf-, auf der anderen runterliefen, nicht die geraden auf der einen Seite, die ungeraden auf der anderen. Mal so gesagt: die Münchner Nummerierungsmethode schien ihr praktischer.

Susanne, ja, Susanne I, jaja, aber der Nachname, verflixt! Heinz, auch kein Nachname bekannt, aber ein Klingelschild: „Susanne Vollmer“, darunter mit Bleistift dazugeschrieben „Heinz Vollmer“, ziemlich klar: der Cousin. Klingeln also. Naja, einfach so den Zeigefinger drauf und drücken... Ist ja ein Knopf mit vielen Zentnern Schicksal. Aber man kann nicht von München

anreisen und vor dem Klingelknopf kapitulieren. Kann man schon – aber Susanne klingelte.

Eine Knarzstimme aus der Sprechanlage: „Hallo?“ „Hallo Susanne, ich bin Susanne aus München, Freundin von Ferdinand.“ Ein sehr erstauntes: „Was?“ „Ich komme aus München und möchte gerne mit Ihnen sprechen.“ „Einen Augenblick.“ Susanne fand keine Erklärung für diese Verzögerung. Dabei war sie ganz einfach: Susanne I kam aus der Wohnung im Hochparterre und wollte durch die Scheibe der Haustür sehen, wem sie da öffnen sollte. Polizei vielleicht oder eine Horde Leute? Nein, eine einzelne Frau. Sie öffnete die Haustür. Susanne I und Susanne II standen einander gegenüber. Bevor es zum Händedruck kam, riss die Münchner Susanne die Berliner Susanne an ihr Herz, kurz nur, ganz spontan. Susanne aus Berlin war sehr erstaunt: „Warum machstn das?“ „Was?“ „Mich so umarmen.“ „Wegen Ferdinand.“ Susanne I sagte: „Aha,“ aber es klang nicht so, als ob sie das genau verstünde, ein bisschen schon, aber nicht genau. „Kommen Sie rauf,“ sagte sie dann.

Im Hochparterre war die Wohnungstür angelehnt, die Münchner Susanne ging rein. Die Berliner Susanne fragte: „Woher wissen Sie, wo wir – äh: wo ich wohne?“ „Hochparterre, hat mir Ferdinand erzählt.“ Nein, das konnte nicht gut gehen, hier konnte sich Ferdinand auf Dauer nicht wohlfühlt haben. Spießig war es hier, nicht miefig, wenigstens das nicht, aber – Es war ja die Wohnung von den bei einem Autounfall umgekommenen Eltern von Susanne I.

„Was wissen Sie von mir?“ fragte sie. Susanne aus München antwortete nicht darauf: „Ferdinand und ich – wir sind ein Liebespaar. Tut das weh?“ „Nein, schon lange nicht mehr. Sein Abhauen war zuerst schlimm, ganz schlimm, ich plötzlich ganz allein, mit dem Kind im Bauch. Und die Gauner überall. Die haben mich aber in Ruhe gelassen.“ Plötzlich fragte sie mit einem sehr bangen Ausdruck: „Hat er mich schlecht gemacht?“ Susanne II konnte sehr ehrlich erwidern: „Nein, nie. Mit keinem Wort, keiner Silbe, kei-

nem Buchstaben jemals.“ Susanne I lächelte: „Er war ja doch ein feiner Kerl. Wir passten nicht zusammen. Mir gehts allein besser als mit ihm zusammen. Und dann kam ja schon bald Heinz, mein Cousin. Wir wollen heiraten.“ „Ich weiß.“ Etwas skeptisch schaute Susanne I: „Sie wissen ne Menge oder?“ „Ich glaube, Ferdinand war froh, dass er alles erzählen konnte – also alles bestimmt nicht.“ „Das kann ich verstehen. Du gefällst mir. Ich freu mich für Ferdinand. Was hat er für eine schöne neue Braut, das beruhigt mich.“

Die Münchner Susanne musste lächeln: „Das ist lieb von Ihnen. Ich bin die Ältere. Wollen wir Du sagen?“ Susanne I wurde ein bisschen rot und freute sich so sehr: „Ja, gern, gern, du...“ Sie besann sich: „Willst du ein Glas Cola?“ Susanne wollte eher nicht, aber – „Die ist schön kalt. Oder soll ich dir was Warmes machen? Aber verfroren siehst du nicht aus. Oder lieber einen Whisky?“ „Gib mir ein Glas Cola.“ Die Berliner Susanne holte die Flasche aus dem Eisschrank in der Küche und zwei Gläser, schenkte ein. Susanne II vermied es, über Heinz und die Polizei zu berichten.

Sie wollte wissen: „Wann hast du von Ferdinand das letzte Mal gehört?“ „Vor ein paar Wochen hat er mal angerufen, hat aber nicht gesagt, von wo.“ „Ich möchte gerne wissen, ob wir da schon – also, ich meine: Versuche dich ein bisschen genauer zu erinnern, wann das war.“ Die Berliner Susanne versuchte das: „Also, – es war noch ziemlich warm. Das ist so – sechs Wochen her, war irgendwie Anfang Oktober.“ „Da waren wir noch nicht zusammen. Du weißt, warum er abgehauen ist?“ „Nein. Naja, sicher die Sache mit den Chinesen und der Geldwäsche. Das war ja sehr unheimlich. Einen Morgen wache ich auf, da war er verschwunden. Am Abend davor eine ziemlich schlimme Sache hier in der Wohnung, mit dem Chinesen, der wollte eine riesige Menge D-Mark umgetauscht haben. Sie – äh: Du weißt da was?“ „Er hat an dem Morgen danach einen Anruf bekommen. Eine Männerstimme hat gesagt: ‚Verpiss dich schleunigst. Du bist in Lebensgefahr. Hau ab! Sofort!‘ Und hat aufgehängt. Da ist er nach München gefahren.“ „Und du hast dich gefreut.“ „Ja. Aber es hat gedauert, bis wir uns kennen gelernt haben.“ „Ja,

so eine wie dich schnappt sich einer nicht im Handumdrehen.“ „Naja, - es war eher so, dass ich mich in ihn verliebte, und er seine Zeit brauchte.“ „Ja, Ferdinand konnte stur sein... Wie geht's ihm denn? Warum ist er nicht mitgekommen?“ fragte die Berliner Susanne.

„Ich weiß nicht, wie es ihm geht,“ sagte die Münchner Susanne. „Er ist urplötzlich aus München verschwunden.“ „Was meinst du mit: urplötzlich verschwunden?“ „Er wollte in einen Bus steigen – und – ich war schon drin und dann – hab ich ihn nicht mehr gesehen.“ Die Berliner Susanne lachte: „Das klingt aber komisch.“ „Naja, komisch... Es ist ein Rätsel. Ich suche ihn.“ „Wo?“ wollte Susanne I wissen. „Im Moment in Berlin. Überall und nirgends.“ Die Berliner Susanne war nun erschrocken: „Susanne – das ist ja schrecklich. Entschuldige, dass ich komisch gesagt habe.“ „Macht nichts. Ich hoffe, dass es was zu lachen gibt, wenn ich ihn gefunden habe. Aber es wird wohl eine Weile dauern, bis wir wieder zusammen lachen können.“ Das interessierte jetzt Susanne I: „Habt ihr viel gelacht? Vorher?“ „Ja, viel und gern.“ „Ferdinand und ich – wir haben am Schluss gar nicht mehr gelacht.“ Susanne II fand das: „Nicht gut.“ „Nein, gar nicht gut. Sein Verschwinden war erst furchtbar, aber dann – Bei dir ist das anders, bei dir wird das nicht besser werden, sondern immer schlimmer. Entschuldige, dass ich das so sage.“ „Hast ja Recht. Dauernd lässt er Susannen sitzen.“ Das sagte die Münchner Susanne mit einem kleinen Auflachen.

Im Schloss der Wohnungstür drehte sich ein Schlüssel. Heinz kam rein. „Hallochen,“ sagte er und gab Susanne I einen Begrüßungskuss. Dann begrüßte er Susanne II mit einem weiteren, sehr lockeren „Hallo!“ Die war erstaunt: „Hallo! Nicht verhaftet?“ „Nein, wie man sieht.“ Susanne I war sehr erstaunt: „Wieso verhaftet? Ihr kennt euch?“ Susanne II nickte: „Ja.“ „Woher?“ Susanne II erklärte: „Ich traf Heinz heute morgen im Sportcenter in Biesdorf. Zufällig. Sonst wäre ich nicht hier. Ihr müsst euch das mal vorstellen: ich hatte doch keine Ahnung von Ferdinands Berliner Umständen, hat er mir ja alles nicht erzählt.“ „Wirklich keine Ahnung?“ fragte Susanne I un-

gläubig. Susanne II gab zu: „Naja, schon Einiges – ne Menge. Aber Susanne – ich wusste zum Beispiel deinen Nachnamen nicht. Aber den Namen Biesdorf habe ich mir gemerkt, und Sport-Center.“ Sie fragte Heinz: „Was arbeitest du denn für die Detektei Werner und Werner?“ Heinz grinste: „Die gibts doch gar nicht. Sage ich manchmal, weil das den Bullen imponiert.“ Susanne aus Berlin sagte eifrig: „Der Heinz will ja Privatdetektiv werden!“ Susanne aus München versuchte, Heinz abzuschätzen: Er war nicht unsympathisch, aber sehr windig-wendig, sicher auch unzuverlässig und ein kleiner oder gar großer Angeber.

Susanne I fragte ihn: „Wieso bist du denn dann nicht gleich mit der Susanne aus München hierhergekommen?“ Heinz wich aus: „Das war ja heute Morgen.“ „Was war bei der Polizei, Heinz?“ fragte die Münchner Susanne. „Wie ich sehe, bist du nicht im Knast gelandet.“ „Was? Wieso im Knast?“ rief Susanne I beunruhigt. Heinz berührte das peinlich: „Hast du schon alles ausgeplaudert, was?“ Susanne II verwahrte sich: „Kein Wort habe ich gesagt, bevor du da warst.“ Jetzt wollte Susanne I von Susanne II wissen: „Warum hast du mir denn nichts gesagt? Finde ich nicht nett.“ Die Münchner Susanne verwahrte sich: „Sei froh, hab ich dir die Angst erspart.“ Aber die Berliner Susanne beharrte: „Finde ich nicht nett von dir.“ Sie wandte sich an Heinz: „Was war bei der Polizei?“ Heinz bequemte sich, Auskunft zu geben: „Da war doch im Frühling dieser Sportunfall, mit dem tödlichen Ausgang. Aber ich weiß da ja gar nichts. Sind Leichenteile angeschwemmt worden im Teltow-Kanal.“ Susanne I schüttelte es: „Hör auf! Ich hab diesen Laden nie leiden können!“ Heinz fand: „Der Laden war in Ordnung, aber – “ Susanne II wollte Zusammenhänge verstehen: „Und wieso stimmte die Tätowierung auf dem Leichnam mit dem Logo des Herrn Wung zusammen?“ Heinz grinste und zuckte die Achseln und kam sich wichtig vor: „Mafia... Ich hab gleich den Herrn Wung angerufen und gewarnt. Der sitzt in so einem Schösschen in Bayern.“

Susanne riss es von ihrem Stuhl hoch: „Nein!“ Es schepperte schrecklich in ihrem Gehirnkasten: Marions Vater, Makler, China-Restaurant, das kleine Schloss, wo kein Mensch war, Ferdinand verschwindet am Bahnhofsvorplatz in einer Traube von Chinesen... Und am Ende jetzt die wahnsinnige Erkenntnis: Ferdinand ist in dem Schlösschen, um das ich neulich mit Marions Vater zweimal rumspaziert bin!... Aber sie war auf der Hut, der Heinz könnte quatschen. „Was hast du denn?“ fragte die Berliner Susanne ganz erstaunt. „Ich muss jetzt gehen!“ heuchelte die Münchner Susanne. „Och, bleib doch noch,“ bat Susanne I. „Nein, ich fahr morgen ganz früh, ich steh ja mitten im Examen, gebt mir eure genaue Adresse und Telefonnummer.“ „Susanne und Heinz Vollmer, Brunnenstraße 120, 13355 Berlin, klingt immer, als ob wir schon verheiratet sind, weil wir doch Cousin und Cousine mit dem selben Nachnamen sind.“ Susanne II notierte Adresse und Telefonnummer und gab auch ihre Adresse und Telefonnummer an. Dann schlüpfte sie in ihren Mantel und ging nach – ja: – nach herzlicher Verabschiedung.

Sie nahm ein Taxi zum Hotel. Von dort rief sie Dr. Schöttler an, der die ganze Sache für einigermaßen brisant hielt und einen Polizeieinsatz morgen früh vorschlug. „Meinen Sie wirklich?“ fragte Susanne etwas verwundert. Schöttler argumentierte: „Wenn das stimmt, was Sie da eben erzählt haben, dürfen wir keine Zeit verlieren. Wann können Sie denn in München sein?“ Susanne gab Auskunft: „Ich habe den Fahrplan vor mir, 6 Uhr 46 Hauptbahnhof. Oder soll ich einen Flieger nehmen?“ „Nein, dreiviertel sieben scheint mir früh genug. Sie haben ein Handy?“ „Ja.“ „Rufen Sie mich um 6 Uhr früh zu Hause an, ich sagen Ihnen dann Bescheid. Sie haben meine Privatnummer?“ „Ja.“ „Wie heißt denn der Makler? Wissen Sie die Nummer?“ Susanne gab präzise Auskunft aus ihrem Notizbüchlein. Schöttler fuhr fort: „Ich möchte, dass wir alle vor Ort sind, wenn die Polizei was unternimmt. Ich hab's geahnt, dass da Zündstoff drinsteckt. Reisen Sie gut. Tschüs.“

10 Polizeieinsatz also...

Bayern München gegen den Tabellenletzten, den 1. FC Köln, geneigter Leser, da hätten wir doch mehr von den Bayern erwartet oder? Ein mageres 2:2, im Grunde ein Triumph für die Kölner. Und dann trennten sich auch noch die Münchner Löwen 2:2 von Bayer Leverkusen. 2:2:2:2, naja...

Wie ging denn das da im November 2002 nun weiter, als Susanne Dr. Schöttler angerufen hatte, und der einen Polizeieinsatz für notwendig hielt?

Schöttler organisierte, am Abend vorher noch, sehr umsichtig, vor allem erwischte er noch einen Polizeioberen, den er gut kannte, und der die Presse raushalten würde, er musste förmlich Strafanzeige erstatten, sonst gabs da kein Blaulicht. Er schloss sich mit Marions Vater kurz, Treffpunkt 7 Uhr 30 vor dem Schloss, aber in geziemendem Abstand!, es könnte dort ballern. „Ich hole Frau Susanne vom Bahnhof ab, die weiß ja dann den Weg. Es könnte sein, dass wir einen ganz dicken Fisch an die Angel kriegen. Aber das ist wohl weniger Ihr Jargon. Bis morgen früh, Herr Maienkammer!“

Susanne hatte sich einen Schlafwagen genommen. Sie wollte nicht übermüdet in München ankommen, aber an Schlaf war nicht viel zu denken. Sie saß auf der Bettkante, der Zug ratterte sanft. Eben mal den Kopf senken: Es bestand Aussicht, dass sie ihren Ferdinand wieder bekam, es bestand Aussicht, dass sie ihren Ferdinand wieder bekam! Es bestand Aussicht... Es war ein Schweizer-Käse-Schlaf – mit vielen Löchern. Seit 5 Uhr war es ganz aus, weil sie fürchtete, den Anruf bei Schöttler morgens früh um 6 Uhr zu verschlafen. Schöttler informierte sie genau und sagte dann: „Ich hole Sie am Bahnhof ab. Wenn Sie vom Bahnsteig kommen, gehen Sie rechts zum Ausgang Arnulfstraße. Genau da, wo das Dach aufhört, wo Sie rauskommen, treffen wir uns.“

Das klappte ausgezeichnet. Man kann nicht sagen, dass Schöttler vorsichtig oder gentlemanlike fuhr. Trotzdem hatte Susanne keine Beifahrerangst. Sie wies ihm den Weg. Um 7 Uhr 35 sahen sie ein erstes Polizeiauto und stoppten. Da war auch schon Marions Vater. „Ich bin Rechtsanwalt Schöttler und habe das hier angeleiert. Ziemlich sicher, dass in dem Schlösschen da sich ein ganz dicker Fisch verschanzt, chinesische Mafia.“

Nichts verschanzte sich da. Das Schloss war leer. Die Türen standen auf. Die Polizisten durchsuchten es, zunehmend sorgloser. Eindeutig: fluchtartig verlassen vor sehr kurzer Zeit. Der Polizeiobere meinte: „Die müssen gewarnt worden sein.“ Susanne wollte sagen: „Ich weiß auch, von wem,“ verschluckte es aber. Das war alles noch so unübersichtlich für sie, dass sie Heinz da zunächst raushalten wollte. Der hatte Wung angerufen, um ihn vor der Fahndung in Berlin zu warnen. Als Susanne II das bei Susanne I erfuhr, kriegte sie erst diesen furchtbaren Schreck und löste dann die oberbayerische Aktion aus.

Ein Ford-Kombi fuhr auf das Gelände. Ein Ehepaar mit zwei Kindern stieg aus, die gleich lostobten, der größere Junge schikanierte seine kleine Schwester. Auf der Ladefläche eine der Geschirrspülmaschinen. Der Mann wandte sich gleich an einen Polizisten und schimpfte los: „Gut, dass Sie schon da sind. Gauner sind das! Diese Spülmaschinen sind asiatisches Geklopplump! Von wegen Markenware! Die müssen wir anzeigen, und dann schleunigst das Geld zurück.“ Der Polizist lächelte: „Sie haben sicher Recht. Aber die Herrschaften sind flüchtig, das Haus ist leer.“ „Wohin?“ wollte die Frau wissen. „Des, wann mir wisserten,“ sagte der Polizist. „Also,“ folgerte der Mann, „wie kriegen wir unser Geld zurück?“ „Strafanzeige stellen, sonst geht da nix.“ Ein anderer Polizist mischte sich ein: „Sie haben in diesem outlet eine Spülmaschine gekauft?“ „Ja,“ sagte der Mann, „war das verboten?“ „Überhaupt nicht. Wer hat Sie denn bedient?“ „Ja, zwei so Chinesen-Lackln.“ Die Ehefrau mischte sich ein: „Also, der eigentliche Verkäufer war schon ein Deutscher – blond, nicht sehr groß, Nickelbrille.“

Zufällig hörte Susanne das. Sie schloss die Augen und kniff die Lippen zusammen.

Heinz war gestern bei der Polizei ganz schön in Bedrängnis geraten. Zum Glück merkten die Beamten nichts. Viel wurde er gefragt, es dauerte lange, gab auch Pausen. Aber er hielt sich wacker. Nein, von einem Mord in dem Sportcenter - da wusste er nicht das Geringste: „Ja, da solls mal einen Sportunfall gegeben haben. Aber nur unter Chinesen.“ Niemand konnte ihm nachweisen, dass er am fraglichen Abend neben Ferdinand gestanden und den Handkantenschlag auf die Halsschlagader des jungen Chinesen mitangesehen hatte. Ja, die handelten wohl auch mit asiatischem Schmuck, ja. Nein, Schutzgelderpressung, Prostitution, Geldwäsche, Autoschmuggel, Zigaretten, - das ist ja vielleicht ne Menge, nein - da wusste er nicht das Geringste... Ob er den Namen Ferdinand Honigmann kenne? Nein, da weiß er auch nicht das Geringste... Am Ende waren alle Verdachtsmomente ausgeräumt.

Sie ließen ihn laufen. Er fuhr zu seiner Susanne. Aber vorher ging er noch in eine Telefonzelle und warnte den Herrn Wung in Oberbayern vor möglichen Fahndern.

Er löste dort eine ziemlich abrupte und chaotische Abreise aus. Die letzten Spülmaschinen kamen in einen Kastenwagen, es wurde nicht sorgfältig gepackt, alles in die Autos geschmissen. Der Boss informierte seine blonde Freundin: „Halt dich tapfer! Es könnte zu Schusswechseln kommen.“ Sie fand das eher thrilling. Die zwei Chinesen, die ihn vor einiger Zeit vermessen hatten, kamen mit einer länglichen Kiste in Ferdinands Zimmer, die hatte zwei Räder wie die heutigen Koffer. Ein Chinese öffnete einen Deckel: ein ausgepolsterter Menschentransportkoffer, man könnte auch sagen: Sarg. Der Boss kam rein und sagte: „Bitte Platz zu nehmen.“ Ferdinand war entschieden nicht bereit: „Ich da rein? Nein!“ „Das Wort Nein kennen wir gar nicht!“ sagte der Chinesen-Boss scharf, „Rein!“ Ferdinand wehrte sich: „Nein, ich ersticke da ja.“ „Nicht doch. Der Apparat ist belüftet und gut gepolstert.“

Also rein.“ „Nein!“ Der Boss bewegte nicht einmal den Kopf. Nur mit den Augen gab er seinen Chinesen den Befehl, Gewalt anzuwenden. Das taten sie. Ferdinand schrie: „Nein! Aufhören! Nein! Hilfe!“ Aber er war bald im Kasten und wurde eingesperrt. Sofort bekam er schreckliche Platzangst, aber es ließ sich atmen in der Kiste. Er fühlte sich transportiert. Von den Geräuschen her konnte er feststellen, dass man ihn in den Kastenwagen verfrachtete. Der fuhr ab, ein Van hinterher, Richtung Norden.

„Wahrscheinlich Richtung Süden abgehauen,“ sinnierte der Polizeiobere, „Scharnitz ist nicht weit, Ehrwald auch nicht.“ Er war noch ein bisschen befangen in alten Europa-Grenz-Vorstellungen vor dem Schengener Abkommen. Dabei kooperierte die bayerische Polizei dato besser mit den Österreichern als mit den hessischen Kollegen, wenn man es mal überspitzt formulieren darf. Als der Polizeioffizier von Süden sprach, passierte Wungs Kolonne gerade das Kreuz Hannover-Kirchhorst. Am Stadtrand von Hamburg stieg dann ein Chinese zu und dirigierte sie in eine nicht sehr ansehnliche Gegend des Hafens, wo ein chinesischer Frachter dümpelte, auf den die Fakes und Ferdinand im langen Kasten verladen wurden. Zwischendurch war er übrigens rausgekommen und hatte gegessen und getrunken, aber fensterlos im Kastenwagen, er hatte nicht die geringste Ahnung, wo er war.

Ja, Susanne, da ist wohl nicht alles so gelaufen, wie dein loderndes Herz sich das ersehnt hat... Ferdinand auf der Brenner-Autobahn statt in deinen Armen, und in Wirklichkeit im Hamburger Hafen...

Hops!... In die Gegenwart:

An diesem gestrigen 28. November 2003 kam Jochen Stiegeler von einer wunderschönen Wandertour aus Südtirol zurück. Gleich am Abend rief er Susanne an, kam aber nicht weiter als bis zum Anrufbeantworter: „Ja, Jochen hier, Hallo, ich bin wieder da. Ich hoffe, es geht dir gut. Meld dich bitte, ab 7 Uhr 30 bin ich im Amt. Danke.“ Wofür er sich bedankt, weiß Susanne nicht.

Jochen liebte sie, er hatte es ihr auch auf eine sehr zurückhaltende Art gestanden. Und sie hatte geantwortet: „Ich bin vergeben, das tut mir so Leid. Aber wenn du mir hilfst, meinen Liebsten zu finden, dann – nee, dann geht das ja erst recht nicht mehr. Ich rede Quatsch, verzeih mir.“ Mit seinem „Schon gut“ war die Sache dann erst mal für längere Zeit erledigt.

Susanne freute sich sehr und telefonierte um 7 Uhr 31 los: Besetzt. Vier mal besetzt, bis sie ihn schließlich erwischte: „Hallo, Jochen, wieso bist du denn gleich bei Dienstantritt dauernd besetzt?“ „Weil ich versucht habe, dich anzurufen, war aber dauernd besetzt. Das taugt gut für unsere Liebesgeschichte. Gibt es was Neues?“ „Rammelviel.“ „Das heißt ja eigentlich rammelvoll, aber ich versteh dich schon.“ „Ich hab einen Brief von meinem Ferdinand!“ Jochen verstummte kurz, dann sagte er: „Ach nee... Komm her damit.“ „Musst du nicht erst mal Liegegebliebenes aufarbeiten?“ „Ja, müsste ich, mache ich, während du zu mir radelst oder später.“ „Ich komme.“ So ein eindeutiges Lebenszeichen von Ferdinand, das strangulierte seine Liebe zu Susanne.

Susanne kannte Jochens Zuhause nicht, nie hatte sie Jochen mit sich nach Hause genommen. In seinem Amt hatte sie schon manches Mal gesessen. Nun wieder. Spuren peinlich, dem Jochen Ferdinands Liebesgesäusel zu zeigen, aber das ging ja nicht anders. Er las sehr aufmerksam mit Kriminalistenmine, aber zweimal musste er deutlich lächeln. „Nun ja,“ sagte er schließlich, „immerhin...“

„Du hast zweimal gelächelt. An welchen Stellen?“ wollte Susanne wissen. Jochen las vor: „Ich bürste dir im Geiste die Mundwinkel hoch‘ –“ „Und?“ „Küsse den Flaucher von mir.“ Dann ließ sein Interesse sehr merklich nach: „Nun ja...“ Susanne war sehr erstaunt: „Was meinst du mit ‚Nun ja‘? Ich denke doch, dass du jetzt loslegen musst!“ „Loslegen? Womit?“ Susanne ereiferte sich: „Womit? Jochen, du musst jetzt alles tun, damit ich meinen Ferdinand bis Weihnachten wiederbekomme.“ „Bis Weihnachten? Christkindchen, was?“ Susanne beteuerte: „Ich nehm ihn auch früher! Im

Ernst: Wir können doch diese heiße Spur nicht im Sande verlaufen lassen. Brauchst du einen Tritt in den Hintern?!“ Jochen sah ein, dass es sein Amt als Liebender war, der, die er liebte, ihren Kerl in den Schoß zu legen, und wandte sich dem Brief wieder zu. Susanne lachte und sagte ins Blaue hinein: „Ich verschaff dir auch ne schöne Braut!“ „Schon gut,“ war die Antwort, wie nicht anders zu erwarten.

Dann kamen seine ersten Überlegungen: „Kein Briefpapier, graues Packpapier, offenbar nach dem Verfassen nicht eingesteckt, wann ist er denn bei dir angekommen?“ „So ungefähr vor zehn Tagen.“ „Das würde mit dem Poststempel übereinstimmen. Der Briefschreiber datiert aber 30. März, halbes Jahr dazwischen. Wie kommt das? Und der Zusatz hier? Du bist eine Glückliche – oder Beglückte, andere Handschrift, -“ Er nahm die Lupe zur Hilfe: „Auch ein anderer Kugelschreiber.“ Susanne musste nun mitmachen: „Ladys handwriting. Oder?“ „Passt dir sicher nicht. Ich wünsche dir, dass die bei Ferdinand genau so erfolglos ist wie ich es bei dir war.“ Susanne wurde ein wenig verlegen: „Du warst bei mir doch gar nicht erfolglos, aber –“ Jochen grummelte noch einmal sein stereotypes „Schon gut.“

Susanne ereiferte sich: „Dass Ferdinand lebt, das ist es doch. Ich muss sofort hin!“ Jochen bremste: „Hin ja, sofort nein. Du neigst zu spontanen Reisen, die sehr enttäuschend enden. Diesmal fahnden wir so lange, bis du ihn wirklich findest.“ „Das wäre wunderbar.“ Jochen brummte: „Endlich mal keine Türken.“ „Rassist!“ schimpfte Susanne. Jochen aber verwahrte sich entschieden: „Das bin ich nun ganz bestimmt nicht.“ „Nein, entschuldige.“ „Ich hatte auch schon mal zwei Kubaner hier auf dem Schreibtisch.“ „Was hatten die ausgefressen?“ „Die wollten nicht zurück. Es ist dann immer das Problem, dass wir keine diplomatischen Vertretungen einschalten können. Hör zu: ich kann versuchen, ob es gelingt, kann ich nicht garantieren, dass du einen Schrieb vom hiesigen LKA mitbekommst, das dir vielleicht einige Türen in Havanna öffnet.“ „Das wäre wunderbar!“ „Wie gesagt: das kann ich versuchen. Ansonsten lasse ich meine Drähte glühen. Du hörst von mir.“

Erkundige dich schon mal nach Flugverbindungen.“ Susanne ging: „Ja, tschüs, und habe vielen Dank, Jochen!“ „Aber buche noch nicht!“ rief er ihr nach. „Nein nein!“

Alleskieker hat hier natürlich weit vorausgeschaut, also: in der Vergangenheit weit vorausgeschaut. Aber keine Sorge, geneigter Leser, das kriegen wir schon wieder auf die Reihe.

Die Verbindung zwischen Susanne und Jochen Stiegeler war auf das Leichtfüßigste zustande gekommen. Professor Kammhuber hatte Ferdinand einen Vortrag angeboten über Organisierte Kriminalität, aus der Opferperspektive. Wenig später war der Junge ein Opfer ebendieser Kriminalität geworden, ziemlich sicher jedenfalls, und hatte sich in Nichts aufgelöst, war verschwunden und ist bis dato nicht wieder aufgetaucht.

Kammhuber blätterte in seinem Terminkalender und kam auf den hübschen Einfall, Susanne den Vortrag halten zu lassen: „Hier: Freitag, 28. Februar, 14 Uhr 30.“ Sie sträubte sich etwas dagegen: „Aber Ferdinand... Das geht nicht.“ Kammhuber sagte: „Das einzige, was nicht geht, ist der Satz: Das geht nicht! Unter Kriminalern geht immer was.“ „Ja, aber so einen Vortrag, das kann ich doch gar nicht.“ Aber ihr Professor war nicht so leicht umzustimmen: „Ihr Ferdinand hätte ja auch nicht aus Sicht der Fachleute referiert. Erzählen Sie, was er Ihnen anvertraut hat. Es geht in diesem Fall nicht um Fachwissen, es geht um Erfahrungen – also, in diesem Fall: aus zweiter Hand. Wir holen den – äh, Dings dazu – den Jochen Stiegeler vom LKA, der kann mit den entsprechenden Zahlen um sich schmeißen. Müsste eine gute Kombination sein. Ich muss nur noch rauskriegen, ob er am 28. Zeit hat. Sie kennen den Stiegeler?“ „Nein.“

Sie lernte ihn kennen. Er wurde für ihren Fall – dem Wiederfinden Ferdinands – eine sehr große Hilfe. Dass er sich in sie verliebte, fand sie schön, ja – aber so eine richtige Raubkatze war sie ja gar nicht (mehr). Und Ferdinand herrschte so unumstößlich in ihrem Inneren – da kam kein Jo-

chen oder sonstwer ran. Eine sehr angenehme Freundschaft entstand. Bei Jochen freilich immer mit ein wenig umflorten Augen. Da kann man so reinrutschen: Der Liebsten dienen, indem man ihren Liebsten in der Welt ausfindig zu machen versucht. Sicher kein Rezept für alle Männer. Aber die zu dienen wissen, finden sich da rein und lieben die Situation schließlich. Und – ändern sie irgendwann.

Übrigens: alle Adventskalender sind fertig und verteilt. Ein kleines Risiko liegt noch bei der Post nach Italien, wo die Tochter wohnt.

11 Wie ist das mit der Qualität der Menschheit?

Der erste Advent 2003, Brunch im Hause Fletscher in München-Giesing, die erste Kerze am Adventskranz brennt. Susanne ist schon aufgestanden und in ihr Zimmer gegangen, sie sinniert über ihre Reise nach Kuba, sie wäre längst abgezischt, aber Jochen dringt mit eiserner Konsequenz darauf, dass Susanne nur mit einiger Aussicht auf Erfolg in die Karibik fliegt. Er arbeitet für sie. Die kleine Liliane ist gar nicht in München.

Die Eltern sitzen noch am Frühstückstisch vor abgeessenem Geschirr und lesen in der Süddeutschen Zeitung. Susannenvater faltet sie plötzlich mit einigem Schwung zusammen und knallt sie auf den Tisch: „Ich werde die Süddeutsche abbestellen!“ sagte er. Die Mutter hatte im München-Teil geblättert, den sie sinken ließ: „Warum denn das? Sie ist eine der besten deutschsprachigen Zeitungen.“ „Mag sein,“ grunzte der Vater. Die Mutter fragte: „Findest du, dass sie in der Qualität nachgelassen hat?“ „Nein,“ gestand der Vater zu, „obwohl – das Feuilleton am Sonntag, das fand ich früher schöner. Aber das ist nicht der Grund zum Abbestellen.“ „Sondern?“ wollte die Mutter wissen.

„Die Qualität der Menschheit rutscht in den Keller. Die Nachrichten sind so rammelvoll mit den widerwärtigsten Auswüchsen von Menschen, einzelnen Menschen, Männern, die Frauen prügeln oder morden, seltener morden übrigens Frauen, - oder Menschengruppen mit dem ungerechtesten Volkszorn. Meine Familie nehme ich aus, die ist prima, Ferdinand auch. Aber dafür muss ich nicht die Süddeutsche lesen. Mit zwei Flugzeugen, vollbesetzt mit Passagieren in zwei Wolkenkratzer fliegen, sich dabei selbst umbringen und alle Passagiere, - das kann einem doch nur der Teufel einblasen. Kinder spielen sowas. Vielleicht ist ja der Friedenswille der Menschen sehr sehr groß, aber immer wieder passt das einigen Leuten nicht in den Kram: Waffenproduzenten, Ideologen, fanatische Fundamentalisten, die

meisten davon sind Spätpubertätiker wie dieser absolut läppische Bush mit seinem Truthahn in der irakischen Wüste. Berlusconi ist auf andere Weise kindisch. Die Qualität dieser Leute ist miserabel, aber sie beherrschen die Welt, immer mehr, immer lauter... Und was vielleicht das Schlimmste ist: das Positive ist meist so kleinkariert und dumm und schwachbrüstig, es ist zum Verrücktwerden!“

Er besann sich und schickte trocken nach: „Ich werde sie wahrscheinlich nicht abbestellen, aber ich werde sie nicht mehr lesen. Ich kann einfach nicht mehr.“ „Du machst die Welt nicht besser, indem du die Süddeutsche nicht mehr liest.“ „Weiß ich doch. Wo führt das alles hin? Zu noch mehr Mord und noch mehr Totschlag, zu immer mehr und immer kleineren Kriegelchen, zu Faschismus und Tyrannei. Wenn die Faschisten den Faschisten den Krieg erklären!... Das war schon bei Adolf und Stalin so. Von wegen neue Weltordnung... Mein armer Schmetterling! Wo ist Liliane überhaupt?“ „In Bad Ischl.“ „Schon wieder?“

Liliane gehört ja zu diesen wunderbaren Mädchen, die ihre kühnsten Gespinste Wirklichkeit werden lassen können. Als in der Münchner Staatsoper drei Tage ballettfrei waren, was selten genug vorkam, stieg sie in den Zug und fuhr nach Graz. Sie suchte und fand den Bühneneingang des Theaters – der ja auch ein Ausgang ist – und postierte sich ein wenig versteckt auf der Straßenseite gegenüber. Sie hatte Glück. Naja, das war schon mehr als Glück – gibt's denn das: mehr als Glück? Ja, das war ein perfekt funktionierender Zufallsgenerator: Offensichtlich war eine dicke Probe zu Ende, und aus dem Bühnenausgang strömten Chor, Orchester, Ballett. Da strömte auch Ingrid, die sich umdrehte und wartete, und da strömte Kim, der sich bei Ingrid einhängte und loszog. Liliane schrie: „Kihim!“ Er schaute. Sie öffnete ganz weit die Arme. Er löste sich von Ingrid und ging – fast lief er – zu Liliane. Ingrid schaute sehr verbiestert. Sie wusste: Das war genau der Auftritt, der ihrer Bindung den Todesstoß versetzte, dem hatte sie nichts entge-

genzuhalten. Es lief schon seit einiger Zeit nicht besonders gut mit ihnen beiden. Offenen Mundes starrte sie auf das Schauspiel.

Liliane bewegte nur, fiebrig, zittrig, die Mittelfinger beider Hände an den ausgestreckten Armen: Angelhaken von unausweichlicher Deutlichkeit, zugleich vielversprechender Lieblichkeit. Kein Zweifel, dass gute Tänzerinnen das können, ohne dass andere Finger mitzittern. Und Kim folgte. Und lag in ihren Armen, die sie fest um ihn schloss. Er hob sie ein wenig hoch, drehte sie, so dass er Ingrid sehen konnte. Sie tat eine der schönsten Gesten ihres ganzen Lebens: Sehr verhalten hob sie den Arm und winkte dem Verlorengehenden zu, wie in Zeitlupe, dann drehte sie sich um und ging weiter, fing an, leise erst, zu heulen...

Liliane fragte leise: „Wie lange können wir so stehen bleiben?“ „Für den Rest unseres Lebens.“ „Du hast einen Vertrag, ich auch. Wann musst du wieder tanzen oder proben?“ „Übermorgen Abend ‚Fledermaus‘.“ „Ich auch. Ich meine, ich muss auch übermorgen Abend tanzen, das ‚Sacre‘ zum endgültig allerletzten Mal.“ „Ich komme mit nach München.“ „Du machst keinen dergleichen Quatsch. Wir gehen jetzt nach Bad Ischl.“ „Zu Fuß?“ „Mit dem Zug natürlich. In Ischl wartet das schönste Pensionszimmer auf uns, fast zwei Tage, zwei Nächte jedenfalls.“ „Hast du schon bestellt?“ „Nein, ich kenne es gar nicht, wir müssen es suchen. Aber wenn alles so gut klappt wie dein Rauskommen aus dem Theater, dann läuft das mit der süßen kleinen Pension in Bad Ischl buttergeschmiert. Komm zum Bahnhof.“ „Aber ich müsste Sachen –“ „Untersteh dich, einen Pyjama anzuschleppen!“ „Nachthemd.“ „Ohne.“ „Gut.“ „Und ob das gut ist!“ „Zahnbürste.“ „In Ischl wartet eine Drogerie förmlich darauf, dass du dort eine Zahnbürste kaufst.“ „Kennst du Bad Ischl so gut?“ „Ich war noch nie dort. Und kein Wort weiter, das die Freiheit unserer Liebe stört. Ich bin so glücklich, dass ich dich heimholen konnte. Stell dir vor, du hättest auf mein Rufen bloß gewinkt!“ „Das kann ich mir nicht vorstellen.“ „Ich schon. Drück das raus aus mir.“ Kim umarmte sie heftig. „Ist raus,“ japste sie und lachte und streichelte ihn und rannte zum

Bahnhof. Irgendwelche Zweifel daran, dass bald ein Zug fuhr, der sie mit zweimaligem Umsteigen recht umstandslos nach Bad Ischl brachte?...

Nun, am heutigen 1. Advent, als der Vater die Süddeutsche abbestellen wollte, trafen sie sich ein zweites Mal in Bad Ischl. Und das war nicht so aufregend schön wie das erste Mal. Das konnte es auch nicht sein. Jetzt hing an der Villa Schratt, wo sie beim ersten Mal vom weltberühmten Gugelhupf gekostet hatten, ein Schild: ‚Betriebsferien bis 12. Dezember. Ab Samstag, den 13. Dezember backen wir wieder unsere Gugelhupfe für Sie.‘ Kim fragte: „Wie fändest du als Mehrzahl von Gugelhupf Gugelhüpfe?“ Liliane fand das: „Langweilig.“ Sanft enttäuschter Kim fragte: „Was? Wieso?“ „Ich will mich nicht mit dir über die Mehrzahl von Gugelhupf unterhalten.“ Das eskalierte in einen kleinen, sehr kleinen Streit. Jetzt waren da plötzlich Netze in Bad Ischl, in denen sie sich zu fangen drohten. Da mussten sie drunter durchkriechen oder drüberspringen. Sie schafften das – Tänzer haben zu- meist auch sehr geschickte, vogelartig bewegliche Seelen -, aber es kostete ein paar Tränen von Liliane und ein bisschen Fäusteballen in Kims Hosentaschen.

Und Liliane gestand, mit kleinem Schluchzer: „Aber Alles ist besser, als ohne dich sein... Was macht Ingrid?“ „Sie ist von überwältigender Vernünftigkeit.“ „Ich sag dir was: die Zeit mit dir hat ihr gutgetan, an dir kann man wachsen.“ „Den Satz nehme ich mit nach Graz. Wirst du mich eines Tages wieder aus dem Bett schmeißen?“ „Halte ich für ausgeschlossen. Im Moment ziehe ich dich ins Bett – bei jeder Gelegenheit.“ „Vielleicht ganz gut, dass ich nicht so verrückt bin wie du.“ „Sehr gut ist das, sehr gut! Ich verdoppelt – nicht zum Aushalten!“ „Du wolltest zwanzig andere Männer haben. Wie viele hattest du?“ „Gar keinen.“ Da konnte Kim erstmal nur schweigen, aber seine Augen leuchteten und lächelten. Dann fragte er: „Wie geht es deiner Schwester mit ihrem Ferdinand?“ „Immer noch ohne Ferdinand.“ „Das läuft doch nun schon fast ein Jahr.“ „Ja. Sie hat einen Brief von ihm.“ „Was? Woher?“ „Havanna, Kuba.“ „Was macht der denn in Havanna?“ „Wer das beantwortet, kriegt die Goldene Palme und einen Bambi

antwortet, kriegt die Goldene Palme und einen Bambi und den Nobelpreis, alles zusammen auf einmal. Nur die genaue Adresse müsste er auch noch wissen. Und der Nobelpreis, das ist ne Menge Geld.“ „Hoffnung ist immer gut...“

Dann erzählte Liliane: „Bei der allerletzten Vorstellung vom ‚Sacre‘ war wieder kein Riss mehr.“ „Vorher war ein Riss?“ „Ja, du erinnerst dich an den vorletzten Sprung, den riesigen.“ „Den habe ich immer so bewundert.“ „Da bin ich jedesmal in den Himmel geflogen, habe mich wahnsinnig drauf gefreut.“ „Und was war mit einem Riss? Hast du dich verletzt?“ „Nein, kein bisschen. So von außen war alles in Ordnung. Aber die Innenseele – ich flog nicht mehr in den Himmel, sondern an den Bühnenrand. War grauslich. Unser erstes Ischl hat den Riss geheilt. Ich hoffe, du hast keinen Pyjama in der Tasche?“ „Nichts, was ich nachts anziehen könnte, sollte, müsste...“

Geneigter Leser möge mir eine kleine Variante von diesem wunderbaren Imperativ des Heiligen Augustinus erlauben: Liebe, und schreib, was du willst!

Ferdinand fand sich also im vergangenen Jahr am ersten Adventsonntag, dem 1. Dezember 2002 an Bord eines Schiffes wieder. Als er aus seinem Sarg befreit wurde, stieg er an Deck und schaute sich um und hatte Zweifel, dass es so einen alten Seelenverkäufer noch geben konnte, dass er auf allen Weltmeeren zugelassen war. Aber er war ja an Bord und beobachtete, wie ein Chinese offenbar mit den Papieren zur Hafenbehörde ging, um den Kahn mit Unterschrift und Stempeln klar zum Auslaufen zu machen. Ja, er selbst wurde mit einem offenbar noch dazugehörenden Papier hinterher geschickt, rennen sollte er. Das tat er.

Und alle Fluchtgedanken schossen mit Leuchtspur durch den Kopf. Sehr verstohlen schaute er nach rechts und links, nachdem er dem Chinesen das Papier gegeben hatte und der weitergegangen war. Nein, zurück schaute er nicht, er fühlte viele Blicke von der Reling auf sich gerichtet. Da

gleich links waren ein paar kleine, etwas verkommene Schuppen, sehr unwegsames Gelände. Ist nicht alles besser als wieder an Bord gehen? Einen kurzen, schmerzhaften Blitz lang lag ihm Susanne im Herzen – hellerlichte Sehnsucht!, - nicht nur, auch dieses schreckliche Bewusstsein, dass sie eine Geisel ist! Da zischte ein Pfeil nah an seinem Kopf vorbei und auf das Hafenspflaster. Ferdinand verstand genau: Was ist jetzt hier Mut? Er schaute sich um zur Reling. Da stand sein Mafia-Boss und die US-Beauty, am Heck eine Rotte Chinesen. Sie hielt den Bogen im Arm und einen weiteren Pfeil bereit. Ferdinand hob den Pfeil auf und trottete zum Schiff zurück, betont langsam, wenigstens das.

Winzigkeiten können Welten eröffnen. Das Aufheben und Zurückbringen des Pfeils schuf eine kleine Intimität zwischen der schönen Blondin und Ferdinand. Nein, keine Spur von Kojenintimität. Sie hatte es nicht erwartet, den Pfeil schon verlorengelassen. Sie nahm ihn und sagte nichts. Aber Dank war in ihren Augen und nistete sich in ihr Gemüt, der Ferdinand noch zugute kommen sollte.

Keine zwei Stunden später tuckerte der Kahn die Elbe abwärts. Nein, er tuckerte natürlich nicht, hatte ja denn doch zwei Dieselmotoren, die regelmäßig das Stampfen der Kolben in die Drehungen der Schiffsschraube verwandelten – weg von Susanne. Und auf der Höhe von Cuxhaven dachte Ferdinand: ‚Nordsee – Mordsee, Winter-Orkane über der Deutschen Bucht‘. Und er dachte: ‚Wie er über mich verfügt, als wäre ich eine Spülmaschine, wie er jedes Gespräch verweigert. Was hat er an mir? Hätte ich doch abhauen sollen? Und die Frau schießt auf mich, - nein: neben mich. Ich weiß ja, wie genau die treffen kann. Dieses Schiff fährt von Susanne weg, weit weg, - wie weit? - mit Ferdinand an Bord. Übelste Ungerechtigkeit.‘ Und er grübelte jetzt und immer wieder, was denn das Schicksal bloß von ihm wolle, was es vorhabe. Tod, ja, aber so lange ich grübele, lebe ich. Nein, der Selbstmord fand keinen Platz in seinen Grübeleien. ‚Der Typ bin ich nicht.‘ Er hatte ja ein Ziel: Susanne, allen Seemeilen zum Trotz, das Tau zwischen ihr und ihm

knarzte zwar, manchmal erschreckend gespannt, war aber von hervorragender Elastizität, auch über Ozeane.

Und dann wieder sowas Verrücktes: Diese Atlantik-Reise war schön. Sie liefen kleine und kleinste Häfen an, entluden Stückgut, verluden neues Stückgut. Immer wieder mal wurde Ferdinand für die Dauer der meist sehr kurzen Liegezeiten in manchen Häfen in seinen Sarg gesperrt: er sollte nicht wissen, wohin die Reise ging. Der freie Atlantik bot nicht die geringsten Orientierungen. Aber gute Luft. Wohin die Reise ging? Also eher südwärts, ein bisschen orientierte sich Ferdinand an der Sonne. Und man saß auf dem kleinen Deck beisammen und büffelte Spanisch, Ferdinand in der ihm so fremden Rolle des Paukers, die *bella rubia* – ja: *Blond ist im Spanischen rubio/rubia, frage mich niemand nach der Herkunft. Naja, im Spanisch-Institut gäbs ein etymologisches Wörterbuch für Spanisch, da könnte ich nachschauen* – die *bella rubia* mitten dabei.

Gelegentlich schlüpfte er nachts an Deck und schaute auf die nicht endende Meeresweite, zu den Sternen. So haben die früher navigiert. Naja, sie hatten schon Hilfsmittel, keinerlei Elektronik, aber Kompass, Karten, Sextanten. Er grinste bei der Vorstellung, dass das sechs Tanten sein könnten oder gar Sex-Tanten... Als ein freier Mann hätte er für so ein nächtliches Salzwassergeschnuppere viel Geld ausgeben müssen. So hatte er alles umsonst. Nein, das ließ sich so nicht aufrechnen, Bewusstsein der Gefangenschaft ist mitten auf dem Ozean eigentlich schlimmer als in Oberbayern. Susanne, wenn wir je wieder zusammen kommen sollten, machen wir Weltreisen, also mindestens eine Weltreise und gehen nachts an Bord und schnupfern Salzwasser, zwei Nasen, eine Seele.

Hat die Hoffnung eigentlich ein Verfallsdatum? Stell sie mal sicherheitshalber in den Eisschrank, mein lieber Ferdinand. Die Hoffnung stirbt als Letztes, sagen die Weisen vieler Länder...

12 Havanna also, Ramona dazu

Heiligabend 2002. Es wäre das erste Weihnachten mit Ferdinand gewesen. Es war das erste Weihnachten ohne Ferdinand. Die festen Heiligabendbräuche hatten sich in der Familie Fletscher etwas abgeschliffen, seitdem die young Ladies aus dem Staunensalter raus waren. Zudem ging Lilia-
ne, als die Kerzen am Baum noch brannten, schon weg, wollte bei Kim sein, den sie ja damals noch sehr liebte oder muss man sagen: zu lieben glaubte. Alle verstanden das und alle machte das dennoch ein wenig traurig. Und ob es nicht eine halbe Stunde später auch noch gereicht hätte, - und ob es nicht eine halbe Stunde später genauso traurig gemacht hätte. „Alter,“ sagte Susannes Mutter, „eines Tages werden wir ohne unsere Damen leben müssen.“ „Also, dass das klar ist,“ stellte Susanne fest, „Weihnachten sind wir so lange immer zusammen, so lange – so lange es geht. Wo ist mein Ferdinand? Ich fühle ihn in Bewegung. Aber das ist vielleicht völliger Quatsch – ziemlich sicher völliger Quatsch. Wenn ich den nicht wiederfinde, und wenn ihr lange genug lebt, werdet ihr eine verknöcherte, verschrumpelte Susanne zur Tochter haben, die immer mal wieder heult. Weil es anders nicht zu ertragen ist. Ich will keine sentimentale Heulsuse sein!“ Aber die Mutter wandte ein: „Mir ist eine sentimentale Heulsuse immer noch lieber als eine verbiesterte Trockenmasse.“

Der Vater meinte es gut: „Vielleicht haben wir eine Susanne mit einem anderen Mann und zwei süßen mopsigen Kindern und –“ „Hör auf, bitte!“ rief Susanne. „Mach uns nicht zu einer der Familien, in denen es Heiligabend immer Krach gibt. Das passt nicht zu uns.“ Das lief auf ein beklemmendes Schweigen hinaus, bis endlich die Mutter sagte: „Krach wäre schlimm, aber ob dieses Schweigen nicht schlimmer ist...?“ Da heulte Susanne los. Die Mutter ging zu ihr und legte ihr die Hand auf die Schulter: „Aus deiner Not führt kein schwacher Trost, meine Herzenssusanne. Wühlen, suchen, durchstehen – und ab und zu heulen, weils doch ein Leid ist. Aber Weih-

nachten ist doch kein Ende, sondern ein Anfang, mit diesem Schreihals in der Krippe...“ Susanne stand auf und umarmte die Mutter, lange, bewegungslos, dann sagte sie leise: „Es tut mir so Leid, dass ich euch so ein Weihnachten zumute.“ Die Mutter opponierte sanft: „Jetzt wollen wir doch mal die Worte auf die Goldwaage legen, und nicht von Zumuten sprechen, wo gar keine Zumutung ist. Ich sage jetzt mal, was dein Vater immer sagt: so lange du nicht weißt, dass Ferdinand tot ist, so lange – ich will nicht sagen: lebt er, oder doch, ja: lebt er, und so lange ist Hoffnung...“

Alleskierker wüsste wunderbare weiterführende Hinweise, von jenseits des Atlantik zwischen den Festen, kurz vor 2003:

Die Schiffsmotoren stampften nicht mehr. Ferdinand lag mit sechs Chinesen in seiner sehr engen Koje, es war schwülheiß. Ein Böllerschuss hallte über das Schiff. Doch nicht etwa irgendein Kriegsgebiet? Er schlüpfte aus seinem Etagenbett, öffnete sehr leise die Tür und stieg an Deck. Ein größerer Hafen, viel Licht, warmer Wind. Der Gefangene ließ sich verzaubern von den Tropen, Musikfetzen drangen sehr verstümmelt an sein Ohr, klang nach karibischen Rhythmen. Nein, kein Krieg. Er umrundete das Deck, das Schiff lag an keinem Kai, sondern mitten im Hafenwasser, verankert. Merkwürdigerweise keine Wache an Deck. Wie hieß die Stadt? Sie wirkte groß, Hauptstadt eines karibischen Landes? Könnte sein. Caracas? Haiti? Flucht? Jetzt, hier? Ausgeschlossen.

Am frühen Morgen ging er noch einmal an Deck. Aber auch im Dämmerlicht gab die Stadt ihren Namen nicht preis. Nur Golf von Mexiko, Karibik schien einigermaßen sicher. Palmen, Tropen also, aber nicht künstlich angelegt und dem Klima der gemäßigten Zone abgerungen, - diese Palmen gediehen von der hiesigen Hitze und der hohen Luftfeuchtigkeit. Noch einmal umrundete er das Deck, aber nichts erschloss ihm den Namen der Hafenstadt. Das nährte wieder seinen Zorn: Wie konnte man einen Menschen so

verschieben, so uninformiert lassen? Was hätte es geändert, wenn man ihm gesagt hätte: Du bist auf Haiti (oder sonstwo). Ein Leichter näherte sich dem Schiff zum Entladen.

Völlig unerwartet wurde er von hinten gepackt, in den Schwitzkasten genommen und von Deck gezerrt, unsanft in den Sarg gepackt, der augenblicklich geschlossen wurde. Ziemlich lange lag Ferdinand in seinem Sarg, bis er entladen wurde. So muss man das ja wohl nennen, wenn einer nicht auf eigenen Füßen an Land geht. Unsanft dann der Transport an Deck und die Verladung auf den Leichter. Das konnte er alles nachvollziehen. Es glückte wie unter dem Segelboot von Marion auf dem Starnberger See. Dem Wasser wurde die Kiste anvertraut und schaukelte etwas hin und her. Die Sprache da draußen eindeutig Spanisch. Aber Spanisch spricht man in fast allen karibischen Staaten. Ach, Ferdinand: lauter Erfahrungen, die du als Banker in Berlin nie gemacht hättest. Dann Transport in einem Auto, Transport in ein Gebäude.

Seine Träger gingen sehr ungeschickt mit ihm um, ließen auf einer Treppe die Kiste fallen, so dass Ferdinand trotz der Polsterung ziemlich kläglich durchgerüttelt wurde. Entsorgt – muss man das so nennen? Nein! Oder doch – wurde er in einem großen Zimmer, beinah Saal, mit ganz wenigen Möbeln, Bett, Stuhl, vergitterte Fenster. Unangenehme Ähnlichkeit mit dem Raum, in dem er in Oberbayern gefangen gehalten wurde. Waren seine Träger besoffen? Er hatte sich an den Sarg eigentlich gewöhnt. Jetzt flößte er ihm wieder Angst ein. Sein Chinesen-Boss kam die Treppe raufgerannt und beschimpfte die Sargträger mit beachtlicher Wut, allerdings auf Chinesisch, versteht sich. Dann fragte er Ferdinand: „Haben Sie sich wehgetan?“ Und er fasste ihn an Schulter und Oberarm. Ferdinand sagte nur: „Nein, aber es war sehr unangenehm.“ Das löste eine weitere Schimpfkanonade aus, bis die Chinesen mit tief hängenden Köpfen den Saal samt Sarg verließen. Ferdinand fragte: „Wo sind wir?“ Der Chinese wich wie immer aus: „Ich habe sehr

viel zu tun, zu organisieren, später.“ Ferdinand fand: Die Antwort ‚Havanna‘ oder sonstwas wäre kürzer gewesen.

Seine Tür wurde von außen verschlossen, die gute Mathilda in wohl-bekannter Funktion als Schließerin. ‚Wo bin ich?‘ Warm war es, trotz Dezember. Argentinien? Nein, das wär schon wieder zu weit unten, Brasilien? Aber da spricht man portugiesisch. Na und? Oder irgendein Land in Mittelamerika zwischen Mexiko und Kuba. Vielleicht Kuba selbst, Insel, Fluchtmöglichkeiten äußerst gering, schoss es ihm gleich durch den Kopf. Es ist schon eine sehr subtile Brutalität, einem Menschen die Auskunft darüber zu verweigern, wo er sich befinde, gesteigert durch die exotische Umwelt. Was ist mit der Geisel Susanne von der Insel aus, wenn es denn eine Insel war, und über den Ozean hinweg?

Der Mafia-Boss, der er ist und bleiben wird, hatte ein großes Anwesen gemietet oder mieten lassen. Oder gar gekauft? Im spanischen Cadix hatten sie einen alten weißen Kastenwagen, Fabrikat Seat an Bord gehievt, in Savannah an der US-Ostküste einen auch nicht mehr neuen Jeep. Beide Wagen standen im großen Patio, Ferdinand vor Augen, an den Autonummern wäre der Aufenthaltsort zu erkennen? Nein, die hatten im Augenblick noch gar keine Schilder.

Da rumpelte noch einmal sein Sarg in den Hof, gezogen von einem Chinesen. Ein breiter Torbogen verdeckte Ferdinand den Ausblick auf die Straße. Der Sarg war nicht leer. Er wurde geöffnet, und die blonde Schöne entstieg ihm. Ferdinand tats seiner Liebsten nach und kombinierte kriminalwissenschaftlich messerscharf: Kuba! In jedes andere Karibik-Land hätte eine US-Bürgerin ohne weiteres einreisen können. Kuba also, ziemlich sicher. Vielleicht auch ein Trick vom Boss: Illegal eingereist, kein Visum, das bedeutet, dass sie nur schwer aus so einem Land mit diktatorischer Bürokratie ausreisen könnte, falls sie zu fliehen beabsichtigte. Ferdinand war ja ohne Papiere noch illegaler eingereist, sofern das Wort illegal zu steigern er-

laubt ist. Ihr schien das aber nichts auszumachen. Ferdinand erwartete ab morgen Pfeile auf einer Schießscheibe im Patio.

So: Hier findet mich Susanne niemals, hier bin ich weg vom Fenster. In dem Schlösschen in Oberbayern ist sie im Park mit Papa Marion rumgestapft, und ich dachte schon: Hier holt sie mich bald raus. Hätte ja auch vielleicht passieren können, wenn wir nicht so Hals über Kopf abgehauen wären. *Ferdinand, wie nah du dran bist an den Tatsachen!* Welche Möglichkeiten gibt es, dass sie meinen Aufenthaltsort rausfindet? Keine. Jedenfalls im Augenblick keine. Ich weiß ihn ja selber nicht. Wir fassen uns in Geduld und grübeln der Frage nach, was das Schicksal von uns will. Ach, das sind so diätetische Gedankelchen. Ich schlage alles kurz und klein, ich schaffe es in die deutsche Botschaft, ich rufe Susanne in Giesing an oder im Institut in der Veterinärstraße. Bald gehen wir wieder zusammen in die Mensa in der Leopoldstraße. Ich denke darüber nach, wie ich in die deutsche Botschaft komme, ohne alles kurz und klein zu schlagen. Scheiß-Geduld.

Auch Susanne haderte mit der Geduld, immer wieder. Geduld statt Sex, das ist doch ein miserabler Tausch.

An einem sonnigen Morgen zwischen Weihnachten und Neujahr sah Ferdinand, der noch immer mehr glaubte als wusste, dass er in Havanna sei, einen Trupp Frauen durch das Tor von der Straße in den Hof marschieren. Acht Frauen unterschiedlichen Alters und Formats – kubanische Frauen neigen, wenn sie älter werden, leicht zu einiger Korpulenz – waren das, die den Patio überquerten, fröhlich schnatternd und lachend. Eine junge, die heftig gestikulierend mehr über den Hof tanzte als ging, gefiel Ferdinand besonders. Alle entchwanden seinen Blicken und gingen in das Haus.

Und erschienen wenig später in seinem Saal. Zuerst kam sein Chinese: „Es gibt viel zu dolmetschen: ich habe eine Putztruppe engagiert. Wir müssen alle Konditionen aushandeln: Stundenpreise, Arbeitszeit, Organisation und –“ Er sprach nicht zu Ende, weil die Weiberschar in den Saal dräng-

te, nach wie vor heftig schnatternd. War ja für viele von ihnen was ganz Neues: Arbeit beim Chinesen! „Ruhe!“ rief der laut. Und Ferdinand rief – zu seiner eigenen Verwunderung - ebenso laut: „Silencio!“ Und die Damen wurden augenblicklich still. Der Chinese betonte, er habe es sich nicht nehmen lassen, trotz seiner beachtlichen Arbeitsfülle als Leader seiner Firma, die neuen Mitarbeiterinnen zu begrüßen. Es gelte, das Haus stets sauber zu halten, dass es strahle und blitze im ansonst so dreckigen Havanna. So, Ferdinand, nun weißt du, wo du bist. Die Übersetzung der Konjunktive ‚strahle und blitze‘ machte ihm einige Schwierigkeiten. Und die Behauptung vom dreckigen Havanna löste bei den Zuhörerinnen ein abwehrendes Murren aus.

Während über Löhne und Arbeitszeiten geredet wurde – nicht sehr effektiv, weil alle durcheinander debattierten, die Damen fanden die Löhne zu niedrig, die Arbeitszeiten zu lang, der Chinese behauptete, auf sein Budget achten zu müssen – erstarrte die eine, die über den Patio mehr getanzt als gelaufen war, im Anblick Ferdinands. Struck! nennen es, kaum übersetzbar, die Angelsachsen. Nein, dass er sie heiratete und aus Kuba mitnahm, daran dachte sie jetzt überhaupt nicht... Sie dachte eigentlich nur: Das ist er, den will ich! Der Chinese hatte inzwischen verkündet, dass man mit solchem Palaver nicht weiterkomme, er werde die heiklen Themen später mit nur einer älteren Vertreterin der Putzgarde verhandeln.

Sie wollten nun durch alle Räume ziehen und die Arbeit einteilen und organisieren. „Wer macht hier den Saal des Señor Ferdinando sauber?“ fragte der Chinese. Ferdinand übersetzte und alle schriegen: „Ich! Ich! Ich!...“ Nur das eine Mädchen rührte sich nicht und starrte weiterhin auf den Señor Ferdinando. Eine der etwas älteren Frauen fragte sie: „Ramona, willst du hier putzen?“ Da sie sich nicht rührte, wiederholte die Ältere sehr laut den Namen: „Ramona! Limpiar el alcoba del Señor Ferdinando?“ Ramona zuckte zusammen, lächelte aber gleich sehr bezaubernd und sagte: „Oh Mama – Ferdinando - si, si, si, si, si, si, si, si, si!...“ Dabei rutschte die Stimme mit je-

dem „Si!“ tiefer in den gutturalen, zärtlichst verlächelten Sinnlichkeitskeller. Sie hatte ihn schon.

Sie bekam ihn nicht, nie. Um genau zu sein und ein wenig vorzugreifen: kein Mädchen bekam Ferdinand, er blieb der Braut jenseits des Ozeans treu, nicht, weil er sich das irgendwie groß vorgenommen hatte, sondern weil die Untreue nie in seine Seele schwappte. Ach, das klingt so preußisch karg, wars aber gar nicht. Es war die Unmöglichkeit, den Hosenschlitz zu zippen und ranzugehen. Oder auch: sich den Hosenschlitz zippen zu lassen und rauszuschlüpfen aus der Bindung an Susanne. Ach, Bruder Ferdinand, kleiner Heiliger mit der Nickelbrille, der du gar nicht sein wolltest, aber wurdest...! Woran lags denn letzten Endes?

Alleskieber glaubt etwas zu wissen: Ferdinand schaute immer so weit in die Zukunft, dass er nicht ausrasten konnte, kaum je. So agierte er bei der Gewährung eines Bankkredits, und bei der Liebe. Er konnte nicht anfangen, wenn das Ende abzusehen war, da erlosch alles Begehren. Und er hatte dem geneigten Leser – des ersten Romans – ja bewiesen, dass er einer wunderbaren Susanne die Jacken-Knöpfe zu öffnen verstand. Er war kein Kostverächter grundsätzlich. Aber jetzt wollte er die Treue genießen. Die etwas schattigere Seite sei nicht verschwiegen: Es gab nächtliche Pollutionen, und es gab gelegentlich Handarbeit. Sperma kann man nicht parken. Naja... Na und?...

Sie tigerten durch das ganze Haus, überall wurde eingeteilt, wer wo saubermachen sollte. Irgendwo standen noch sieben verpackte Spülmaschinen. Ramona tänzelte dauernd um Ferdinand herum, am liebsten hätte sie ihn gleich verspeist: „Warum kannst du so gut chinesisch sprechen?“ Er lachte und klärte auf: „Der Chinese spricht deutsch. Und ich bin Deutscher.“ Und sie verstand und perlte: „Aaaaah... Entiendo, entiendo! Alemán. Und wieso sprichst du so gut Spanisch?“ „Vacaciones, Ferien auf den Kanarischen Inseln, viele Jahre, ein Freund auf Gran Canaria, Español...“ „Aaaaah... Entiendo, entiendo...“

Die Tour endete im Büro des Bosses. Da wurden alle Damen zur Arbeit geschickt. Nur Ramonas Mutter mit dem beachtlich umfangreichen Untergestell im engen kurzen Rock blieb, um die Konditionen zu verhandeln. Nein, unterbuttern ließ sie sich nicht, sie blieb respektvoll dem chinesischen Arbeitgeber und seinem Dolmetscher gegenüber – der letztere gefiel ihr ganz wie der Tochter sehr –, aber es endete nicht mit einem Hungerlohn und ausbeuterischer Arbeitszeit für die ihr anvertrauten Frauen. Ferdinand musste sich sogar an die Schreibmaschine setzen und die Vereinbarungen schriftlich kurz fixieren, die dann von beiden Seiten unterschrieben wurden. ‚Ich bin Banker,‘ grollte es in ihm, ‚und überhaupt...‘ Immer wieder stieg ihm die ganze Absurdität seiner Situation ins Gemüt. Als Ramonas Mutter gegangen war, nahm er einen erneuten Anlauf, mit dem Chinesen zu sprechen, aber er stocherte im Nebel, der Chinese ließ sich auf kein Gespräch ein, sondern lächelte... ‚Wie schafft der das bloß, mich derartig zu isolieren? Das ist Mord!‘ Ferdinand ist mit Dingen konfrontiert, die zu üben er nie gelernt hat.

Ferdinand stakste zu seinem Saal zurück. ‚Wenn ich jetzt rausflitze und die deutsche Botschaft suche...‘ Viel nachdenken in dieser Richtung, irgendwann kann es gelingen. In seinem Saal war Ramona noch mit dem Besen zugange. Nun hatte sie ihn für sich allein und machte sich viel Hoffnungen. Aber sie spürte sehr rasch, dass es ihrer Liebe dienlicher sei, die sachliche, fleißige Putzfee zu spielen, zu beteuern, dass sie gleich fertig sei und dann zu gehen. Aber sie reichte ihm die Hand zum Abschied, wenigstens das, und hielt die seine nicht zu kurz fest. Und wandte kein Auge vom Alemán. Sein Händedruck war schön und würde wohl eine Woche halten.

13 Was denn: - ein Ehering?

„Ich möchte diesen falschen Ehering nicht mehr brauchen,“ dachte Susanne. Es war sowieso ein ziemlich spießiger Einfall. Vor einer Woche wars: Da glotzte sie ein wenig attraktiver Mann in der U-Bahn so schamlos an, dass sie sich richtig ausgezogen fühlte. Er selbst hielt sich wohl für sehr attraktiv. Am liebsten wäre sie ihm ins Gesicht gesprungen. Aber das sind ja diese Situationen, in denen sich überhaupt nichts beweisen ließe. Sowas wird auch im Studium behandelt. Nein, sie hat ihn nicht provokativ angeschaut, sie hat ihn überhaupt nicht beachtet, bis sie eher zufällig seine herumwandernden Augen bemerkte. Sie wanderten auf ihrem Körper herum, als sei er nackt. Widerlich! Nein, keine Spur schmeichelhaft. Sie stieg an der nächsten Haltestelle aus, Rot-Kreuz-Platz, wo sie gar nichts zu tun hatte. Da war ein Juweliergeschäft.

„Kann man auch einen einzelnen Ehering kaufen?“ Der Juwelier lächelte sehr nett: „Natürlich, warum denn nicht?“ „Naja, das ist doch immer mehr so eine Pärchensache...“ „In den allermeisten Fällen wird natürlich ein Ringpaar gekauft, aber...“ „Bitte zeigen Sie mir einen Ehering in der unteren Preisklasse. Es heiraten ja auch arme Leute. Ich brauche ihn für – ich brauche ihn.“ „Meine Dame, Sie stehen hier nicht vor Gericht, Niemand verlangt Rechenschaft von Ihnen, - sondern vor einem Geschäftsmann, der Ihnen natürlich am liebsten den ganzen Laden verkaufen würde, dem aber auch der geringste Kaufwunsch in den Kram passt.“

Mit der U-Bahn weiterfahren, den Ring schon auf dem Finger. Und es war ein bisschen unheimlich: da stand doch wieder ein Mann da, der sie so schamlos ankuckte. Sie hob die rechte Hand an die Wange, als sei sie tief in Gedanken versunken, und spielte sehr deutlich mit dem Ring. Die Wirkung war verblüffend: Der Mann stieg schon an der nächsten Station, Maillingerstraße, hastig aus, fuhr aber weiter. Susanne sah, wie er in den nächsten

Waggon schlüpfte. Er suchte sie nicht mehr mit den Blicken. Susanne lächelte zufrieden. War wohl doch nicht ganz so spießig – der Einfall mit dem Ring.

Er blieb fortan am Finger oder im Geldtäschchen. Wie viele gute Dienste er leistete, ließ sich natürlich statistisch nicht genau erfassen. Es war auch ein kleines bisschen Freude auf die Zukunft, wenn Ferdinand wieder da ist. Dass sie heiraten würden, stand für Susanne außer Zweifel. Aber sie würden dann schon etwas edlere Eheringe kaufen. Ach Mensch, dieses Träumen ins Leere...

Zum letzten Mal hatte er sich um Sylvester/Neujahr rum auf dem Frachter rasiert. Ein dementsprechendes Bärtchen war ihm nun gewachsen – naja Bärtchen, mehr so ein Reibeisen, auf dem man Kartoffeln hätte reiben können. Kartoffelpuffer, daran muss man ja ausgerechnet am vierten oder fünften Tag in der karibischen Winterhitze denken, war sein Leibgericht über viele Jahre der Berliner Kindheit, Apfelmus dazu und Preiselbeeren, seine Mutter trank eine Tasse Kaffee... Er wollte sich endlich rasieren. Aber da war die Sache mit dem Stecker: die europäischen Stecker passten nicht in die kubanischen Steckdosen. Er zeigte Ramona den Rasierapparat und den Stecker an der Schnur. Mit welcher Scheu und Zärtlichkeit fuhr ihre Hand über die Stoppeln, verweilte eine Sekunde bewegungslos auf der Wange. Dann nickte sie und trällerte: „Mañana, Mañana!...“ Und die Spitzen ihrer Brüste wurden ganz steif unter dem weißen, recht eng sitzenden T-Shirt. Aber das schien sie nicht zu stören, fast im Gegenteil: Als läge ihr daran, dass Ferdinand das zur Kenntnis nahm. Sie drehte in einer bezaubernden Mischung aus Behutsamkeit und Koketterie die süßen Kugeln hin in Ferdinands Blickrichtung. Ferdinand nahm's denn auch zur Kenntnis, lächelte, mehr nicht.

Am nächsten Morgen brachte sie ihm den Stecker. Er bedankte sich herzlich. „In zwei Stunden,“ sagte sie dann und ging wieder raus. Ferdinand

rasierte sich und fühlte sich deutlich wohler. (Wieso eigentlich? Im München war er doch wochenlang mit wachsendem Bart rumgelatscht.) Nach zwei Stunden kam Ramona zum Saubermachen. Mit etwas weniger Scheu als gestern, aber mindestens so zärtlich strich ihre Hand über seine nunmehr glatte Wange. Dem Preußen Ferdinand war da etwas ein bisschen peinlich: „Ramona, ich habe kein Geld. Was kostet der Adapter?“ Das gefiel ihr: „Zehntausend Millionen Dollars.“ Aber man gerät ja wohl nicht in unabdingbare Abhängigkeit von einem Weibe wegen eines Gratis-Adapters.

Diese Abhängigkeit hätte Ramona sicher gerne kassiert, sie war in der Anfangsphase einer sehr naiven, siegesgewissen Verliebtheit, sie landete – *um wieder einmal in die Zukunft zu schauen* – bei einer schmerzlichen, schönen Resignation. Dazwischen viel Wut – Aus – Schluss!... Dann wieder Bröckchen Hoffnung... Nicht erwiderte Liebe ist sehr erfindungsreich.

Gut, dass Ferdinand sich rasiert hatte. Wenig später kam der Chinese, recht ordentlich gekleidet, und warf ihm ein weißes Hemd, eine Krawatte und Socken ins Zimmer. „Anzug anziehen,“ befahl er, „wir müssen auf die Präfektur. Morgen bekommen Sie Jeans und T-Shirts. Wenn Sie fertig angezogen sind, kommen Sie in mein Büro.“ Ferdinand zog sich an. Dass Ramona ihm dabei recht lüstern zuschaute, bemerkte er kaum. Er nahm nicht die mitgebrachte Krawatte, sondern holte seinen uralten Berliner Schlips aus der Jackentasche. Was hatte der Schlips mit Susanne zu tun? Wenig. Genug, um ihn froh zu machen. Außerdem freute er sich, dass er endlich mal rauskam. Dann aber grummelte es wieder in ihm: wie er mich rumkommandiert.

Im Büro musste er das Schreiben, das er ja noch in Oberbayern aufgesetzt hatte, datieren und bei allen Stellen mit drei Pünktchen ‚Kuba‘ einsetzen oder je nachdem, ‚kubanisch‘. Es handelte sich um diese ja doch ziemlich dreiste Irreführung, als sei die Wung-Truppe, die sich überdies in Havanna Shenlen-Truppe nannte, keine mafiose Schlangenkopf-Mafia-Gruppierung, sondern ein seriöses Handelsunternehmen, das mit Geschirr-

spülmaschinen – Markenware! – eine Filiale in Havanna eröffnen wolle. Ausdrucken des Textes dann auf einem fotokopierten Leer-Blatt mit Briefkopf LKA Bayern, das nicht gerade vertrauenerweckend wirkte, und ab zur Präfektur. Fahrt durch Havanna im luftigen Jeep. Zum Teil schrecklich heruntergekommene Häuser, balkengestützt vor dem drohenden Verfall, abbröckelnder Putz, zu großen Haufen zusammengefegt, zum Teil wundervolle Renovierungen. Diese uralten US-Straßenkreuzer, diese Live-Musik an allen Ecken und Enden, wo die Touristen hinglotzen; aber ziemlich sicher doch auch im Innern der Insel, wahrscheinlich sogar ursprünglicher.

Des Chinesen deutsche Rede versuchte Ferdinand in sein reichlich holperiges Spanisch zu dolmetschen. Sie bemühten sich, Zugang zu einer etwas höheren Polizeicharge zu erbitten. Aber das gelang nicht. Mit der ganzen Arroganz einer einigermaßen intakten Bürokratie wurden sie beim Ersten abgesehen. Der nahm das Schreiben in Empfang, las es allerdings sehr genau, manche Stellen ein paar Mal, auch der Absender LKA Bayern schien ihn sehr zu interessieren. Ansonsten war er wortkarg und verabschiedete Mr. Shenlen, bald. Beim Rausgehen, als der Boss schon auf dem lärmigen Flur stand, zog der Beamte Ferdinand noch einmal zurück und erklärte leise: „Ich glaube, dass das Schreiben eine Fälschung ist. Sie stehen ab sofort unter Beobachtung. Sagen Sie das Ihrem Boss oder nicht.“ Ferdinand sagte nichts, machte sich aber vielerlei Gedanken, nachdem Mathilda ihn wieder eingeschlossen hatte.

Er zog den Anzug aus, hängte ihn auf einem Bügel ans offene Fenster. Er wollte seine Zeitung lesen, die Mathilda ihm mit dem Frühstück gebracht hatte. Was hatte sich eigentlich geändert seit Oberbayern? Die Zeitung jedenfalls. Das war keine Süddeutsche mehr, sondern ein ziemlich schreckliches kommunistisches Lügenblatt namens Granma, Großmutter. Sonderbar genug dieser Name in einem so amerikakritischen Land. Sehr beiläufig glitt sein Blick nochmal zum Fenster, wo der Anzug in zartem Windhauch schaukelte. Im mittäglichen Gegenlicht entdeckte Ferdinand da etwas Goldenes,

sehr fein, beinah unwirklich, ein goldener Traumfaden aus einem Märchen. Er ging ans Fenster und glaubte seinen Augen nicht zu trauen: Ein goldenes Haar schob sich da aus der Brusttasche auf die Schulter des Jacketts.

Ferdinand machte die Augen zu und wieder auf. Von Susanne, von wem sonst? Konnte das wirklich überlebt haben? Sehr behutsam zog er es hervor, hielt es in der rechten Hand, roch daran. Ja!, das war der Geruch von Susannes Haaren, ganz unverkennbar.

Alleskieber wagt größte Zweifel anzumelden an der Dufterkennfähigkeit von Ferdinands Nase, nicht die geringsten an seiner Liebe!...

Wohin damit? Ferdinand schaute sich um in seinem leeren großen Saal. Da bot sich auf Anhieb kein Behältnis an. Ach, Mensch, er war ja doch ein schrecklich armer Hund. Nein!, mit diesem Haar war er einer der reichsten Männer auf ganz Kuba. „Ich brauche einen Tresor!“ schrie er ins Leere. Mit größter Behutsamkeit steckte er das Haar in die Brusttasche der Jacke zurück.

Dann legte er sich wieder aufs Bett, nun völlig verunfähigt, die alberne Großmutter-Postille zu lesen. *„Jemanden verunfähigen“*, gestatte mir diesen Neologismus, geneigter Leser. In zwei Stunden kommt Ramona und macht sauber. Granma lesen oder Granma nicht lesen. Es gab nicht den geringsten Grund, sich bei Wung zu beschweren. Höchstens über Seelenterror. Sicher hatte Ferdinand gute Dolmetscher-Dienste geleistet auf der Präfektur, aber... Was Aber? Plötzlich fiel ihm ein, in welcher prekären Situationen er geraten könnte: Beim Dolmetschen einem Satz den falschen Sinn geben und – Naja, ließe sich unter Umständen auch bewusst als Handhabe einsetzen...

Was hatte dieser Mister Wung vor, insgesamt und mit ihm im Besonderen? Ferdinand war so überhaupt keine Gauner-Natur, er las ja nicht einmal gerne Krimis. Und nun steckte er mitten in einem, aber als Zahnrädchen im vorletzten Getriebe. Ich bin einsam. Punkt. Fressen, saufen, scheißen, pissen. Punkt. Wenn ich mir das Leben nehme, bin ich nicht mehr ein-

sam. Nein, Möglichkeitsform, Konjunktiv: Wenn ich mir das Leben nähme, wäre ich nicht mehr einsam. Kann Einer, der Susanne hat, überhaupt von Einsamkeit sprechen? Wie soll ich mir da denn antworten? Wie viel Susanne habe ich denn? Ich komme mir unnütz vor wie eine Uhr, auf die Keiner guckt. Gefangen. Für welches Verbrechen? Geldwäsche? Nicht doch. Ist doch wahrscheinlich seit langem schon verjährt.

Ramona kam mit dem Staubsauger zum Säubern, früher als sonst. Warum nicht? Sie wollte den Anzug vom Fenster wegnehmen. „Nein!“ schrie Ferdinand und stürzte hin und nahm den Anzug in die Arme. Ramona sah ja reizend aus, wenn sie so verständnislos in die Welt stierte. „Atención!...“ sagte Ferdinand und zog mit großer Behutsamkeit das Haar aus der Tasche. Ramona schaute sich das genau an und hielt lächelnd das Rohr des nicht eingeschalteten Staubsaugers ans Haar. Ferdinand sprang weg und schrie: „Bist du wahnsinnig geworden?!“ Sie stellte den Staubsauger hin und ließ sich gefangen nehmen von der so dünnen Sensation und flüsterte: „Wie heißt sie?“ So viel Liebe steckt in der Antwort: „Susanne...“ „Ah, Susanne, entiendo.“ Das sagte sie lächelnd, dann fügte sie traurig an: „Entiendo...“ Nun hatte sie verstanden. „Susanne Fletscher,“ ergänzte Ferdinand. „Si,“ sagte sie, „Susanne –“ Aber diese Konsonantenhäufung im Nachnamen fand sie nur albern: „Fela – Flacia...“ „Wohin damit?“ fragte Ferdinand. Sie rollte zum Zeichen des Nachdenkens die Äuglein, dann hatte sie einen Einfall: „Warte.“ Und verschwand.

Ferdinand schmiss den Anzug aufs Bett und wartete, etwas länger als eine Stunde, den unschätzbaren, nicht oder kaum fühlbaren Schatz zwischen den Fingern.

Dann kam Ramona wieder und präsentierte auf der flachen Hand ein Pillendöschen aus Plastik mit Deckel. Zum Zeichen, dass es innen ganz sauber ist, fuhr sie mit dem kleinen Finger hinein. „Danke,“ sagte Ferdinand auf Deutsch. Ramona schaute ihn mit großen Augen an. Er erklärte: „Gracias en alemán: Danke.“ Und sie sprach lächelnd nach: „Danke.“ Und fragte spa-

nisch: „Gut so?“ Und Ferdinand benutzte das deutsche „Ja.“ Und sie echote „Ja...“

Nun rollte Ferdinand das goldene Haar zusammen. Das dauerte. Ramona hielt das Döschen hin und rührte sich nicht. Ferdinand verstaute das Haar mit den Fingern eines Feinmechanikers und machte das Deckelchen drauf. Mit Fingern deutete Ramona an, dass er jetzt die Dose küssen müsste. Das tat Ferdinand, dann bedankte er sich: „Gracias, Ramona, muchas gracias!...“ „Adiós,“ sagte sie unerwartet rasch, auch drückte sie seine Hand nur kurz und verschwand.

Ferdinand ist nicht der Mann, der sich fragt, ob sie auf dem Heimweg weine...

14 Bogenschießen im Patio in Havanna

Eines Morgens, im weiteren Verlauf des Winters 2002/2003, aber der Winter auf Kuba ist kein Winter – eines Morgens sah Ferdinand auf dem Patio, was er schon lange erwartet hatte: die Zielscheibe für die Pfeile der US-Schönheit. Die Zielscheibe stand am Ende einer Gasse von Chinesen, vier rechts, vier links von der zu erwartenden Flugbahn abgewandt, um Leute aufzuhalten, die etwa durchgehen wollten.

Nach den ersten drei Pfeilen, die wie immer genau ins Schwarze trafen, erschien von der Straße die kubanische Putztruppe. Sie blieben vor den vier Chinesen stehen. Ramona schaute unverwandt zu Ferdinands Fenster hinauf. Er wollte sich nicht bemerkbar machen, hätte es des Gitters wegen auch kaum gekonnt. Die US-Beauty in ihrer pinkfarbenen Latzhose schoss wie schon in Oberbayern drei mal drei Pfeile – neun ist eine Zahl mit tieferer Bedeutung bei den Chinesen -, die sie jedesmal selbst wieder aus der Scheibe zog, nachdem sie die Einschüsse einigermaßen genau kontrolliert hatte. Sie ließ zwischendurch niemanden passieren, sei es aus Gründen der Sicherheit, sei es aus Gründen einer gewissen Arroganz, eine herrschaftliche Allüre...

Acht Chinesen also. Ferdinand hatte nie, auch auf dem Schiff nicht, die Stärke der chinesischen Truppe genau einschätzen können. Acht Mann und Mathilda, die Mongoloide, und die bogenschießende British Lady, und der Boss natürlich, elf Leute insgesamt, ach nee: zwölf, Ferdinand hatte sich selbst vergessen. Typisch.

Nachdem die dritten Pfeile rausgezogen waren, gaben die Chinesen ihre Absperrfunktion auf. Sie trugen die Schießscheibe weg. Die Putztruppe zog ins Haus.

Ein paar Wochen später eröffnete ihm Ramona eines Morgens, dass sein Schiff wieder im Hafen dümpelte. Ferdinand verzog das Gesicht: dieses Schiff weckte nur Albträume. „Nein,“ rief er, „wir werden noch alle ersaufen mit diesem uralten Rostschlitten!“ Ramona rang die Hände wie eine leidenschaftlich Betende und flehte: „Nein!, nicht ersaufen, Ferdinando, nicht ersaufen!...“ Und er dachte: ‚Welch ein Aufhebens, mich so zu lieben... Aber Welch ein wunderbares Aufhebens!...‘

Marion wollte Mark mal ihren Eltern vorstellen. Der Wunsch reifte so in den Februartagen dieses Jahres 2003. Dachte sie an Ehe? Nein, so direkt ganz gewiss nicht, dazu war dieser Mark in ihren Augen noch ein viel zu windiger Bursche. Marions Befindlichkeit war diesbezüglich nicht ganz leicht zu durchschauen, wenn solche Befindlichkeit überhaupt festzunageln war: Wollte sie nicht vielleicht doch geheiratet werden? Also, sie selbst hätte einen solchen Verdacht weit von sich gewiesen. Marion und Mark haben auch nach vielen Wochen Bindung die Wörter Heirat und Ehe noch nie ins Gespräch gebracht. Marion fühlte sich frei und liebte ihre Freiheit. An Markos Seite junge Ehefrau? Nein, also... Ja, was denn? Wars denn dann nicht viel zu früh, die Eltern schon einzubeziehen? Viel zu früh? Nö, wieso zu früh? Die Eltern tippen dann vielleicht auf möglichen Schwiegersohn. Aber nein: die Eltern doch nicht als Betonierer ihrer Beziehung. Überhaupt Ehe...

„Mama, wann kann ich denn mal die Susanne zum Abendessen einladen, und den Mark.“ „Wer ist Mark?“ „Ich will ihn mit Susanne einladen. Dann lernst du ihn kennen.“ „Sagen wir: Mittwoch.“ „Fein, danke, ich sag den beiden Bescheid. Sieben Uhr wie immer?“ „Sieben Uhr wie immer.“

Geneigte Leser des ersten Romans im Netz mit dem Titel DU HAST MIR DIE STADT BELEBT, erinnern sich vielleicht, dass man bei der Familie des Maklers Maienkammer großen Wert auf Esskultur legt, nein: nicht snobby, sondern eher altmodisch, sehr gediegen, mit kochendem Hauspersonal, Tief-

kühlkost – was ist denn das? Ist das wirklich Kost? Und übrigens: es wird pünktlich gegessen. Und an noch etwas erinnern sich geneigte Leser des ersten Romans vielleicht: Wie Mark damit rumprotzte, dass ihn Frauen, die er nach zwei Stunden Bekanntschaft nicht im Bett habe, nicht interessierten. Susanne verwahrte sich damals gegen solche Macho-Strategien aufs heftigste; Marion aber gestand, nach genau einer Stunde und 47 Minuten mit ihm ins Bett gegangen zu sein. Aber inzwischen sind sie ein recht gut verbundenes Paar, Mark hat seinen Frauenverbrauch gedrosselt, mehr: seit er Marion kennt, interessiert nur sie ihn. Marions Anteil an dieser Treue ist beachtlich, sie wirft das Lasso sehr gut und weiß es zu halten.

Am Morgen des Mittwoch unterrichtete Marions Mama ihren Mann, dass am Abend Besuch zum Essen komme: Susanne und Mark. „Wer ist Mark?“ fragte der Vater. Die Mutter zuckte die Achseln: „Das habe ich Marion auch gefragt. Da hat sie gesagt: Ich will ihn mit Susanne einladen, dann lernst du ihn kennen.“ „Aber diese Susanne hat doch was mit einem entführten Banker. Hat die sich so schnell mit diesem Mark getröstet?“ „Genau dasselbe habe ich mich auch gefragt, passt nicht zu Susanne. Um mit Beckenbauer zu reden: Schaumeramol.“

Mark hatte eine Antitrend-Gewohnheit: er liebte es, sich für bestimmte Anlässe gut anzuziehen. Er sah in der Disco anders aus als im Hause Maierkammer. Auch in der Oper beim ‚Sacre du printemps‘ gaben Marion und er ein sehr elegantes Paar ab. Also, keinerlei Auf-Anhieb-Abwertungen durch die Eltern bei der Begrüßung. Sogar einen Strauß Blumen für die Mama hielt Mark in der Hand. So weit, so bürgerlich und gut. Man schritt zum Essen und hatte allgemeinen Spaß dabei.

Beim Dessert – hausgemachtes Tiramisu, der vom italienischen Bordell (Zieh mich hoch) in die Bürgerwelt geschwappte Pudding – kam Ferdinand auf den Tisch und ins Gespräch: „Keine Spur,“ sagte Susanne, „dabei waren wir doch wohl sehr nahe dran, in dem kleinen Schloss bei Penzberg, da hätte ich ihn schnappen müssen. Aber die Chinesen waren schneller und

hauten vorher ab, und er mit.“ Die Mutter fragte: „Wie halten Sie das aus? Trösten Sie sich mit Mark?“ Denn doch verlegene Grinse-Pause bei den jungen Leuten. Susanne musste auflachen: „Ich doch nicht mit Mark! Oh Gott, ich will dich nicht beleidigen, Mark, aber... so lange ich nicht weiß, dass Ferdinand nicht mehr lebt, gibt es keinen Trösterfreund, und danach wahrscheinlich auch nicht.“ Der Vater taxierte die neue Erkenntnis: Mark gehört also zu meiner Tochter Marion. Nun ja, warum nicht? Ein bisschen wenig Haare auf dem Kopf, aber die wachsen sicher wieder, und er ist keiner dieser Lümmel und Provokateure. Er ist gut angezogen. Er hat Manieren und weiß zu parlieren. Er grinste über diesen Reim in seinem Kopf. Wenig Grund zu ernsthafter Sorge über den Umgang meiner Tochter. Es gab noch einiges Palaver über Ferdinand und dieses sehr ungewöhnliche Ereignis einer Entführung auf dem Münchner Bahnhofplatz...

Susanne resümierte schließlich: „Ich bin ein ziemlich armes Würstchen. Nichts tut mir wohler, als ausgiebig über Ferdinand und unser Schicksal zu reden. Aber nichts ist gleichzeitig schmerzhafter.“ Der Vater lächelte: „Dann begraben wir das Gespräch mal in der Espressotasse, wenn die nicht zu klein ist. Fräulein Susanne – Pardon: Fräulein sagt man ja heute nicht mehr, - auch ein Verlust: Frau Susanne, ich möchte gerne etwas mit Ihnen besprechen, was hier die anderen nur ermüden würde. Können Sie morgen, nein: übermorgen um zehn in meinem Büro sein?“ „Das kann ich,“ sagte Susanne und war recht froh, als dann das Thema Ferdinand erst einmal erledigt schien, und Marks Beruf und sein beachtliches Gehalt als Programmierer ausgiebig erörtert wurden. Das war sehr wichtig – Heirat oder nicht.

Am übernächsten Morgen ging Susanne ins Immobilienbüro Maienkammer. Er erwartete sie und eröffnete das Gespräch mit einem unerwarteten Bekenntnis: „In mir steckt eine ordentliche Portion schlechtes Gewissen Ihnen und diesem Ferdinand gegenüber.“ Das verwunderte Susanne sehr: „Warum denn das?“ „Ja... Ich habe meinen Geschäftspartner, den Herrn

Wung, den Chinesen, der so gut deutsch sprach, da in dem chinesischen Restaurant so sehr gepriesen. Und nun erweist er sich als asiatischer Mafia-boss.“ „Aber wieso ein schlechtes Gewissen? Wem haben Sie Unrecht getan?“ „Ein Mann ist entführt worden...“ „Aber doch nicht durch Ihre Schuld!“ „Ich habe das Gefühl, dass ich Ihnen diesen, diesen – Liebsten geraubt habe.“ „Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll...“ „Ja, es ist ganz schön blöde, aber – Muss man annehmen, dass Ihr Freund in China ist?“ fragte er. Susanne sagte, was sie immer sagte: „In China, in Harlaching, in Honolulu – überall und nirgends. Damit muss ich leben, auch wenns manchmal sehr schwer fällt. Ich war mit Ferdinand - in eine, ja: sehr wunderbare Beziehung geraten, sehr kurz, wahnsinnig kurz, und dann dieser Bäng mit dem Dampfhammer...“

Herr Maienkammer wollte wissen: „Wird denn – wie soll ich sagen?: - ordentlich nach ihm gefahndet?“ „Ja,“ sagte Susanne, „mehr oder weniger intensiv, ich habe durch meinen Uni-Professor einen Rechtsanwalt, der mir sehr tüchtig zu sein scheint. Sie haben ihn ja kennen gelernt, da an dem Novembermorgen im Oberbayrischen.“ „Gibt es denn noch irgendwelche Zweifel, dass er ein Opfer der Chinesen-Mafia ist?“ „So gut wie keine mehr, nach allem, was ich in Berlin rausgefunden habe. Es ist eine ziemlich verteilte Situation: Wenn die Welt ein Heuhaufen ist, dann ist Ferdinand die berühmte Stecknadel und ich bin auf etwas hoffnungsloser Suchwanderung.“ „Was wissen Sie über die China-connection?“ „Die haben in Berlin, in Biesdorf ein Sportcenter gehabt. Da war ich. Leer, genau so leer wie unser Schloss.“ „Und in China selbst?“ „Da weiß ich gar nichts.“ „Haben Sie denn in Berlin Kontaktleute?“ „Ja, da ist Heinz Vollmer, ein etwas undurchsichtiger Kleingauer, ich will ihm nicht Unrecht tun, aber – Er war es, der die Chinesen in Penzberg gewarnt hatte, so dass sie Hals über Kopf aus dem Schloss flohen. Und wir wieder vor dem leeren Schloss standen. Das war schon ziemlich gespenstisch.“ „Ich kann machen, was ich will, - aber da ist eine Portion Schuldgefühl und... Können Sie Informationen über China kriegen, in Berlin?“ „Also, wie groß die Ausbeute da wäre – keine Ahnung.“ „Probieren Sies.“

„Ja, gut, ich sag Ihnen dann Bescheid.“ „Nein, jetzt, hier, gleich.“ Er schob ihr das Telefon hin.

Einigermaßen verwundert kramte Susanne ihr Adressbüchlein raus und rief in der Brunnenstraße 120 in Berlin an. Heinz meldete sich mit einem Allerwelts-„Hallo?“ Maienkammer schaltete den Mithör-Lautsprecher ein. Susanne sagte: „Hallo, Heinz, hier ist Susanne, Susanne II aus München.“ „Hallo, Susanne, wie gehts?“ „Ganz gut, ich brauch dir ja nichts zu erzählen, - von Ferdinand noch immer keine Spur. Das verzeihe ich dir nie!“ Heinz fühlte sich angegriffen: „Was? Hör mal!: Was meinst du?“ „Du hast diesen Chinamafioso gewarnt, da ist er abgehauen. Und Ferdinand hat er mitgenommen.“ Heinz reagierte ziemlich pampig: „Dafür kann ich aber nichts!“ Susanne ruderte schnell zurück (wer weiß, wie ich den Heinz noch brauche): „Nein, ist schon gut.“ „Das war nur, weil die mich bei den Bullen so fertig gemacht haben. Ich wär ja zwischen alle Mühlsteine gekommen. Wolltest du mir das am Telefon sagen?“ „Nein. Hör zu: Was weißt du von China? Wo kommt dieser – wie heißt er? – Herr Wung her? Hat er da noch Verbindungen hin?“ „Er hat ein Haus in Tangku, das ist sone kleine Hafenstadt, nicht weit von Peking.“ „Und die Firma, wo die Fakes herkommen?“ „Was für Fakes?“ „Weißt du nichts von so Markengeräten, die in China kopiert wurden.“ „Nö, weiß ich nichts. Also, da kam mal son Miefquirl –“ „Ein was?“ „Son Ventilator, in som Wellpappekarton, da war aber chinesische Schrift drauf. Den hab ich selber montiert, weil die doch immer so schwitzen beim Kickboxing.“ Maienkammer hat was auf einen Zettel geschmiert und schob ihn Susanne hin: ‚Name der Herstellerfirma!‘ Und Susanne fragte: „Kannst du dich erinnern, ob der Name der Herstellerfirma vielleicht in – also: in europäischen Buchstaben draufstand?“ „Also, du fragst Sachen! Aber ob dus glaubst oder nicht, was da neben dem chinesischen Zeug auf der Wellpappe stand, kann ich mich Tatsache noch erinnern: Meiti-Tuhen, ja, Meiti Strich Tuhen.“ „Vielen Dank, Heinz. Eine letzte Frage: Warum schleppen die meinen Ferdinand überall rum? Das ist doch auch eine Belastung?“ „Du weißt ja nicht, ob er nicht schon längst tot ist.“ „Oh, Heinz!...“ „Naja,

wenn nicht - ich hab ihn ja nur einmal gesehen, aber der war gut als Strohmännchen, den konnte man auf Behörden schicken oder in einem Laden verkaufen lassen. Wofür willst du das alles wissen?“ „Für die Suche nach Ferdinand. Tschüs, Heinz, und grüß Susanne!“ „Mach ich. Tschüs.“

Maienkammer sprach bald weiter: „Susanne, ich möchte Ihnen und Marion eine Reise nach China bezahlen.“ Susanne war riesig erstaunt: „Was?“ „Um mein schlechtes Gewissen zu beruhigen. Vielleicht läuft Ihnen Ferdinand da vor die Füße.“ „Das ist aber sehr unwahrscheinlich, da wimmeln doch Millionen Chinesen – obwohl...“ „Was?“ „Ich bin nach Berlin gefahren und erinnerte mich nur an das asiatische Sportcenter in Biesdorf und an die Vornamen von zwei Berlinern.“ „Heinz und -?“ „Susanne. Ferdinand hatte vor mir schon mal eine Susanne.“ „Und da hat er euch nummeriert?“ „So ist es.“ „Eifersüchtig?“ „Auf seine Vergangenheit? Nein. Dazu habe ich keine Zeit. Ich habe diese Susanne I und den Heinz kennen gelernt, und wir stehen gut miteinander. Ich wusste nicht einmal einen Nachnamen, keine Adresse und fand trotzdem eine Menge raus, aber ob das in China ein zweites Mal –“ „Fahren Sie nach China – mir zuliebe...“

15 Late moon

Woanders wurde auch eine Reise nach China geplant: Havanna, Kuba. Im Hafen von Tangku standen weitere 80 Spülmaschinen zum Abtransport bereit. Sicher, auch Fakes, aber die Lagerung von Fakes kostet genauso viel Gebühren wie die von echten Marken-Maschinen. Und die Hafenbehörden wussten wohl, dass in den Wellpappekartons Fakes waren und erpressten Wung mit dauernd steigenden Lagergebühren. Wung fühlte sich nicht wohl bei der Planung dieser Reise. Aber es könnte böse Folgen haben, wenn er sie nicht abholte und – vor allen Dingen – nicht bezahlte. Noch war er liquide. Weltmeere überwindet die chinesische Mafia spielend, aber nicht nur die chinesische, ebenso schnell schießt die chinesische Mafia auf der ganzen Welt, wenn irgendwelche Unstimmigkeiten böse Pläne vermuten lassen, aber nicht nur die chinesische.

Wung sehnte sich nach Biesdorf zurück, wo er ganze Kolonnen gestohlener Luxuskarossen nach Osten verschob, nein: er saß dabei nie am Steuer; wo er der Schrecken aller Betreiber chinesischer Restaurants in Berlin und Umgebung war, weil er so unerbittlich die Schutzgelder eintrieb, nein: von seinen Sklaven eintreiben ließ, - nur einmal musste er ein Lokal verwüsten lassen; wo er den Koreanern, diesen knallharten Burschen, ein Revier nach dem anderen für den Zigarettenschmuggel abservierte, nein: nicht er selber, das mussten alles seine Sklaven machen. Der Herr Wung betrieb ein asiatisches Sportcenter in Biesdorf und hatte saubere Hände. Und wenn mal Einer ein bisschen Schmutz unter Wungs Fingernägeln entdeckte und sich dazu äußerte, dem wurde dringend geraten, den Mund zu halten. Einen solchen Boss scheucht man nicht, weil er das besser kann: er scheucht! Ferdinand hat die milde Tour des Scheuchens erfahren und erfährt sie noch! Wenn er eine neue Batterie für seine Uhr braucht, gibt er sie Mathilda mit der Bitte an den Boss, ihm eine neue Batterie zu spendieren. Er kriegt die Uhr nie wieder. Sklaven ohne Uhren sind leichter zu handhaben. Schon in

Biesdorf gingen die Mafia-Betrügereien immer schlechter. Nein, keine Panik, nicht bei Mister Wung...

Selbst den Outlet-Verkauf in Oberbayern fand er noch ganz lustig, aber eigentlich da setzte seine Verdrossenheit ein, ziemlich zeitgenau mit dem Einzug der American Queen in sein Herz und seine Welt. Er hätte sie rauschmeißen müssen. Acht Fakes ist er losgeworden, dank Ferdinands Verkaufsgeschick. Dass sechs oder sieben wütende, enttäuschte Kunden immer wieder vor dem leeren Schloss patrouillieren und ihr Geld zurück haben und den Staatsanwalt einschalten wollen, steht auf einem anderen Blatt. Das etwas zerfetzte Transparent mit dem Wort ‚Markenware‘ flatterte im Winterwind.

Nun also wollte Wung in Havanna seine Filiale, genauer: seine Zentrale, sein Hauptquartier aufbauen. Aber das ließ sich reichlich mühsam an. Er studierte die Speisekarten vor den vielen Restaurants, die chinesische Kost anboten. Eine Straße war rammelvoll davon, mitten im chinesischen Viertel in Havanna. Das versprach doch gute Geschäfte für einen Trupp von unerbittlichen Schutzgelderpressern. Eine Woche lang ging Wung von Lokal zu Lokal und aß. Er ortete die Chefs und fing an zu fragen. Er forschte nach den Sicherheitslagen und stellte fest, dass es da eigentlich keine Probleme gab. Zahlten sie alle Schutzgelder? „Was ist denn das?“ war die Gegenfrage eines Lokalbesitzers, der Wung einigermaßen reich vorzukommen schien. „So was kennen wir hier gar nicht.“ „Man hat Feinde,“ argumentierte Wung, „vor denen muss man sich schützen. Sollte es hier anders sein als in Europa?“ „Ich weiß von keinen Feinden.“ „Eines Tages sind sie da und zerstören dir dein Lokal, zerschmeißen dein ganzes Geschirr und die Gläser, schlitzten die Mehlsäcke auf und zerbeulen die Töpfe, dass du nicht mehr kochen kannst.“ „Der Himmel bewahre mich vor solchen Banditen. Wo sollten die denn plötzlich herkommen?“ „Das ist nicht die Frage.“ „Sondern? Was ist die Frage?“ „Ob du bezahlen willst, um dich vor solchen Banditen zu schützen. Ich befehle eine Truppe sehr guter und mutiger Schutzsoldaten. Sie wer-

den dein Lokal Nacht für Nacht zuverlässig bewachen.“ „Ich weiß nicht, wovon du sprichst.“

Wung war einigermaßen verunsichert. Überall auf der Welt, wo viele Chinesen beieinander waren, gab es Korruption, Erpressung, Bestechung und – Gewalt. Das ist den meisten Chinesen, vor allem im Ausland, geläufig. Wieso nicht denen in Havanna? Sagten sie die Wahrheit? Wahrscheinlich nicht, wahrscheinlich verschwiegen sie ihm, dass es hier sehr ähnliche Erpressungen gab. Er versuchte es in zwei anderen Lokalen.

Als hätten sich die Chefs vorher abgesprochen: „Ich habe keine Feinde, vor denen ich beschützt werden müsste, also zahle ich auch nichts.“ „Und wenn morgen Nacht dein Lokal verwüstet wird?“ „Willst du mir drohen? Willst du es verwüsten?“ „Nein,“ entrüstete sich Wung, „ich doch nicht!“ „Wer sonst?“ „Und du hast keine Angst, dass so was passieren könnte?“ „Ich habe Angst vor vielen Dingen, immer. Aber nicht vor solchen Banditen. Was hätten sie davon?“ „Du müsstest viel Geld ausgeben für eine neue Ausstattung.“ „Das Geld hätte ich. Ich würde die Räume schöner machen, als sie vorher waren.“ „Und wenn das drei oder vier Mal immer wieder passiert?“ „Ich weiß wirklich nicht, wovon du sprichst...“ So endeten alle Gespräche. Sehr frustrierend, sehr starke Wut anstachelnd.

„Na wartet, Landsleutchen,“ dachte Wung und grübelte, warum hier die gemeinen Spielregeln so anders sein sollten. Den Kreislauf gab es doch überall: Die Truppe, die für gutes Geld Objekte bewachte, wurde, wenn kein Geld floss, zum Gangsterhaufen, der die Objekte verwüstete. Wung ärgerte sich über sich selber, dass er so deutlich geredet hatte, und beschloss, das Verhalten der chinesischen Wirte und Geschäftsleute auf Kuba bald gründlich umzukrempeln. Er fand es unsolidarisch. Das waren die Machenschaften der mafiosen Schlangenkopf-Truppe, von denen Ferdinand gänzlich ausgeschlossen war. Zu seinem großen Glück und verlängert über den Atlantik zu Susannes großem Glück.

Mister Wung fraß zu viel Wut in sich hinein. Raus damit, sonst ersticke ich an meinen Frustrationen! Genau das Lokal, wo er als letztes mit dem Chef so ausgiebig palavert hatte, und der sich als so besonders begriffsstutzig auswies, sollte drankommen. Wung führte europäische Sitten ein: er holte sich keinen Dreck unter die Fingernägel. Seine Leute wurden auf das Lokal angesetzt. Er zeigte es zweien, die als Kapos das Kommando übernahmen. Die schickte er zum Essen rein, sie sollten die Einstiegsmöglichkeiten ausbaldowern, was sie fachmännisch und sehr unauffällig taten. Zur Sicherheit dümpelte der alte chinesische Frachter im Hafen von Havanna. Aber es würde schon alles klappen; warum sollte in Havanna schief gehen, was in Berlin-Charlottenburg oder am Wedding stets funktioniert hatte?

Warum nur verwüsteten und plünderten die Mannen des Mister Wung so lautstark, so martialisch, so unbekümmert? Warum öffneten sie Fenster und Türen, so dass alle hören konnten, wie sie Geschirrschränke umschmissen und Kochtöpfe demolierten? Das war durchaus Taktik: Alle sollten Angst bekommen und dann längerfristig haben, Angst, die nächsten zu sein und – sie sollten zahlen, bevor die Zerstörertruppe eines Nachts bei ihnen antrat. Aber Wung säte nicht Angst, sondern Empörung und Widerstand. Es gab einen sehr spontanen nächtlichen Aufstand chinesischer Bürger in der China-Restaurant-Straße, rasend schnell war die Polizei mit Sirenen und Blaulicht da. Sechs aus der Truppe des Wung konnten entkommen, die er sofort zum Hafen beorderte: „Laufschritt!“ Zwei wurden verhaftet, die zwei, die am wenigsten bei Ferdinand Spanisch gelernt hatten.

Es war eigentlich eine gute Entwicklung: das barbarische Wüten der Schutzgelderpressertruppe versetzte nicht das ganze Viertel in Angst und Schrecken, sondern löste ganz entschieden Widerstand aus, Hilfsbereitschaft und Mut. Wungs Mannen wurden in Schlägereien verwickelt. Einen, der ein Feuer legen wollte, traf es besonders hart. Wung raste mit dem Jeep zu seinem Anwesen, lud den aus tiefstem Schlaf geweckten Ferdinand unter Zuhilfenahme seiner Fäuste in den Sarg und rannte höchstpersönlich mit ihm

zum Schiff, wo der Transportierte wieder entsorgt wurde. Dann rannte Wung noch mal zurück, obwohl der Kapitän ihn handgreiflich an Bord zerren wollte. Er versorgte auch seine blonde Schöne, die ihm heftige Vorwürfe machte, dass er zuerst Ferdinand geholt hatte. Er schloss ihre Rede, indem er den Sarg schloss, und instruierte Mathilda, die Stellung zu halten, sich der Polizei gegenüber stumm und blöde zu verhalten. Dann schob er die bella Bionda im Laufschrift zum Schiff, was ihr gar nicht besonders gut bekam.

Das Timing war nahezu perfekt: Bevor die Polizei mit der ernsthaften Fahndung nach dieser Shenlen-Truppe begann, war Wung schon in der Hafenausfahrt von Havanna. Dass er zwei seiner Leute zurücklassen musste, bekümmerte ihn nur, weil sie Geld wert waren.

Ja, Ferdinand, nun bist du wieder auf großer Fahrt, mit genauso gemischten Gefühlen wie bei der ersten Reise. Immer wieder stiehlt er sich nachts aus dem heißen, schweißstinkigen Quartier, das er mit den sechs Chinesen teilen muss. Er geht an Deck, steht an der Reling und denkt an ‚Nicht ersaufen, Ferdinando, nicht ersaufen!...‘ Und sieht die süße Ramona sich um ihn bängen.

„Lieber Vollmond in der Nacht vom 17. auf den 18. Februar 2003, du bist von Sekunde zu Sekunde woanders – und das nennt man, glaube ich, digital. Und der Mond könnte antworten: Und du, Bruder Ferdinand, bist auch von Sekunde zu Sekunde woanders, genau so digital wie ich – wenn’s denn so heißt -, drehst dich mit der Erdenkugel, pflügst mit dem Schiff die Wogen der Ozeane dieser Erdenkugel und gehst auch auf dem Schiff auf dem Ozean auf der Erdenkugel von hier nach da und von da nach hier, von Steuerbord nach Backbord und von Backbord nach Steuerbord. Wo sollen wir denn die vielen Bewegungen hinpacken? Wir sind zwei Wanderer, die einander immer wieder treffen. Ich bin ein bisschen größer als du und ein bisschen größer größer als deine Susanne...“

Ab und zu gab es wieder Stückgut-Beladungen und –Entladungen, ab und zu steckten sie auch Ferdinand wieder in den Sarg. Es war mehr ein zufälliges Versehen, dass er den Panamakanal erkannte, durch den sie glitten. So konnte er auf das Ziel der Reise tippen: China. Aber erst einmal den ganzen Pazifik.

Als man von Bord aus schon asiatisches Festland sehen konnte – Ferdinand konnte das nur vermuten, vielleicht waren sie vor Australiens Küste, nein, da ist jetzt Hochsommer – als sie die Straße und den Golf von Tschili durchkreuzten, im Gelben Meer, das natürlich grün blieb wie eh und je an allen Küsten der Erde -, starteten Mrs. Susanne Fletscher und Mrs. Marion Maienkammer mit Flug Nummer 0558 der China Eastern Airlines von München nach Beijing, aus Kolonialzeiten, aber auch heute noch meist besser bekannt als Peking. Abflug 16 Uhr 40 mitteleuropäischer Zeit, Richtung Osten, dem neuen Tag entgegen. Wenn sie landen, haben sie die Uhren sieben Stunden vorgestellt, in Peking ist es 8 Uhr 30 China-Time, Frühstückszeit. Transfer ins Hotel Millennium, das war alles vom Büro Maienkammer arrangiert und vorausbestellt worden.

Die Freundinnen frühstückten. Marion war aufgeregt und fand himmlisch. „Wie gehts dir?“ fragte sie. Susanne war einigermaßen nachdenklich: „Was soll ich antworten? Angst, dass dein Vater eine Fehlinvestition getätigt hat.“ Marion schlürfte was mit viel Knoblauch: „Mach dir nicht die Sorgen meines Vaters. Du bist nicht verpflichtet, dass Ferdinand dir hier über den Weg läuft.“ Susanne musste lächeln: „Der Satz ist nicht ganz deutsch oder?“ „Wenn ich weiter so chinesisch frühstücke, wird mein Deutsch noch mehr leiden. Das Zeug ist ja gar nicht so besonders doll, aber es ist so exotisch. Du frühstückst langweilig, Old-Giesing-Style...“ „Stimmt.“ Susannes einziges Zugeständnis an China war original chinesischer Tee. Der wurde im Pekinger Hotel frisch aufgebrüht. Alle anderen Frühstücksgetränke standen auf europäischen Warmhalteplatten.

ke standen auf europäischen Warmhalteplatten. Und die Marmelade in diesen praktischen, schrecklichen Plastikbehälterchen war aus Österreich.

Nicht viel später machte der Frachter im Hafen von Tangku fest. Mr. Wung versargt seine US-Braut und geht von Bord. Er hat hier ein Haus, wie Heinz in Berlin wusste. Es steht jahrelang leer, und es ist kaum anzunehmen, dass die schöne Blonde es sehr angenehm finden wird. Es roch muffig, und es dauerte, bis alle Fenster geöffnet waren. Und es war Winter in China, den die Blonde ja schon in Oberbayern wenig leiden konnte. Die Heizungsverhältnisse in Wungs Haus waren so wenig komfortabel wie die defekte Heizung im oberbayerischen Schlösschen... Ferdinand kam gar nicht von Bord, liegt einige Tage in einem Hafen an der Ostküste Chinas, die einige tausend Kilometer lang ist. Er tippte auf Norden, denn es war winterkalt.

16 Was haben sie im Kohlendreck des Hafens Tangku verloren?

München im Vorweihnachtsfieber (natürlich nicht nur München). Die stillste Zeit wird die lauteste. Susanne fährt noch mit dem Rad ins Institut. Viel Föhn hält die Temperaturen im zweistelligen Plusbereich und beschert immer wieder hinreißend schöne Wolkenformationen und Himmelschaulspiele. Es gibt was verhältnismäßig Neues: Überall klettern jetzt Weihnachtsmänner oder Nikoläuse (lausiger lustiger fragwürdiger Plural) an Hausfassaden hoch. Ist zum Lachen. Oder jedenfalls zum Lächeln.

Wung, im Februar des Jahres 2003 in seiner Heimatstadt Tangku, fürchtete, es könnte dauern, ehe er den Hafen wieder verlassen wird. Es war nicht besonders schwierig, die 80 Fakes zu verladen. Die recht undurchsichtigen Summierungen der Lagergebühren fing er an zu prüfen, gab es aber bald auf und zahlte. Er wollte möglichst rasch wieder nach Havanna zurück, aber er hatte hier einen ‚Kollegen‘, den Vater eines der in Havanna von der Polizei festgehaltenen ‚Mitarbeiters‘. Dieser Junge ist offensichtlich sehr clever. Er schafft es, aus der kubanischen Untersuchungshaft eine E-Mail an den Vater loszuwerden. Und der Vater ist ebenso clever. Er hat es geschafft, solche E-Mails in China zu empfangen. Die wenigen übriggebliebenen kommunistischen Staaten sind höchst empfindlich gegen solche Neuerfindungen. In der frühen DDR waren Schreibmaschinen und Telefone beabsichtigte Mangelware. Wie sollen die Machthaber sich dagegen schützen, dass diese modernen Kommunikationsmittel für alle Formen des Widerstands gegen den Staat benutzt werden? Kann man doch nicht. Ist ja schon wahnsinnig schwer, die cleveren Knaben – Mädchen sind da viel weniger gefährdet – vor der überschwappenden Porno-Mist-Sülze und den barbarischen Killer-Spielen zu schützen. Bevor Wung also mit seinem Schiff anlandete – nein, das Schiff gehörte nicht ihm –, wusste der Kollege schon von dem Murks, den Mister Wung da in Havanna angerührt hatte. Und wie skrupellos er Leu-

te, die besonders schlecht Spanisch sprachen, im kubanischen Gefängnis ihrem Schicksal überlassen hatte.

Es dauerte, bis Wung dahinter kam, warum die Hafenbehörde nur so schleppend bereit war, ihm die Papiere zum Auslaufen auszuhändigen. Bestechungsversuche liefen ins Leere. Hafenbehörden sind auf aller Welt korruptionsgefährdet. Warum nicht die von Tangku? Wung war reichlich verunsichert, die Mafiosi-Solidarität schien hier aufgehoben. Freilich: Konkurrenz gab es überall auf der Welt, meistens sehr harte. Und wenn ein Vater seinen Sohn sehr liebt und seit einiger Zeit bereit ist, ihm die Geschäfte zu übertragen, und wenn dieser Sohn durch Dummheiten eines anderen im kubanischen Gefängnis sitzt, dann ballen sich schnell die Fäuste zu einer asiatischen Wut erheblichen Ausmaßes.

Die doch offenbar künstlich hinausgeschobene Wartezeit nervte Wung. Bis er schließlich von seinem Widersacher zu einem spätabendlichen Treff in den Hafen geladen wurde, wo er am schmutzigsten war. Hier wurde Kohle in größten Mengen verladen. Nicht anzunehmen übrigens, dass es einen sauberen Kohlehafen an irgendeiner Küste auf der Welt gab, die kommunistischen sind nicht dreckiger als andere, zum Beispiel an der US-Ostküste. Wung nahm seine Pistole mit, griffbereit, aber unsichtbar im Hosenbund. Und er nahm Ferdinand mit, weil er einen Zeugen der Vorgänge haben wollte, nicht der Reden, die natürlich auf Chinesisch geführt wurden. Der Platz war um diese Zeit menschenleer. Der Streit eskalierte ziemlich rasch zu höchster Wut, wie Ferdinand unschwer bemerkte, ohne ein Wort zu verstehen. Er begab sich an eine Stelle, die ihm rasch Deckung geben sollte.

Und genau richtig: Der andere Pate feuerte urplötzlich zwei Schüsse auf Wung, traf aber nicht. Ferdinand sprang sehr erschrocken hinter seine Deckung, was aber zu spät gewesen wäre. Pistolenschüsse dauern bekanntlich einen Lidschlag. Wung feuerte zurück und traf mit dem zweiten Schuss den Widersacher tödlich. Ein Aufschrei, ein Verröcheln.

Wung brachte Ferdinand zum Schiff, im Laufschrift und befahl, schnellstmöglich alles zum Auslaufen fertig zu machen.

Ferdinand dachte an Ausbüchsen. Auf's deutsche Konsulat, gab ziemlich sicher eins in der Hafenstadt, deren Name ihm nach wie vor nicht bekannt war. Susannengefährdung anmelden und ein Flugticket erbitten. Verdammte nahe Chance! Nein, nicht fliehen nach den Schüssen im Kohlehafen. An Mut für sich selbst fehlte es Ferdinand nicht. An Mut zum Risiko für Susannes Leben fehlte es ihm völlig.

Schüsse verstehen korrupte Behörden überall auf der Welt. Kaum zu fassen, dass der Tod des anderen Paten schon bei der Hafenbehörde bekannt war. Aber so war es: Wung bekam mitten in der Nacht seine Papiere, schloss sorgfältig alle Fenster in seiner Villa, karrte sein Liebchen im Kasten aufs Schiff. Sie freute sich auf die Wärme in Havanna, und der Seelenverkäufer lief aus, Richtung Panama-Kanal. Nach einem nur durch eine nicht einmal sehr hohe Mauer getrennten Zusammentreffen von Ferdinand und Susanne. Das kam so:

Marion hatte viel Mitgefühl mit Susanne, ohne Ironie, echtes Mitgefühl, aber die Betroffene war Susanne, die Leidende, die Tragende. So kollidierten die Interessen: Marion fotografierte viele Filme voll, Susanne grübelte nur, wie sie Ferdinand finden sollte; Marion organisierte den Ausflug zur Chinesischen Mauer, Susanne den zum Hafen von Tangku. Nein, keine ernsthaften Auseinandersetzungen, aber die Interessen strebten in entgegengesetzte Richtungen, und das schuf kleine Spannungen.

Zuerst die Chinesische Mauer: ein Hohnwerk, alle politischen Mauern sind Hohnwerke, die neueste in Israel auch. Die chinesische sollte vor Hunnen und Mongolen schützen, verhinderte aber nicht Jahrhunderte lange mongolische Besetzung samt mongolischen Kaisern in Beijing. 300.000 Zwangsarbeiter, die ersten vor 2.300 Jahren schufen die Mauer. Hunger bis zum Umfallen konnte bei diesen Massen in diesen Jahren nicht ausbleiben.

Ebenso wenig vielfältigster Tod. Die Leichen wurden mit Schotter und Erdhaufen eingemauert. Man stakst also auf und ab über ungeweihte Gräber, die Mauer ist auch ein sehr chaotischer Friedhof. Zum Inland hin ist die Mauerwehr niedriger, zum Feind hin höher und mit Schießscharten versehen. Man stelle sich also die Realität vor 2.000 Jahren vor. Oder lieber nicht. Susanne konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass Ferdinands Leiche irgendwo im großen China verscharrt lag. Sie wollte nur nach Peking zurück, was sie aber nicht deutlich zeigte und sagte.

Marion verschwand in einem Café, Susanne konnte nicht draußen in der Kälte zurückbleiben. Bei einem Pott Tee sahen sie eine Modenschau, Einladung zum Shoppen neben Jahrtausende alten Leichen, von denen ja wahrscheinlich kaum mehr etwas übrig war. Das waren Gedanken Susannes, nicht Marions. Die dachte daran, dass sie ja nach Paris wollte, um Mode zu studieren, und dass ihr da eine chinesische Modenschau an der chinesischen Mauer sehr gelegen kam. Leute, es gibt eine weltweite, riesige Industrie, die auf nichts anderes spekuliert als auf das lockersitzende Geld der Touristen, ob das in einer italienischen Autobahnraststätte ist oder im Kyrill-Kloster im russischen Beloosero.

Susanne ließ sich schon auch bezaubern von den vielen Sehenswürdigkeiten, die sie besuchten. Diese teilweise sehr faszinierende Architektur der großen Längsachsen mit den verschiedensten Querbauten, die hohen Schwellen, nicht gegen das Regenwasser, sondern um den Dämonen den Eintritt zu verwehren. Und die Anmerkung einer Fremdenführerin, die darauf aufmerksam machte, dass die Chinesen bedecktes Wetter mit ein bisschen Regen sehr lieben. Aber immer wieder auch diese Angriffe auf die Juristin: Starb der Kaiser, wurden seine 1.000 Konkubinen getötet, ermordet, geschlachtet. Missachtung und Geringschätzung der Frauen auf widerlich höchstem Niveau. Wenn sie nicht schon Feministin war – hier wurde sie es. Wo ist Ferdinand? Was kann ich tun, ihn zu finden? So ein Gefühl, als dürfe

sie Vater Maienkammer nicht enttäuschen. Eigentlich schwer rational zu begründen. Erst mal Tangku.

Leihwagen mit Fahrer nach Tangku über Tientsin bestellt. Fahrzeug und Fahrer sind pünktlich. Marion nicht. Sie hatte einen Termin bei einem Tätowierer: ein ganz kleines, geheimnisvolles Zeichen lässt sie sich auf die linke Schulter brennen. Dann fahndet sie in einem Taxi nach einem mauvefarbenen Seidenkleid, das sie irgendwo im Vorbeifahren in einem Schaufenster gesehen hat, lässt sich immer wieder langsam durch die Shopping-Avenues fahren. Und denkt wieder daran, dass sie ja in Paris Mode studieren will, was sie von Halbjahr zu Halbjahr verschiebt. Und dass da auch noch der Mark dazwischengekommen ist, macht die Sache nicht einfacher. Endlich fährt sie zum Hotel Millennium zurück, ohne das mauvefarbene Kleid gefunden zu haben.

„Du kommst drei Stunden später, als wie verabredet waren,“ sagt Susanne, denn doch einigermaßen vorwurfsvoll. „Tut mir leid, ich hab das Kleid nicht gefunden. Und die Verständigung mit dem Taxifahrer war heute extrem schwer. Es ist ja auch nicht so wichtig.“ „Wenn es nicht so wichtig ist, hättest du auch pünktlich sein können. Wir kommen nach Tangku, wenns dunkel wird.“ „Es wird schon klappen! Kuck meine Tätowierung. Wehe, sie gefällt Mark nicht!“ Es klappte nicht. Susanne hatte Recht.

Tangku ist eine sehr gepflegte Stadt, kaum alte Bauten, die Neubauten ein wenig gesichtslos, aber doch schön, - dass es so eine Gemeinde eben auch gibt. Hier also soll der Herr Wung ein Haus haben, direkt im Hafen, ganz nah am Wasser. Als sie an den Hafen rankamen, fing es an zu dämmern. Der Fahrer war ein Feigling. Beim ersten Schild, der das Weiterfahren reglementierte, weigerte er sich weiterzufahren. Susanne redete intensiv in Englisch auf ihn ein, wedelte mit Dollarnoten. Je intensiver sie redete, desto unnahbarer wurde der Fahrer. Schließlich stiegen sie aus und gingen zu Fuß in den Hafen. Sie fanden, wie zu erwarten, nichts.

Alleskieker!, Ääääääächz!, Jauauauaul!, ein böser Dämon, chinesisch oder nicht, hat die nächsten dreißig Seiten gefressen! Das stimmt natürlich nicht: ein Kurzschluss zwischen Nutzer und Tastatur hat gelöscht, was schon so wunderbar fertig dastand. Meine reizende Enkeltochter Lavinia war gerade zu Besuch. Ich zeigte ihr den letzten Satz vor Ausbruch der Tragödie, da oben: ‚Sie fanden, wie zu erwarten, nichts.‘ Sie sagte: „Das ist Poesie!“ Nun ist es keine Tragödie mehr.

Man könnte schwadronieren: das Einzige, was sie finden, ist ihr Mut. Sie geben nicht auf. Herr Wung besitzt ein Haus im Hafen von Tangku, nahe am Wasser. Aber man kann doch nicht in der einbrechenden Winternacht ein Haus in einem fernöstlichen Hafen, nahe am Wasser suchen. Keine Spur einer Adresse. Gäbe es hier überhaupt eine Adresse? Da ist im fahlen Licht einer Straßenlampe ein Lageplan, natürlich chinesisch. Und so ein Punkt ‚Ihr Standort‘ fehlt. Alles Quatsch, es ließe sich ja nicht der geringste Zusammenhang herstellen. Sie stehen am Pazifik, bezaubernde kleine Wellen schlagen an die Steine. Man kann nicht mal reinspucken, Steine dazwischen. Es wird sehr finster. „Mensch, ist das hier weit weg von zu Hause...!“ stöhnt Marion. Sie geraten immer tiefer in den Kohlehafen, da sind eingemauerte Gevierte zum Kohlelagern, für den Export. Wo sind denn die chinesischen Kohlevorkommen? „Mensch, sind wir doof...!“ stoßseufzt Susanne. Sie stehen in so einem Geviert, durch den schmalen Durchschlupf da rechts sind sie reingekommen. Da müssen sie auch wieder raus.

17 SARS als verfluchtes Mitbringsel?

Nikolaus bringt traditionell Äpfel und Nüsse. Alles andere verdanken die Kinder den Werbeetats der Genussmittelindustrie und ist nicht gut für Zähne und Gewicht. (Tendenz zunehmend: Übergewicht bei Kindern und Jugendlichen!) Dennoch: Susanne wird nie vergessen die Gefühle der Erwartung, wenn die Eltern am Abend mahnten, ja die Schuhe rauszustellen, wenn die Hand frühmorgens in den Schuh tastete – Strumpf, Skisocke war eigentlich noch schöner. Für rund zehn Prozent aller Kinder auf Erden war es ein Beschenktwerden mit der schon erwähnten Folge: Übergewicht; für die restlichen rund neunzig Prozent blieb der Hunger, vom geringfügigen, erträglichen Hunger bis zum Hungertod. Wenn die Augen der schwarzen Kinder in Afrika von der Mattscheibe in die Seele hüpfen und sich da häufen. Spenden, ja, dringend!, – die hungernden schwarzen Augen bleiben...

In unserer chinesischen Abteilung hat Alleskicker Susanne und Marion mitten im Kohlehafen Tangku in kalter Winternacht allein gelassen. Jetzt holen wir sie raus. Aber vorher:

Da hören sie eine kräftig sich steigende Auseinandersetzung. Zwei Chinesen fetzen sich an. Immer lauter. Hinter einer der dünnen Mauern. Die Mädchen ducken sich. Dann fallen vier Schüsse. Und ein Todesschrei. Und weglaufernde Schritte, von zwei Leuten offensichtlich. Dann Totenstille – doch wohl wörtlich. Susanne und Marion hocken eine Weile bewegungslos und finden keine Sprache, nur Zeichensprache mit Kopfbewegungen, sie schleichen davon. Wo steht ihr Auto? Hoffentlich ist es noch da, samt Fahrer. Es dauert, bis sie aus dem Labyrinth herausfinden. Alle Ecken und Enden ähneln allen anderen Ecken und Enden. „Hier waren wir doch schon mal,“ sagt Susanne. „Ja,“ sagt Marion, „sind wir da rüber, müssen wir jetzt hier rein.“ Sie versuchen, sich an den hochhängenden Laternen zu orientieren. Das hilft ein bisschen. Da hinten, wo die Lampen aufhören, ist der Pazifik, also

entgegengesetzt. Und kein Mensch mehr weit und breit. Doch, ein abenteuerlich knatterndes Gefährt überholt sie, bleibt stehen, was die Damen sehr verängstigt. Der chinesische Fahrer steigt aus, bittet sie unter Verbeugungen und mit höflichen Gesten und unverständlichen Worten, Platz zu nehmen. Sehr zögerlich setzen sie sich in den Kohlendreck, der hier alles überzieht. Der Chinese kutschiert sie ziemlich verwegen rechts – links – rechts und im Kreis plötzlich genau zu ihrem Auto, das samt Fahrer wartet. Sie wollen dem wunderbaren Hilfsgeist Dollar geben, aber der ist schon laut knatternd davon gefahren.

Zurück nach Beijing. Susanne sitzt hinten neben Marion und gesteht: „Marion, ich kann ein so zähes Luder sein, aber - es ist mir ganz schlimm wegen deinem Vater – aber ich möchte unverrichteter Dinge zurück. Meinst du, er verzeiht mir?“ „Wer?“ „Dein Vater.“ „Ich werde dafür sorgen.“ Sie aßen im Hotel Millennium, europäisch, Spaghetti und Tiramisu, ihre ganze Exotik-Lust lag im Kohlendreck des Hafens von Tangku verscharrt. „Die Schüsse galten uns,“ sagte Marion. „Quatsch,“ sagte Susanne, „dann hätte doch nicht ein anderer seinen Todesschrei ausgestoßen!“ „Du kannst vielleicht ein Herzchen sein, so reden Kriminaler.“ „Mariönchen, das ist ja mein ganzer Kummer: dass ich Angst habe, dem Beruf gar nicht gewachsen zu sein. Jeder Tod schneidet mir ins Herz, auch der des schlimmsten Gangsters. Was weiß eine Modedesignerin davon...?“ „Vielleicht mehr als du glaubst...“

Man kann an einem Schalter in der schönen sehr großen Lobby des Hotels Millennium den Rückflug buchen und man kann von hier per Telefönchen den Mark anrufen und ihm sagen, dass man übermorgen ganz früh, um 6 Uhr 10 MEZ in München ankommen wird. „Brauchst uns nicht abholen, wir nehmen ein Taxi.“ Mark freute sich nur, weiter nichts: „Ja, komm, Marion, komm...“

Um 5 Uhr 45 traf er am Flughafen ein, organisierte einen Kuli für den Koffertransport und wartete da, wo die Damen rausströmen würden. Und freute sich. Und er umarmte Marion heftig und schob sie zur Seite und flüsterte ihr ins Ohr: „Wirst du mich heiraten?“ Er ließ Marion stehen, ging zu Susanne zurück, begrüßte sie mit dezentem Küsschen: „Wo hast du Ferdinand?“ Susanne lächelte ein schönes, sehr trauriges Lächeln: „Nur im Herzen, nach wie vor.“ Marion rief aus der kleinen Entfernung: „Mark!“ und wünschte ihn mit dem winkenden Zeigefinger in ihre Nähe zurück. Er ging schnell zu ihr, sie schaute ihm in die Augen und fragte leise: „Wie ernst meinst du das?“ Mark beteuerte: „Ganz ernst.“ Marion nickte: „Gut. Du kriegst jetzt eine Antwort mit Vorbehalt, ohne Verbindlichkeit, ok?“ „Die Antwort?“ „Mit Vorbehalt?“ „Mit Vorbehalt.“ „Ohne Verbindlichkeit?“ „Ohne Verbindlichkeit.“ Und Marion bekannte: „Ja.“ Er küsste sie, dass sie fast von den müden Beinen flog.

Die Koffer wurden auf den Kuli verladen, man schob zum Parkplatz. „Nehmt ihr mich mit?“ bat Susanne. „Nein,“ lachte Mark, „wir lassen dich hier stehen. Ich habe Karten für heute Abend, Fasching ist in vollem Gange. Brasilianische Nacht. Leider nur zwei.“ Susanne sagte gleich: „Keine Sorge, mir ist nicht nach Fasching. Im Moment will ich nur nach Hause.“ Man fährt ganz schön lange vom Flughafen Franz-Josef-Strauß nach Giesing und Harlaching. Sie sprachen nicht viel, Mark sagte ziemlich am Anfang: „Bitte zwei Worte über die Reise?“ Marion: „Hochinteressant, schön – nicht, nein, nicht schön, aber sehr sehenswert.“ Susanne ergänzte: „Miserabel vorbereitet, schrecklich frustrierend. Wird mich ne Weile kosten, bis ich das alles verkraftet habe. Wisst ihr, was das Schlimmste ist? Ich habe Ferdinand, wie zu erwarten, nicht gefunden. Aber es ist nicht im Geringsten sicher, dass er nicht in China ist. Vielleicht war ich ihm sogar ganz nahe. Das ist das Schlimmste für mich. Und wirft ein ziemlich verheerendes Licht auf meine Berufseignung.“

Sie hielten vor dem Haus Sebaldusstraße 6. Mark holte Susannes Kof-

fer aus dem Kofferraum, wollte ihn zur Haustür rollen. „Lässt du mich das alleine machen,“ sagte Susanne, „ich komme gut zurecht.“ „Auch die Treppen rauf?“ „Auch. Tschüs, Mark, danke fürs Abholen. Wir sehn uns.“

Die Treppen rauf. Naja, zunächst einmal war der Koffer doch ganz schön schwer, sodann war das Herz sehr schwer. Sie spielte mit dem Gedanken, gar nicht zu den Eltern zu gehen, sondern gleich in ihr Zimmer im Treppenhaus. Nein, das geht nicht. Also erst mal in die Wohnung. Die Eltern freuten sich, sahen der Ältesten aber gleich an, dass sie ohne Erfolgserlebnisse heimkam. Sie sagte: „Ich werde so mancherlei zu erzählen haben, im Laufe der Zeit. Keine Spur von Ferdinand. Wie auch? War ja miserabel vorbereitet – war gar nicht vorbereitet... Man sollte sich so was ersparen, reimt sich auf erfahren – na ja, drei Pfund Erfahrungen habe ich mitgebracht. Und über Sibirien bin ich gedüst. Ferdinand kann auch in Sibirien sein, um die Dimensionen mal abzustecken. Ich rede Quatsch, bin sehr müde. Vielleicht komme ich zum Abendessen. Tschüs.“

Drei Nächte tobten Marion und Mark durch die Münchner Faschingsnächte. Eine war schöner als die andere. Dann legte sich Marion mit einer recht heftigen Erkältung ins Bett, war wahnsinnig schlapp und verrotzt und rau im Hals. „Kein Wunder,“ bellte sie, „da rast du mit kaum was auf der Haut durch die Säle und schwitzt, und dann in die kalte Nacht!“ Als Susanne es erfuhr, schrillten bei ihr die Alarmglocken: SARS. Sie sagte aber nichts. Marions Vater rief sie an: „Frau Susanne, nicht die Spur einer Schuldzuweisung, - aber Marion hat SARS.“ „Wissen Sie das sicher?“ „Nein, aber es liegt auf der Hand. Sie spüren nichts?“ „Nein, nichts.“ „Aber das ist keine Entwarnung für Marion.“ „Die Gefahr ist groß, es tut mir so weh, sie muss ins Krankenhaus, und wir müssen denen sagen, dass sie in China war. Und ich muss sehr auf mich aufpassen.“

Marion wollte nicht, war aber dann doch einsichtig. Mark fuhr sie hin: „Wir heiraten dann.“ Aber Marion ließ sich nicht überrumpeln: „Ich habe SARS und sterbe bald.“ Mark konterte spontan: „Um so schneller müssen

wir heiraten.“ Marion grinste bloß, zärtlich. Schnellstens kam sie auf die Isolierstation. Keine Küsse tauschen mit Mark, keine Worte. Viel Zeit verbrachte er hinter der Glasscheibe, durch die er Marion wenigstens sehen konnte. Die Stationsschwester fand, dass er immer ein bisschen zu lange blieb. Er nickte Marion zu, er wollte ihr ‚Ja‘. Sie wiegte den Kopf hin und her, das ging in ein Nicken über, ja, aber sie zuckte dann doch noch die Achseln. An einem Abend packte er zwei große Silberleuchter aus dem Papier, hielt sie in beiden Händen hoch. Sie freute sich. Er führte richtige kleine Tänze hinter der Scheibe auf. Sie lachte voller Liebe. Wieder versuchte er, mit eindeutigen Ja beschieden zu werden, aber – nein, eindeutig war da gar nichts. Wieder stand die Schwester da, sagte nichts. Er wickelte die Leuchter ein und ging.

Dann die große wunderbare Entwarnung: eindeutig kein SARS, eine ganz ordinäre Erkältung, groß, ja, aber ungefährlich. Sie saß schon angezogen auf dem Krankenbett, als Mark sie abholte. Das erste, was er sagte: „Was ist: Ohne Vorbehalt? Mit Verbindlichkeit?“ „Es ist wunderbar, es schmeichelt, - aber ich habe große Scheu, einen zu heiraten, der damit rumprotzt, dass ihn Frauen nicht interessieren, wenn er sie nicht nach zwei Stunden im Bett hat.“ „Das ist eine mittelalterliche Rittersage über mich, die mit meiner neuzeitlichen Befindlichkeit nichts mehr zu tun hat. Hör zu: Generalbeichte. Meine Mutter hat von mir erwartet, was mein Vater ihr nicht lieferte. Das ist schief gelaufen, schrecklich schief, das kann kein Sohn leisten. Da schert er aus, da werden die Mädchen Ware, die er wegschnabuliert, und die Liebe lagert ganz woanders.“ „Hast du irgend eine Erklärung dafür, warum das bei mir anders sein sollte?“ „Ja, du fliegst nach China, und lässt mich allein in München zurück, ganz allein. Das war schrecklich. Nein, das ist es nicht. Doch, da ist die Sehnsucht aus dem Schlaf gescheucht und an Mauern gecrasht und hat sich wehgetan. Wenn ich bei dir eine Tür öffne, komm ich in einen Raum mit lauter neuen Türen. Marion, du hast Hinterland – das ist es...“ Marion lachte: „So lange du nicht Hinterland sagst...“ „Ohne Vorbehalt, mit Verbindlichkeit.“ Marion wurde ernst: „Hier sitzt auf dem Krankenbett eine noch gar nicht gesunde Marion, die sagt vorbehaltlos,

verbindlichst, für ein ganzes langes Leben: Ja. Es verlangt dir mehr ab als mi-“ Er legte sie ins Krankenbett und lag auf ihr und küsste sie ausgiebigst... Wer anderer könnte durch die Tür eingetreten sein als die Schwester...

Susanne war sehr erleichtert, als sie hörte. Sie hatte mit einigem Zögern Dr. Schöttler angerufen und kleinlaut Bericht von der China-Reise gegeben, ja, sie schämte sich, als angehende Kriminologin ein so miserabel vorbereitetes Abenteuer eingegangen zu sein, das dementsprechend völlig ergebnislos blieb: „Dilettantenpfusch, nur deprimierend!“ „Stecken Sies weg, Susanne,“ sagte Schöttler, „Sie wissen so gut wie ich, dass falsche Fährten zum Geschäft gehören. Sie hören von mir. Tschüs.“ „Tschüs, Herr Doktor.“

In der Zeit stand der Irak-Krieg kurz bevor. Gebet: ‚Lieber Gott, wenn du einen Schreibtisch namens Erde hast, dann räum ihn bitte auf.‘ *Gleich widerspricht Alleskieker: Nein, wenn je ein Krieg verhindert werden konnte, von Menschen, nicht von Gott, dann war es dieser. Das ist doch der reine Hohn!: Solche Verantwortung der Menschen nach oben zu delegieren, als ob da oben der Polizeipräsident der Erdkugel sitzt. Da oben sitzt ihr Schöpfer, wenn er sich überhaupt als Sitzender lokalisieren lässt. Und nie vergessen: das Alte Testament ist dem Islam so heilig wie dem Christentum und den Juden! Gott gibt uns Nüsse, aber Er knackt sie nicht auf. (Nicht von mir, irgendwo geklaut.)*

Auch Ferdinand kam – ja, nach Hause kann man ja wirklich nicht sagen. Er war wieder in Havanna in seinem geräumigen Gefängnis. Mathilda hatte sich wacker gehalten und schloss ihn wieder ein. Ein Gedanke setzte sich in ihm fest: Via Ramona könnte ich meiner Susanne einen Brief schreiben. Auch nicht ganz ungefährlich: Ramona könnte schlampig damit umgehen oder gar: den Brief Herrn Wung zeigen. Dann wäre möglicherweise Susanne dran, und er erführe nicht ein Wort davon. Ferdinand hatte da zu viel Angst, nicht wahr? Was sollte Ramona zu so einer Verräterin machen? Es war doch recht offensichtlich, dass Ramona ihn liebte, die Begrüßung jeden-

falls war Liebe, sonst nichts. Aber!: Da er sie nicht erhörte, gab es beste Voraussetzungen, dass die enttäuschte Liebe sie zur Verräterin macht. Nein, so schreibt man keine Briefe, zunächst jedenfalls nicht.

Sonntag für Sonntag weckte ihn Mister Wung um vier Uhr früh – wann schlief der eigentlich? – und reichte ihm das Handy. Ferdinand wählte schlaftrunken die Nummer auf Gran Canaria und sprach mit seiner Mutter, als telefoniere er aus Berlin.

Eines Sonntags sagt sie aus heiterem Himmel: „Du musst ja dann die Susanne heiraten.“ Ferdinand ist so verduzt, dass er fragt: „Welche?“ „Welche fragt der Sohnmann. Das muss seine Ordnung kriegen. Die, die ein Kind von dir erwartet.“ Berlin ist so irrsinnig weit weg, dass Ferdinand unbedacht sagt: „Ist gar nicht sicher, dass ich der Vater bin.“ Da ist die Mutter aber ziemlich entsetzt und muss nach Luft schnappen: „Was? Sag mal – dann werden wir gar nicht Opa und Oma?“ Was soll er denn jetzt sagen?: „Doch doch – also – da ist was durcheinander und...“ Sie fragt besorgt: „Was ist denn da durcheinander? Sollen wir früher nach Hause kommen?“ Auch das noch: „Nein! Um Himmelswillen! Wir – äh – regeln das schon. Mach dir keine Sorgen.“ „Mach ich mir aber!“ „Ja – aber ist nicht zum Sorgenmachen. Ich muss aufhören. Tschüs, Mama! Grüß Papa!“

Ferdinand drückt auf rot und gibt das Handy zurück und handelt sich von Mister Wung ein Päckchen Kondome ein, wie jeden Sonntag. Ferdinand feuert sie, kaum ist der Chinese raus, wütend in eine Ecke, wo er schon einbige Päckchen hingeschmissen hatte.

Eines Morgens hörte Ferdinand ein schreckliches Weibergekreische hinter der Tür. Ramona war das, die die stille Mathilda, das Mädchen mit dem Down-Syndrom grässlich beschimpfte. Ferdinand fühlte sich sehr hilflos an der verschlossenen Tür. Dann wurde sie aufgeschlossen und aufgerissen. Ramona zerrte Mathilda an den Haaren in den Raum, Ferdinand trennte die beiden. Ramona hielt die kleine Dose mit Susannes Haar in der Hand

und wütete ihn an: „Wieso hast du das heilige Haar deiner Susanna der Mathilda geschenkt?“ Ferdinand wurde auch ziemlich grob: „Das habe ich doch gar nicht getan!“ „Wieso hielt sie dann das Haar deiner liebsten Susanne gegen das Licht?“ Und Ramona demonstrierte, wie Mathilda den Inhalt zu erkunden suchte: „So! Wieso hat sie Susannes Haar in Händen, hä?“ Ist das die sonst so liebevolle Ramona? Aber es ist auch die Ramona, die immer wieder Susannes Namen ausspricht. Ferdinand kann nur die Wahrheit sagen: „Ich muss es verloren haben.“ „Du musst es anbeten, jeden Tag zwei Mal! Das Haar der Liebsten verliert man nicht!“ Und sie weiß doch tatsächlich noch Eins draufzusetzen: „Sie hat dir das Haar deiner Susanna gestohlen!“ Sie will sich wieder auf die arme Mathilda stürzen. Ferdinand verhindert das und fragt sie: „Wo hast du das her?“ Mathilda nimmt seine Hand und zieht ihn zur Tür und zeigt nach draußen auf den Boden: „Da – gefunden.“ Ferdinand übersetzt: „Sie hat es da gefunden.“ „Sie lügt!“ schreit Ramona. Ferdinand wird energisch: „Schluss jetzt, Ramona! Wir haben es wieder. Basta!“ Er küsst das kleine Plastikding. Ramona, immer noch in Wut, entreißt es ihm und küsst es auch. Dann hält sie es Mathilda hin: „Du auch!“ Sehr scheu haucht Mathilda einen Kuss auf das alte Pillendöschen. Dann geht sie raus, Ramona auch. Ferdinand ist wieder allein mit dem Haar seiner Geliebten.

18 Vortrag hier und Schaukelstuhl da

Eines Tages flog von der Straße Salsa-Musik ins Gefängnis. Ramona horchte auf und fing an zu tanzen. Ferdinand sah es mit Freude, sie machte das sehr lustig. Dann bezog sie ihn mit ein, legte seine linke Hand auf ihre Taille, suchte mit ihrem linken Arm seinen rechten, die Hände fanden zueinander. Und sie tanzten Salsa. Nein, kann man so natürlich nicht sagen, - Ramona tanzte leichtfüßig und anmutig, Ferdinand stocherte rum mit preußischen Beinen und Füßen. Aber er hatte Spaß dabei, er wünschte sich Fortsetzung. Aber die Musik verebbte, Ramona brach ab und säuberte den Raum und ging nach dem obligaten, ziemlich langen Händedruck.

Doch das wurde Ritual. Beim nächsten Mal hatte Ramona einen scheppernden kleinen Radioapparat dabei, auf dem eine Salsa zu finden sehr leicht war. Und so tanzten sie, Ramona war eine sehr gute Lehrmeisterin, Ferdinand aber auch ein guter Schüler, er wurde im Laufe der Wochen und Monate ein erstaunlich gewandter Salsa-Tänzer, Passagen mit allzu viel Körperkontakt wich er ein wenig aus. Dennoch: war schön, dieses Mädchen im Arm zu halten...

Für seine Treue fand er eine Grundierung: Er war Susanne ja schon treu, als er sie noch gar nicht kannte: Damals in der Münchner Arztpraxis, als er mit einem Mädchen, das schön scharf auf ihn war, eine Nacht verbrachte. Sie achtete seine Sprödigkeit, weil sie wohl selbst so was mit Treue ersehnte. Treue ist jenseits aller Notwendigkeit. Nein, man muss nicht treu sein, man kann es sein. Und weil so sehr viele es nicht sind, wird sie nicht besonders geachtet. Sie lässt sich leicht wegschmeißen. Man kann mit Tausenden liebäugeln, mit Hunderten schlafen, mit Zehn verheiratet sein – aber nur mit Einer alt werden.

Ferdinand erbat von Ramona Briefpapier und einen Umschlag und was zum Schreiben, alles brachte sie ihm mit großem Eifer am nächsten

Tag, sogar zwei Kugelschreiber. Sollte ihr nicht der Gedanke gekommen sein, dass er einen Liebesbrief schreiben wolle? Ja, aber er könnte auch an Vater oder Mutter oder Bruder oder Schwester schreiben. Das Briefpapier war graues Packpapier, an dem einen Kugelschreiber hatten Kinderzähne rumgebissen. Der Briefumschlag war schon frankiert. Und wieder nisteten Zweifel sich ein: Ist das Risiko nicht zu groß? Alles blieb liegen bis Ende März.

Erst mal rückte der 28. Februar näher, da musste Susanne ran, einen Vortrag halten über OK, organisierte Kriminalität. Es kostete sie einige Kraft, die Vorstellung auszulöschen, dass sie das ja gar nicht könne. Sie beschrieb viel Papier mit Gedanken und Gedankenketten, und sie warf viel Papier weg. Sie bekam Hilfe von Dr. Jochen Stiegeler, Kriminalbeamter im Landeskriminalamt, LKA, zuständig für bestimmte Bereiche in Ausländerangelegenheiten. Professor Kammhuber hatte ihn schon einige Male zu solchen Veranstaltungen eingeladen.

Er verliebte sich in Susanne in dem Augenblick, in dem sie ins Zimmer trat. Sie wollten das Notwenige besprechen. Die Verliebtheit nahm zum Glück nie unangenehme oder irgendwie lästige Formen an. Stiegeler wurde eine große Hilfe, als es darum ging, Ferdinand endgültig aus Kuba zu befreien.

Kammhuber setzte zu einer kleinen Lektion an: „Susanne Fletscher, hier stelle ich Ihnen Dr. Stiegeler vom LKA Bayern vor, er wird Ihre Ausführungen mit soliden Zahlen unterfüttern, eine kleine Hilfe auch für Sie, dass Sie sich nicht allzu sehr mit Statistik belasten. Jetzt sage ich was, was ich vielleicht nicht gerade jetzt und nicht im Beisein von Dr. Stiegeler sagen sollte. Ich sags trotzdem: Bitte, machen Sie Ihren Abschluss. Sie haben ein langes Berufsleben vor sich, irgendwann brauchen Sie Ihren Dokortitel. Sie sind im Augenblick vielleicht unglücklich, Sie werden im Leben vielleicht in langen Phasen sehr glücklich sein. Sie haben Wissen, Sie lernen noch, wie

man mit Wissen umgeht, wie man es anwendet, wie man es am Ende zu Geld macht. Und eines Tages winkt eine Stelle, die Sie sehr reizt, aber dafür benötigen Sie den Titel. Sie beißen sich in den Hintern, wenn Sie dann deshalb, wegen des fehlenden Titels, nicht an die Stelle kommen. So, das musste mal gesagt werden. Nun macht einen guten Vortrag. Tschüs.“

Susanne und Jochen Stiegeler saßen dann noch ziemlich lange beisammen. Sie erzählte in einiger Ausführlichkeit von ihren Erlebnissen mit Ferdinand und ihrem großen Kummer, ihn zu finden. Als sie von China berichtete, schüttelte er kaum wahrnehmbar den Kopf. „Sie schütteln den Kopf?“ fragte sie. „Lady,“ sagte er, „Sie studieren Jura und Kriminologie, Sie sind, wenn ich Professor Kamhuber richtig verstanden habe, ein heller Kopf. Was hat Sie veranlasst, derartig unvorbereitet so eine Reise anzutreten?“ „Machen Sie mir keine Vorwürfe, die mache ich mir dauernd selber.“ „Entschuldigung.“ „Bitte. Man muss mit Fehlern zu leben lernen.“ „Das stimmt. Das fällt mir auch manchmal sehr schwer.“

Sie einigten sich auf einen ungefähren Ablauf der Veranstaltung: Susanne schildert aus eigener Erfahrung, etwas genauer: Erfahrung aus zweiter Hand, die persönlichen Erlebnisse des Ferdinand H., dessen Nachnamen sie erst nach seinem Verschwinden erfuhr. Jochen hat Einiges an Zahlenmaterial zur Verfügung, das auf die weltweiten Gefahren der Organisierten Kriminalität hinweist.

Als sie am Abend nach Hause kam, saßen die Eltern vor der Glotze. Sie wollte erzählen, aber die Eltern waren fasziniert von irgendeinem Bildschirm-Quatsch und hörten nicht zu. Susanne wagte es, den Apparat einfach auszuschalten. „Danke,“ sagten beide Eltern gleichzeitig und lachten darüber. Der Vater klagte: „Es ist schon ein elender Mist, den sie uns da anzubieten wagen. Zeit- und Gesprächsmörder. Aber auch hier: Vorsicht vor Pauschalverdammungen. Wir setzen uns zum Nahsehen noch mal mit an den Tisch.“

Susanne erzählte dann beim Essen, dass sie eine sehr angenehme Bekanntschaft gemacht habe: Dr. Stangler vom LKA. „Etwa verliebt?“ fragte der Vater. „Er in mich – wahrscheinlich ein bisschen. Sagen wir: verknallt. Ich hab das eigentlich ganz gern, es ist so viel besser als sich mit Gemeinheiten rumzuschlagen. Aber das Schlimmste ist Gleichgültigkeit.“ „Das stimmt,“ sagte Liliane, die ihren Kim dabei hatte, „wenn die Fetzen fliegen, das ist tausendmal besser. Der Mensch braucht Crescendo arabiata. Müsli – na ja zum Frühstück, aber nicht fürs Leben.“ Damit verschwand sie mit ihrem Stereotyp: „Ich geh jetzt tanzen.“ Mit dem stand sie auch immer beim Frühstück auf; Ballettsaal und Bühne waren ihr – manchmal ganz schlimmes – Paradies. Die Abendabsicht zum Tanzen bezog sich wohl mehr auf Liebespiele mit Kim. Dass der ein noch sehr unbestimmtes Angebot nach Granz hatte, machte ihr manchen Kummer. Da war nämlich dieses Erzrivalin Ingrid. Noch braute sich der Rauswurf des Kim aus dem Liebesbett nicht zusammen. Auch Susanne ging dann mit einem „Gute Nacht“ in ihr Zimmer.

Der Susannenvater konnte ja manchmal ziemlich ekelhafte Witzchen machen: „Wir müssen uns dann noch einigen, welche Musik auf meiner Beerdigung gespielt werden soll.“ Ihn wandelte mal wieder die provokante Stimmung an: „Wenn ich erst mal Witwer bin, kann ich völlig ungeniert rülpsen, popeln und furzen.“ Susannenmutter hatte damit immer ihre liebe Not: „Hast du eine Ahnung, wer den letzten Satz da eben gesagt hat?“ Er kuckte sich amüsiert um und lachte: „Nicht die geringste Ahnung,“ und er hob die gekreuzten Finger hoch, das war Ferdinands Zeichen für eine kleine weiße Lüge: „Mir fehlt der Ferdinand. Ich werde alt: auch das Fingerkreuzen konnte ich früher besser, heute muss ich nachhelfen.“ „Wenn du Witwer wirst, dann schnappt dich die Frau Kehle vom dritten Stock, die hat schon lange ein Auge auf dich geworfen. Ihr einziger Kummer ist, dass ich so jung bin.“ „Ist das die Brillenschlange?“ „Genau die, und durch die Brille hat sie dich ausgespäht.“ „Nein, nein, bitte werde du Witwe, bevor ich Witwer werde. Das ist ja höchst unappetitlich.“ „Der Satz, mit dem du dieses Gespräch eröffnet hast, war auch in hohem Maße unappetitlich.“ „Ja, entschuldige.“

„Ach, ist das schön!“ „Was?“ „Eine kleine Auseinandersetzung mit dem Wort ‚Entschuldige‘ zu beenden. Da wird die Ordnung wiederhergestellt. Da ist die Liebe nicht weit. Sich entschuldigen können nur Zauberer.“ „Roncalli – Pic – Schöne Zunft...“ sagte er.

Der Vortrag ging sehr gut. Susanne erzählte höchst anschaulich, und das mit so viel persönlicher Färbung, dass viele Zuhörer, die einen trockenen Vortrag erwartet hatten, sehr angerührt waren. Die Kriminologie schließt die Liebe nicht aus. Sie bekundete, den Verschwundenen zu lieben und nicht zu ruhen, bis sie ihn gefunden oder – Pause – bis sie ihn endgültig verloren hat. Die Stecknadel im Heuhaufen kam natürlich auch wieder vor. Und der Beifall war groß.

Jochen ergänzte. Die Dunkelziffer ist in Ländern wie Deutschland recht hoch. In Entwicklungsländern ist das ganz anders und teilweise sehr gefährlich. Da brüsten sich die Kriminellen ganz offiziell mit ihrem Reichtum. Da bauen sie Fußballstadien und staffieren die jungen Leute mit Fußballdress und Bällen aus, da eröffnen sie Armenküchen. Da tut sich eine Schere auf zwischen staatlicher und krimineller Verwaltung. Wer kann denn was gegen Armenküchen sagen, gegen Fürsorge für die Schwachen? München baut das dritte Fußballstadion ohne Mafia-Gelder, und Deutschland braucht keine Armenküchen. Aber gleich um die Ecke oder unterm Teppich gibt es auch in Deutschland viel Organisierte Kriminalität. Wie wir gesehen haben am Fall des Ferdinand H.

Ja, da saß er dann nach der Veranstaltung, der Jochen, mit seiner Verliebtheit und wurde gebeten, doch mitzuhelfen am Auffinden des Ferdinand, den die liebte, die er liebte. Das ewige Karussell. Er gestand nicht seine Liebe, aber Susanne sagte: „Jochen, du kannst mich gut leiden und vielleicht noch sehr viel mehr. Ich kann dich auch sehr gut leiden, aber nicht mehr. Ferdinand ist so tief in mein Herz gebrannt, das löscht keiner. Können

wir damit weiterleben?“ Und Jochen nickte und gewöhnte sich eine Antwort an, die solche Gespräche sehr angenehm beendeten: „Schon gut...“

Ferdinand schaute auf den Patio hinunter und erlebte eine sehr bezaubernde Inszenierung. Ramona schleppte einen kubanischen Schaukelstuhl von der Straße durch den Haupteingang. Offensichtlich lag ihr sehr daran, dass das Niemand mitbekam. Einen Schaukelstuhl heimlich...? Aber es gelang ihr. Kamen Leute vorbei, stellte sie den Stuhl hin und setzte sich rein und schaukelte, von den Leuten abgewandt, so selbstverständlich, als sei es ganz normal, auf einem kubanischen Patio im Schaukelstuhl zu schaukeln. So kriegte sie das große Stück immer näher an den Hauseingang, den Ferdinand nicht einsehen konnte. Sie entschwand seinen Blicken.

Der alte Preuße Ferdinand dachte: Das ist mal wieder typisch kubanisch: Da lassen diese Machos ein kleines Mädchen so ein Riesentrümm schleppen, um sich dann hinterher die große Siesta darin zu gönnen. Und dabei womöglich mit dem Mädchen rumzuknutschen. *Alter Neidhammel, ruft Alleskieker. Aber dieser Ruf erreicht Ferdinand natürlich nicht. Außerdem verdrängte er, dass die Gleichsetzung von Chinesen mit Machos wohl nicht statthaft ist.*

Ein Gelärme an seiner Tür ließ den alten Preußen sich umdrehen: Ramona wuchtete den Schaukelstuhl in sein Gefängnis. Er eilte ihr zu Hilfe, konnte aber nicht mehr viel tun. Da stand das typische Tropenmöbel und schaukelte leise hin und her. Ferdinand wechselte mit dem Blick zwischen dem Gewippe und Ramona. „Para ti,“ sagte sie, „regalo para ti.“ „Gracias!“ sagte Ferdinand. Sehr rasch schob sie den Stuhl hinter ihn und rammte dessen Sitzoberkante in seine Kniekehlen, so dass er etwas abrupt zum Sitzen und Schaukeln kam. Sie hatte ihn unter sich, und das gefiel ihr unheimlich. Ja, so wollte sie ihn zur Liebe ermuntern, muss nicht jetzt sein, aber bald... Meinen Duft muss er atmen, mein Fleisch muss er spüren – ihr war nicht bange, dass sie mit ihm verschmelzen würde.

19 Der unheilvolle 13. April – heilvoll für Susanne

Dann schrieb Ferdinand den Brief, am 30. März des Jahres 2003. Er warf alle Bedenken über Bord. Er schrieb nichts Verschwörerisches. Sollte der Brief wirklich Herrn Wung vor Augen kommen, er wäre harmlos. Er war harmlos. Ferdinand überlegte, ob er irgend etwas chiffrieren könnte. Aber das setzt gemeinsame, vorher festgelegte Abmachungen voraus. Nein, die deutschen Codes haben die Briten geknackt, ohne eine Ahnung zu haben. War eine der aufregendsten Intelligenz-Leistungen des großen Krieges und entschied den U-Boot-Krieg. Ach nee, das war ja das Radar. Aber das sind doch müßige Gedanken! Schreib deinen Brief, Ferdinand. Immerhin wird Susanne dann wissen, wo du bist. Das ist doch sehr viel, mehr jedenfalls als alles, was du bisher unternommen hast. Er kriegte einen Schreck: Er hatte ja wahrhaftig nicht das Geringste unternommen. Vielleicht lebte seine Susanne voller Wut auf ihn, den Geflohenen, vielleicht stand sie kurz vor einer Hochzeit. Mensch, was man alles denken kann! Nicht auszudenken, was man alles denken kann! Vor allem, wenn man so völlig unbegabt ist für kriminelle Erwägungen. ‚Spinner, Träumer!...‘ beschimpfte er sich, ‚widerlicher Naivling! Aber ein bisschen bin ich auch wunderbar!...‘

Falten und ins Kuvert. Adresse: Was hat denn die Sebaldusstraße für eine Postleitzahl? Also, daran solls nicht scheitern, einfach schreiben: München-Giesing, Alemania. Ramona nahm den Brief, mit dem er sich in eine Abhängigkeit begab, sie versuchte zu lesen: „Susanna F-letska...“ Schon bedauerte Ferdinand seine Kühnheit. Menschenskind, Ramona einen Brief geben, den sie in den Kasten stecken soll – das soll eine Kühnheit sein?! Wo bin ich gelandet? Warum gebe ich nicht auf? Was sollte ich aufgeben? Es gibt eine einzige riesige Gefahr: dass Susanne was passiert. Aber Wungs frühe Drohung bezog sich doch darauf, dass er selber flieht, nicht darauf, dass er einen harmlosen Brief schreibt...

Ramona steckte den Brief nicht ein, sie hob ihn sorgfältig auf. Es ging ihr so gegen das Herz, die Liebesbotin zu spielen für den, den sie so sehr liebte.

Und sie quälte Ferdinand mit dem erlogenen Geständnis, sie habe den Brief dem Boss, dem Señor Shenlen zeigen müssen, ehe sie ihn einstecken konnte. Ja, sie sei ihm auf dem Gang begegnet, und er habe es befohlen. Genau Ferdinands allerschlimmste Befürchtungen wurden hellwach. Es sei der guten Ramona zugute gehalten, dass sie das ganze Ausmaß an Gefährlichkeiten für Ferdinand, das in ihren Lügen steckte, gar nicht absehen konnte. Ferdinand stürzte wieder in ein schwarzes Loch, fühlte sich rumgeschubst wie ein gejagtes Tier. Was widerfährt meiner Susanne?! Die Spekulationen fingen an bei ‚Gar nichts‘ und endeten bei – Nein!, das kann nicht sein, solche Folge für dieses lächerliche Wagnis.

Alleskieker hat seine geneigten Leser informiert, dass Susanne unbehelligt blieb. Nichts schwappte aus Kuba nach Giesing, zunächst nicht einmal der Brief.

Ferdinand erbat sich weiteres Papier zum Schreiben, aber nicht Briefe. Und wenn Ramona das ein bisschen zusammenklammern könnte, dass es wie ein Heft aussieht. Er wollte Tagebuch schreiben, einfach ein paar Gedächtnisstützen, war ja nicht ein langweiliges Spießerleben, was er da führte. Führte? Lächerlich!, rundherum gegängelt wurde er. Ramona brachte recht eigenartige Konvolute von grauem Packpapier – sie brachte ihre Liebe. Ferdinand schrieb, Ramona liebte es, ihm dabei zuzusehen. Schreiben war ihr nicht fremd, Dichtung auch nicht, dank Fidel Castro, der sich große Verdienste um allgemeine Bildung erwarb. Solche Zettelstapel voll schreiben – er war ein Dichter. Sie stützte sich auf den Besenstil und versank in den Anblick des Schreibenden.

Dann wuchteten zwei Chinesen eine Spülmaschine in Ferdinands Gefängnis, machten die Wellpappe ab, die sie mitnahmen. Wung kam dazu:

„Müssen wir alle verkaufen. Ich mache ein Geschäft auf in der Calle Obispo, sehr gute Gegend. Und Sie werden mein Chefverkäufer! Die Frauen werden gerne bei Ihnen kaufen, hähä...“ Er öffnete die Maschine und holte alles raus, was darin war: den Besteckkorb, das andere Zeug und haufenweise Gebrauchsanweisungen. Die wurden genau durchsortiert. Und rums: es war keine spanische dabei! Deutsch, Englisch, Isländisch, Tschechisch, Arabisch, schön anzusehen, nicht das Mindeste zu verstehen. Also, hilft alles nichts: „Spanische Übersetzung sofort herstellen.“ Wung rückte ihm schon den Stuhl vom Tisch ab. Ferdinand setzte sich und zweifelte: „Also – ob ich das kann...“ „Soll Ihnen die dabei helfen.“ ‚Die‘, das war Ramona, der Ferdinand das übersetzte. Es hob sie in solche Entzückung, als hätte man ihr die erste Liebesnacht mit Ferdinand versprochen.

Es war eine wunderbare Zeit für sie: neben Ferdinand sitzen und ihm beim Dichten helfen. Für sie war die Gebrauchsanweisung Dichtung, ganz klar... Die meisten Wörter, nach denen er sie fragte, machten ihr wenig Schwierigkeiten, wenn Ferdinand sie auf Spanisch einigermaßen erklärt hatte, aber das exakte Wort nicht wusste. Gings mal ins mehr Techno-Fachliche, nahm sie den Text mit nach Hause und fragte ihren Bruder Wladimir, der dauernd an alten Autos rumbastelte, und brachte am nächsten Morgen die Lösung. Dass kubanische Jungs Wladimir hießen, hatten sie Wladimir Iljitsch Lenin zu verdanken, ein Leben lang. Mister Wung kümmerte sich um den Hochglanz-Ausdruck. Ferdinand war ziemlich sicher, dass da einiger unverständlicher Mist in seinen Texten steckte, aber sein Ehrgeiz hielt sich in Grenzen. Es war sowieso vorauszusehen, dass die Fakes nur begrenzt funktionierten. Und er fragte sich, was Mister Wung machen wird, wenn die Beschwerden kommen. Nicht mein Bier... Wird dann aber doch sein Bier.

Wung hatte eine hilfreiche Bedenkenlosigkeit für alles, was mit Verbindlichkeiten zusammenhing, Genehmigungen, Steuererklärungen und ähnliches. Ferdinand begleitete ihn auf mancherlei Behörden und erwirkte

Unterschriften und Stempel auf den verschiedensten Lizenzen. Manchmal kriegte er sie nicht. Aber bei der nächsten Stelle tat er so, als habe er die vorherige Hürde längst genommen. Das ergab eine etwas schmierige Semi-Legalität für den ganzen Spülmaschinen-Verkauf, die hervorragend funktionierte. Kam hinzu, dass einige Stellen sehr stolz waren, dass es nun in einem Spezialgeschäft in Havanna Spülmaschinen von Philips zu kaufen gab.

Susanne I rief bei Susanne II an: „Wir heiraten am Sonntag, 13. April, ja kirchlich, wollten wir eigentlich nicht, aber – ist ja nur einmal im Leben. Kommst du?“ „Oh Susanne, das passt mir aber ganz schlecht in den Kram. Ich stecke bis über beide Ohren in den Klausuren und Prüfungen...“ „Schade. Vormittags ist die Trauung in der Kirche, abends wollen wir dann fein essen gehen.“ „Hör zu: ich versuche alles, zu kommen. Wenn es wirklich nicht geht, sage ich rechtzeitig ab.“ „Irgendwas Neues von Ferdinand?“ „Nichts, es ist zum Verrückwerden.“ „Dann komm mal zur Hochzeit, kommst du auf andere Gedanken.“ „Wär gut. Ich versuche es.“ Aber sie sagte dann doch ab.

Dann kam der unheilvolle 13. April, – auch das noch!: 13! Aber wie heilvoll wurde er schließlich für Susanne. Wie jeden Sonntag riss Wung Ferdinand um 4 Uhr früh aus dem Schlaf und reichte ihm das Telefönchen. Ferdinand wählte schlaftrunken die elterliche Telefonnummer. Die Mutter meldete sich: „Warum rufst du denn auf dem Handy an?“ Ferdinand verstand nicht: „Warum soll ich denn nicht auf dem Handy anrufen?“ „Aber jetzt gehts doch wieder auf dem – wie heißt das?: auf dem Festnetz.“ Auch das verstand Ferdinand nicht gleich: „Ziemlich schlechtes Wetter in Berlin.“ „Was redest du für Quatsch!“ „Ja, typisch Apr- äh...“ „Die Sonne scheint. Ich hätte dich auch bald angerufen.“ „Du mich? Oh...“ Ferdinand schaltete ab. Wung fieselte wie jeden Sonntag den Chip aus dem Handy und steckte ihn in die Tasche und fragte: „Was ist?“ Ferdinand erklärte: „Meine Eltern sind wieder in Berlin, und ich lüge ihnen vor, was da für Wetter ist.“ Und spontan fragte er: „Kann ich meine Susanne in München anrufen?“ Wie schnell und

hart Wungs „Nein!“ kam. Für ihn war der Fall erledigt. Hatte ein halbes Jahr gut funktioniert, die Eltern in der Illusion gewiegt, dass ihr Sohn in Berlin sei. „Werden sie zur Polizei gehen?“ fragte er. „Erst mal werden sie rumtelefonieren,“ sagte Ferdinand. Jetzt erst wurde ihm ganz klar: die Eltern waren aus Gran Canaria zurück. Das hatte ihm die Mutter beim letzten Mal gesagt, er hat aber heute gedacht, das wäre am nächsten Samstag.

Ferdinands Mutter rief bei Susanne an, aber da meldete sich der Anrufbeantworter. Sie sprach drauf: „Susanne, ruf doch bald mal an. Ich habe eben mit Ferdinand gesprochen, aber der war so komisch. Was hat er? Wo ist er denn?“ Dann versuchte sie es in Ferdinands Wohnung, aber da lebte er ja schon lange nicht mehr. Und in der Bank war natürlich niemand am Sonntagmorgen.

Als Susanne I und Heinz von der Trauung in der Kirche nach Hause kamen, blinkte der Anrufbeantworter. Susanne hörte ihn ab und war sehr irritiert: „Was soll ich denn machen?“ Heinz wusste simplen Rat: „Ruf sie an, sag ihr alles.“ „Das kann ich nicht. Ruf du sie an.“ „Ich kenn die doch gar nicht. Ruf die Susanne in München an.“ Das fand Susanne in Berlin eine sehr gute Idee. Susanne II gratulierte erst mal, dann riet sie wie Heinz, Ferdinands Eltern anzurufen. Aber Susanne I fühlte sich dazu außerstande: „Mach du das.“ Plötzlich rief Susanne aus München: „Dein Anruf macht mich wahnsinnig glücklich!“ Das erstaunte die Berlinerin: „Wieso das denn?“ „Wenn er noch dauernd seine Eltern angerufen hat, dann lebt er doch!“ „Hattest du Angst, dass er nicht mehr lebt?“ „Zwischendurch schon - manchmal...“ „Du Arme.“ „Hör zu: Ich nehme den nächsten Zug nach Berlin. Du holst mich ab. Wir gehen zusammen zu Ferdinands Eltern.“ „Au ja! Und abends isst du bei unserer Hochzeit mit.“ „Wo muss ich aussteigen?“ „Ostbahnhof.“ „Geh nicht ans Telefon. Ich sag dir noch Bescheid, wann ich genau ankomme.“ „Aber wenn ich nicht ans Telefon gehen soll...?“ „Ich sprech meine Ankunftszeit auf den Anrufbeantworter. Tschüs.“ „Ja... Tschüs.“

Ferdinands Mutter wurde von Stunde zu Stunde unruhiger, tigerte

durch die vorzüglich aufgeräumte Wohnung, wo nur die Koffer rumstanden. Sie fragte ihren Mann Herbert: „Wie findest du das, dass mein Sohn Ferdinand mich anruft, und mir was vorlügt, wie das Wetter hier ist oder besser: nicht ist.“ Herbert fand das ziemlich verwirrend: „Wie ich das finde?“ „Ja.“ „Sehr komisch.“ „Also, komisch – mich beunruhigt das sehr. Er ist nicht in Berlin.“ „Er ist volljährig.“ „Das ist doch ne Quatsch-Antwort. Als Mutter werde ich ja wohl ein Recht haben zu erfahren, wo mein Sohn sich befindet, auch wenn er volljährig ist. Woche für Woche haben wir miteinander telefoniert, den ganzen Winter. Kaum sind wir wieder in Berlin, gibts Ärger.“ „Lass uns was essen gehen.“ „Ich kann jetzt nicht weg.“ „Wir gehen bloß rüber zum Achmanns, da isst man gut bürgerlich.“ „Versteh mich doch: Ich muss warten, bis die Susanne anruft, ich hab ihr auf den Anrufbeantworter gesprochen.“ „Ich habe Hunger.“ „Geh rüber und iss was. Und bring mir was mit, die verkaufen auch über die Straße.“

„Wo fahre ich denn da hin?“ fragte sich Susanne, als sie schon eine Weile im Zug saß, ‚600 Kilometer näher ran ans Glück?‘ Wenn es doch so wäre... Der Bahnhof Jena-Paradies rührte sie sehr, allein der Name, und dann diese wunderbare Unvollkommenheit, die reinste Improvisation. Aber es wird schon gebaut und warte nur, bald (Drei Worte Goethe, der ja ein halber Jenenser war) – steht hier auch ein Prunkeprotzebahnhof der Deutschen Bahn. Ziemlich pauschale Kritik an Bahnhofsneubauten, ungerecht. Susanne II teilte Susanne I per Telefönchen Ankunftszeit und Waggonnummer mit.

So gabs keine Schwierigkeiten mit dem Treffen. Susanne II umarmte Susanne I im Brautkleid und mit sehr dickem Bauch. Die lachte: „Also, viele Aufregungen darfs jetzt nicht mehr geben, sonst kriege ich mein Baby im Wartesaal.“

20 Chefverkäufer Ferdinando

Nachdem Frau Honigmann an diesem 13. April 2003 am frühen Nachmittag eine Portion Eisbein mit Kartoffelsalat verspeist hatte, rief sie nochmal bei Susanne an. Heinz meldete sich: „Hallo?“ „Sag mal Ferdinand, was ist denn los?“ „Hier ist nicht Ferdinand, sondern Heinz.“ „Wer ist denn Heinz?“ „Das bin ich.“ „Und wo ist Susanne?“ „Nicht hier, bei der wohne ich.“ „Und wer sind Sie?“ „Heinz. Der Cousin von Susanne und ihr Ehemann, seit heute.“ Da hatte Frau Honigmann aber einiges zu verkraften: „Was? Wieso heiratet sie nicht meinen Ferdinand? Wo ist der überhaupt?“ „Tut mir Leid, das weiß ich nicht.“ „Und wo ist Ihre Frau Braut?“ „Auf dem Weg zu Ihnen, wenn Sie Frau Honigmann sind.“ „Zu mir?“ „Ja, mit Susanne II aus München, die holt sie von der Bahn ab.“ Nach kurzer Pause rief Frau Honigmann in die Wohnung: „Herbert, wir dürfen nie wieder so lange auf der Insel bleiben, sonst verändert sich die Welt hier viel zu sehr!“ Und wieder ins Telefon: „Nun sagen Sie mir mal, -“

Es klingelte an der Wohnungstür. „Moment, es klingelt.“ Sie legte den Hörer hin und öffnete die Wohnungstür. Da stand Susanne aus München und sagte: „Guten Tag, Frau Honigmann, ich bin Susanne.“ Da konnte Frau Honigmann nur sagen: „Nein.“ „Doch, Susanne II aus München.“ Sie trat einen Schritt zur Seite und gab den Blick frei auf Susanne I aus Berlin: „Guten Tag, Frau Honigmann.“ Frau Honigmann kuckte sehr erstaunt: „Guten Tag, sehr hochschwanger und mit Brautschleier.“ „Ja,“ lächelte Susanne II sehr reizend: „wir haben es schon mal vor der Hochzeit probiert, der Heinz und ich.“ „Und wieso nicht mit meinem Ferdinand. Wo ist der überhaupt?“ Susanne II ging in die Wohnung, Susanne I folgte: „Ja, das ist das Problem.“ „Was gibt es für Probleme, wenn es um den Aufenthaltsort meines Ferdinand geht?“ Heinz' Stimme ließ sich aus dem Hörer vernehmen. Frau Honigmann meldete sich: „Herr Heinz, Ihre Frau Braut samt Nachwuchs ist hier.“ „Also, Ende,“ sagte Heinz. „Ja, Ende,“ sagte Frau Honigmann und legte auf.

Dann wandte sie sich an die Susannen: „Wo ist Ferdinand?“ Die Münchner Susanne meinte: „Vielleicht sollten wir uns setzen.“ Frau Honigmann öffnete die Tür ins Wohnzimmer, und sie versanken in alten Lederpolstern. „Also,“ fragte Frau Honigmann noch mal, „wo ist Ferdinand? Wieso hast du nicht ihn geheiratet?“ Damit wandte sie sich an Susanne I. Die druckste ein wenig herum: „Ich bin mit Ferdinand auseinander, - schon lange.“ „Und warum?“ wollte Frau Honigmann wissen. „Weil er verschwunden ist.“ Frau Honigmann wurde zunehmend nervöser: „Was?“ Susanne II wollte jetzt helfen: „Also, erstmal ist er nach München geflohen.“ „Warum denn geflohen?“ „Man hat ihn bedroht wegen seiner Geldwäsche.“ Frau Honigmann plusterte sich auf: „Sowas tut mein Ferdinand nicht.“ Susanne aus München konterte, vielleicht ein bisschen zu scharf: „Das ist eine ziemlich dumme Bemerkung, - trägt nichts bei zur Klärung der Sachlage.“ Frau Honigmann schnappte nach Luft: „Muss ich mir das bieten lassen – in meiner eigenen Wohnung? Herbert!“ schrie sie unvermittelt. Susanne II fuhr fort: „Hier sitzen zwei Susannen, die über Ferdinands Geldwäsche ziemlich genau Bescheid wissen.“ Frau Honigmann wollte jetzt wissen: „Wer sind Sie überhaupt?“ „Susanne Fletscher.“ „Und mein Sohn -?“ „Ist mein Liebster.“ Jetzt war für Frau Honigmann die andere Susanne dran: „Susanne, was sagst du dazu?“ „Ich finds prima.“ „Und dein Kind?“ „Ist sicher von Heinz.“ Frau Honigmann schrie noch mal: „Herbert!“

Da kam er rein. Gleich wurde er von seiner Frau mit Worten überflutet: „Da bist du ja! Hör dir das an: Das Baby da ist nicht von Ferdinand, nix Großeltern. Und Susanne ist die Dumme. Und diese Person da hat meinen Ferdinand nach München entführt und behauptet –“ Susanne wurde wieder etwas schärfer: „Nicht doch! Er ist nach München geflohen und hat dort – mich, diese Person da kennen und lieben gelernt.“ Jetzt wollte Herr Honigmann wissen: „Und wo ist er jetzt?“ Susanne sagte: „Das weiß ich nicht. Er wurde entführt.“ Frau Honigmann reagierte bissig: „Von Ihnen!“ Susanne blieb überlegen: „Ja, aber von mir weg.“ „Von wem?“ wollte Frau Honigmann wissen. „Das weiß ich nicht. Mafia wahrscheinlich, chinesische Mafia.“

„Was? Wohin?“ „Das weiß ich nicht.“ „Herbert, was sagst du dazu?“ „Ich versteh überhaupt nichts.“ Frau Honigmann attackierte wieder Susanne II: „Sie sind nämlich selbst von der Mafia. Gleich werden Sie Lösegeld verlangen. Wie viel?“ Susanne stöhnte auf: „Es ist nicht zu fassen! Frau Honigmann!, ich sollte mich gut stellen mit Ihnen als meiner künftigen Schwiegermutter, aber –“ „Ich Ihre Schwiegermutter? Niemals!“ „Wenn Sie solchen Quatsch reden, kann ich nur gehen.“ „Bitte! Ich habe Sie nicht eingeladen!“

Jetzt redete noch mal Susanne I: „Frau Honigmann, die Susanne ist bestimmt nicht von der Mafia. Die ist eine ganz Arme und studiert Kriminalität in München.“ Nicht gerade logisch folgerte Frau Honigmann: „Dann wird sie doch wohl wissen, wo mein Ferdinand ist!“ Der Münchner Susanne kamen die Tränen: „Eben nicht! Ich wollte, ich könnte es, ich vermisse seine Liebe so sehr...“ „Und du?“ fragte Frau Honigmann Susanne I. „Ich habe ja den Heinz – der wartet auf mich. Ich muss gehen.“ „Moment,“ sagte Frau Honigmann, „wo ist mein Ferdinand?“ Da sagte Herr Honigmann: „Die Damen wissen es doch nicht.“ Und Susanne II erklärte: „Er wurde am 28. Oktober 2002 am Münchner Bahnhofplatz entführt.“ „Aber er hat mich doch jeden Sonntag hier aus Berlin angerufen.“ „Ja, das ist wunderbar,“ freute sich die Münchner Susanne. „Was soll daran wunderbar sein?“ wollte Frau Honigmann wissen. „Ja - seit heute weiß ich, dass Ferdinand lebt. Aber er hat Sie eben nicht aus Berlin angerufen. Er hat Ihnen die ganze Zeit was vorgeflunkert.“ „Sowas tut mein Ferdinand nicht.“ „Der Satz ist jetzt genau so blöde wie vorhin. Wenn man Ferdinand ernstlich bedroht, wird er genau das flunkern, was seine Entführer hören wollen.“ Frau Honigmann stoßseufzte: „Entführer? Das klingt ja alles ganz schrecklich!“

Susanne II wollte jetzt wissen: „Frau Honigmann, ist Ihnen bei den Telefonaten mit Ferdinand irgendwann mal was aufgefallen. Versuchen Sie, sich genau zu erinnern.“ „Ja, einmal hat ja die andere Susanne da noch mal angerufen.“ Aber Susanne I sagte: „Ich hab Sie nie angerufen.“ „Das war ich,“ sagte Susanne II. „So? Hat mich auch gewundert. Mum haben Sie ge-

sagt, das tat die andere Susanne nie.“ „Sonst noch etwas Auffälliges?“ „Ja, zweimal hat es sehr gerauscht. Habe ich den Ferdinand gefragt, hat er gesagt, Susanne duscht. Aber es klang sehr wie Meeresrauschen.“ „Das ist sehr interessant.“ „Meinen Sie, er ist auf dem Meer?“ „Also, sicher nicht dauernd, aber... Könnten Sie mich mal Ihr Handy sehen lassen?“ fragte Susanne II. „Wollen Sie telefonieren?“ „Nein. Aber da sind vielleicht Daten drauf, die uns auf die Spur von Ferdinand setzen.“ Frau Honigmann holte das Handy. Susanne fuhr ein bisschen mit dem Menü rauf und runter: „Also, ich finde da auf Anhieb nichts. Ich habe eine große Bitte: Geben Sie mir den Apparat mit, ich habe in München einen Fachmann im LKA, der –“ „Was ist denn das?“ „Das Landeskriminalamt -,“ Frau Honigmann hatte viel zu verkraften: „Ach, du liebste Güte, damit haben wir nie was zu tun gehabt...“ Susanne fuhr fort: „Da sitzen Fachleute, die finden da vielleicht was raus.“ Frau Honigmann zögerte: „Ich brauche das Handy ja jetzt nicht weiter.“ „Das dachte ich mir. Deswegen meine Bitte.“ Frau Honigmann wandte sich an ihren Mann: „Herbert, was meinst du?“ „Gib's ihr mit. Frau Susanne, haben Sie denn die Polizei eingeschaltet?“ „Die Polizei fahndet, aber auf meine Bitte ohne Öffentlichkeitsrummel.“ „Das klingt gut,“ fand Herr Honigmann. „Findest du?“ fragte Frau Honigmann, noch immer ein bisschen spitz.

„Ich muss jetzt aber wirklich gehen,“ sagte Susanne I und stand auf, „sonst feiern die Hochzeit ohne Braut. Susanne, kommst du mit? Würde mich sehr freuen.“ Susanne II stand auch auf: „Ja, aber ich muss noch heute mit dem Nachtzug zurück.“ „Wann geht der?“ „Vier Minuten vor Mitternacht vom Bahnhof Zoo.“ „Bis dahin haben wir längst den Nachtschmaulbuliert.“ Susanne II war Spuren unsicher, wie sie denn nun mit Frau Honigmann stand: „Frau Honigmann -?“ Die machte eine sehr eindeutige wunderbare Kehrtwendung: „Sag du zu mir. Was hat mein Ferdinand für eine schöne Braut. Darf ich dich umarmen?“ „Das würde mich sehr freuen. Ich bin nicht nachtragend.“ Frau Honigmann umarmte sie herzlich: „Ich auch nicht.“ Susanne sagte leise: „Ich bin nur seine Liebste. Du bist seine Mutter, das ist viel schlimmer. Und so plötzlich, von Gran Canaria kommend. Gib

mir bitte das Handy.“ „Du hast es in der Hand.“ „Ach ja,“ lachte Susanne und steckt es in ihre Tasche, „Wenn ich irgendwas Neues erfahre, rufe ich euch an.“ Jetzt meldete sich Herr Honigmann: „Wenn du Frau Honigmann umarmst, musst du auch Herrn Honigmann umarmen und ab sofort Herbert zu ihm sagen und du.“ Susanne umarmte ihn und sagte: „Es ist sehr wichtig, mit den künftigen Schwiegereltern gut zu stehen. Ich habe neue Freunde gefunden. Aber wie heißt eigentlich deine Frau?“ „Elisabeth mit Te-ha,“ sagte er.

Dann saß Susanne II an der Hochzeitstafel von Susanne I und Heinz und fühlte sich sehr wohl. Warum eigentlich? Ach ja, Ferdinands Sonntagsanrufe bei seinen Eltern waren ein sehr gutes Zeichen, dass er lebt. Und: die Begegnung mit den künftigen Schwiegereltern war ja dann doch ins Lot gekommen. Auffallend, wie gewiss Susanne II davon ausging, dass sie Ferdinand heiraten würde. Ja, das war ein Kraftwerk. Gedanken, dass er völlig verschollen sei oder längst in ganz anderen Umständen lebte, - nein, das hatte Zeit, bis alle Hoffnung versickert war. Susanne I bekannte: „Ich freu mich so, dass du bei unserer Hochzeit mitisst. Du kannst so schön viel lachen!“ Susanne musste einschränken: „Wenn ich allein bin, heule ich viel.“ Susanne I streichelte ihr sehr liebevoll über den Kopf. Susanne II unterhielt sich noch mit Heinz über das Rauschen bei zwei Telefonaten. Heinz tippte auch auf Meeresfahrt. „Wo ist er also?“ fragte Susanne. „Es gibt mehr Ozeane auf dem Globus als Landmassen.“ Das war mal wieder sone Heinz-Antwort, dachte Susanne, ehe sie nach dem Nachtisch zum Bahnhof fuhr und in der Nacht nach Hause...

Zur Wirklichkeit des Tages meldet dpa, dass in Texas eine neue Serie von Hinrichtungen begonnen habe. Zynische Verbindungen zur Adventszeit herzustellen, erweist sich als wenig hilfreich. Möge der Himmel den Henkern vergeben.

Ferdinand war also zum Chefverkäufer geworden, in einem schick renovierten Eckladen auf der Calle Obispo. Und – er verkaufte, täglich bis zu

fünf Maschinen, an die Folgen dachte er wenig. Aber ziemlich sicher werden Beschwerden kommen, es war nicht allzu schwer zu beurteilen, dass die Apparate nicht ausdauernd funktionsfähig waren. Ferdinand genoss die kleine Freiheit, die ihm diese Beschäftigung gab, sehr klein war sie, diese Freiheit. Ständig war ein Chinese mit ihm im Laden, ständig wurde er beobachtet, wenn er zum Beispiel gegenüber in der Eisdiele einen Cappuccino trank. Die Toilette in der Eisdiele durfte er nicht benutzen, bitte nur auf die zum Laden gehörige. Er grübelte über Versuchen, die deutsche Botschaft anzurufen oder gar Susanne in München. Aber jegliches Telefonieren über den Job des Verkaufens hinaus war ihm ausdrücklich verboten. Dazu ließ er oft den Kopf hängen, weil alles Grübeln nicht weiterhalf. Er entwickelte Verkäufereigenschaften von einiger Eleganz. Wung hatte Recht: Damen ließen sich offensichtlich besonders gern von ihm bedienen. *Geneigte Urleserinnen und Urleser erinnern sich vielleicht, dass auch Kundinnen in der Bank in Berlin seinen Schalter bevorzugten.* Manchmal fuhr er auch mit, wenn die Maschinen montiert wurden. Die eigentliche Arbeit machten zwei, manchmal auch drei Chinesen, aber er konnte ein bisschen dolmetschen.

Kam er abends nach Hause, war es manchmal besonders schlimm. Der Gegensatz zu einer gewissen Normalität des Tages ließ ihn die Stille des Abends und das Weggeschlossensein besonders schwer ertragen. Dann stand er am Fenster und dachte: Schwalbe müsste man sein, ein bisschen auf Kuba üben und dann rüber über den Atlantik. Zu Susanne. Und dann? Als Schwalbe bei Susanne landen? Und dann? Schon reichlich schwachsinnig. Als Möwe, Möwen begleiten ja manchmal Schiffe über den Atlantik. Und wenn man sichs nicht selber aussuchen kann, wird man sicher eine Krähe. Und alle diese gefiederten Spinnereien gehören in den Müll. Und noch was: sein tadelloses Verhalten gegenüber Ramonas Werbungen ist bekannt. Jetzt fehlte sie ihm. Jetzt machte sie bei ihm sauber, wenn er auf Arbeit war. Und wie er ihr erst fehlte!

21 Bei Fletschers gibts frische Bettwäsche

Es war Ende April 2003, als Susanne an Ferdinands Hemd die Knöpfe annähte, die sie ihm im Liebesgerangel abgerissen hatte, wozu sie nicht im Geringsten Zeit hatte. Zum Liebesgerangel hätte sie schon Zeit gehabt, aber nur mit Ferdinand. Nicht im Geringsten Zeit zum Knöpfeannähen. Aber der Stoff roch noch so wunderbar nach Ferdinand. Nein!, doch nicht waschen! Die Mutter kam mit der Bettwäsche: ein Laken, ein Bezug, ein Kopfkissenbezug und wollte wieder gehen. „Mama,“ rief Susanne, „ich brauche zwei solche Kopfkissenbezüge.“ „Wieso? Benutzt du denn zwei Kopfkissen?“ „Nein, aber...“ Die Tochter lächelte so zerdetscht, dass die Mutter zu ihr eilte und sie umarmte: „Mein armes Hühnchen. Darf ich Hühnchen sagen?“ „Du darfst alles sagen, wenn nur die Stimme in Liebe getunkt ist.“ „Du kriegst einen zweiten Kopfkissenbezug – als Hoffnungstreiber.“ „Wie kommst du denn auf das Wort Treiber?“ „Hat was mit Computerei zu tun oder? Habe ich mal irgendwo gehört, aber verstehen tu ich da nichts.“ „Dass man das ein Jahr lang durchhält – ist mir ein Rätsel...“

Die Mutter wechselte das Thema: „Wie gehts dir mit dem Abschluss? Du machst ihn doch?“ „Mama, da gibts nun keine Zweifel mehr. Im Februar allerspätestens will ich mit allem fertig sein. Ob ichs schaffe, weiß ich nicht. Es ist ja gar kein Pauken mehr, bündeln, zusammenfassen, konzentrieren... Weißt du, ich möchte es auch schaffen wegen Ferdinand, erstens kann man nicht ewig nur jammern, zweitens kommt da ein Arbeitsloser zurück. Wenn ich höre, dass die Dresdner Bank 4000 Mitarbeiter entlässt, kriege ich einen Stich ins Herz. Und Ferdinand hat immer wieder gemahnt, dass ich mich ja nicht durch ihn bremsen lassen soll. Professor Kamhuber hat übrigens recht seriöse Andeutungen gemacht, dass das mit meiner Assistentenstelle klappen wird.“ „Das wäre eine feine Sache. Tu mir einen großen Gefallen: Hör nicht auf, an das Wiedersehn mit Ferdinand zu glauben. Du hilfst ihm damit.“ „Ich will ihn nicht nur wiedersehn, ich will ihn knuddeln, dass er

erstickt! Mama, wolltest du Papa jemals ermorden?“ Der Mutter verschlugs kurz die Sprache, dann sagte sie: „Du stellst Fragen, sag mal... Nein, niemals. Es gab sehr schwere Stunden, einmal ganze drei Tage nur Schweigen, das war fürchterlich, aber Gewalt - blieb jenseits.“ „Und wenn ich Paps das frage?“ „Also, - vor der Silberhochzeit hätte ich gesagt: Frag ihn selber. Nach der Silberhochzeit traue ich mich zu sagen: dein Vater auch nicht, auch keine Gewaltlust. Man ist ja erst mal sehr jung, und die Erfahrungen, die man in 25 Jahren macht, kann man nur in 25 Jahren machen.“

Vielleicht ist das ein Kriterium von Alleskiekers Schreibweise: dass er liebenden Leuten, die des Mordens fähig sind, sein Graphit und sein Notebook verweigert. Er leugnet ja nicht, er kann nicht leugnen, wie eng Liebe und Tod und Todessehnsucht und Tötensehnsucht zusammenhängen. Und wie heftig sie in aller Welt praktiziert werden. Dennoch sagen seine Menschen: „Morden? Nein, niemals!, unausdenkbar!...“ Sie sind entsetzt über die Vorstellung, dass man nächste Menschen töten möchte.

„Ich muss dann noch mit dem Handy von Elisabeth zu Jochen, der war auf einem Lehrgang,“ sagte Susanne. Die Mutter fragte: „Wer ist denn Elisabeth?“ „Meine Schwiegerm- äh, Ferdinands Mutter. Die werde ich mir noch ein bisschen erziehen müssen. Ist aber weit in Berlin.“ Die Mutter lachte: „Ich freu mich immer, wenn du so sicher an deine Ehe mit Ferdinand glaubst.“ Susanne war da denn doch skeptisch: „Naja, da liegt das Problem: das sollte keine Glaubensfrage sein...“

Dann erreichte Ferdinand in seinem Laden in der Calle Obispo ein Anruf von einer spanischsprechenden Botschaft: Ob denn da wirklich Geschirrspülmaschinen von Philips verkauft würden? Ja, und jederzeit lieferbar. Bescheid: Man werde vorbeikommen. Es kam eine schöne Dame, auf die Ferdinand jedoch nicht den geringsten Eindruck machte. Das gab es auch, ja. Und Ferdinand strengte sich an, denn er wollte Eindruck machen, aber

an dieser Dame perlten seine Bemühungen ab wie Regentropfen von guter Schirmseide: Die nicht. Und es kränkte ihn. Das klingt vielleicht blöde, aber es war so. Einmal Frauenheld – immer Frauenheld, womanizer, Ladykiller... Wenn die Señoras wüssten, wie keusch dieser Killer lebt. Eine Maschine war im Geschäft angeschlossen zu Vorführzwecken. Das war eine echte Philips. Wie Wung die nach Kuba gebracht hatte, das wusste niemand. Jedenfalls eine kluge Investition. Ferdinand führte sie der Dame vor, drehte an Knöpfen, ließ Wasser prietscheln, wies auf alle Feinheiten hin, warb, wie es sein Job war. Und war erfolgreich – als Geschirrspülmaschinenverkäufer, sonst nichts. Naja... Verabredung zur Montage: morgen Mittag.

Die Botschaft lag im Diplomaten-Viertel in Vedado. Als er mit seinen zwei Chinesen ins Gebäude ging, streifte seine Netzhaut kurz die schwarz-rotgoldene Fahne vor der Botschaft der Bundesrepublik. Sie montierten die Maschine in einem Nebenraum der riesigen Küche, eine hübsche Mulattin zeigte alle notwendigen Anschlüsse. Die Dame des Hauses ließ sich gar nicht blicken. Die beiden Chinesen arbeiteten gut, routinemäßig, es gab nicht viel zu dolmetschen für Ferdinand. Er erklärte knapp, was das Mädchen zu beachten habe und schaute aus dem Fenster und sah wieder das Schwarz-Rot-Gold. Und es wehte ihn etwas an. Ferdinand war ganz gewiss kein Nationalist oder was man so Patriot nennt. Nein, das interessierte ihn nicht. Aber da, wo diese Fahne zu Hause ist, wohnt die geliebte Susanne. Er konnte sich dieser Sentimentalität nicht erwehren, wollte es auch nicht. Rüberrennen und ein Lebenszeichen geben, das schoss ihm durch den Kopf. Als die Männer aufzuräumen begannen, gab ihm die Mulattin ein Trinkgeld. Er bedankte sich und sagte: „Ich geh schon mal runter,“ und flitzte davon. Zur Botschaft.

Das ungewohnte Sprinttempo machte seinem Atem zu schaffen, er hielt ganz kurz inne – ‚hätte vielleicht doch täglich Gymnastik machen sollen‘ –, da sah er einen Chinesen ihn verfolgen, war schon nah an ihm dran. Er startete wieder durch, aber der Chinese war schneller und grätschte ihn

sehr hart und ungeniert in die Beine. Ferdinand stürzte und schürfte sich die Stirn auf und tat sich heftig weh am Ellbogen, die Nickelbrille flog auf den Asphalt. Ade, Deutschland.

Als sie im Kastenwagen saßen, Ferdinand in der Mitte, hielt er beiden Chinesen je eine Hand auf den Mund, dann kramte er das Trinkgeld vor, legte es auf die flache Hand. Der Beifahrer-Chinese nahm es, steckte es ein und grinste. Nein, er nickte nicht, wie er es doch in Europa gelernt haben sollte. Ferdinand konnte also nicht sicher sein, dass sie nicht petzen würden. Das waren sehr fatale Aussichten. Er musste etwas tun. Sie bogen in den Patio ein.

Da stand die US-Braut mit Pfeil und Bogen und machte Übungen, hob den Bogen in alle vier Himmelsrichtungen, legte den Pfeil an, schoss aber nicht, das waren vielleicht so Zen-Übungen, Ferdinand kannte sich damit nicht aus. Die Chinesen ließen Ferdinand laufen, er stellte sich ganz nahe hinter die Lady und flüsterte: „Hilfe.“ Sie schaute ihn nicht an und flüsterte: „Wo?“ Ferdinand deutete auf den davongehenden Chinesen und flüsterte: „Der da soll schweigen.“ Sie schoss, fast streifte der Pfeil das Ohr des Mannes. Er duckte sich sofort und schaute sich scheu um. Sie zeigte auf ihn und hielt dann die Hand auf den Mund. Der Chinese grinste, nickte aber wieder nicht. Ferdinand flüsterte: „Zwanzig Dollar wären gut.“ Sie holte einen Schein aus der Tasche, schob ihn durch einen Ring unter der Pfeilspitze und schoss ihn hoch in die Luft. So hervorragend war diese Bogenschützin, dass der Pfeil nach dem Kippen im Scheitelpunkt runtersauste und genau beim Chinesen landete. Er konnte ihn im Niederflug fassen, nestelte sofort die Geldnote von der Spitze, die er einsteckte. Er nickte deutlich und lief davon. Ferdinand holte die beiden Pfeile und brachte sie der Lady, Wiederkehr der Situation im Hamburger Hafen.

Im Verdrängen war Ferdinand, wie die meisten Menschen, recht gut. Die Episode rutschte in die Tiefe. Naja, sie war nicht aus der Welt und stieß fortan immer mal wieder in sein Bewusstsein: Hatte er die Chinesen zum

Schweigen gebracht? Oder erzählten sie trotz kleiner Bestechung Wung, dass der Deutsche zu seiner Botschaft gerannt war? Ferdinand bemerkte nicht die geringsten Veränderungen im Verhalten Wungs. Oder doch? Nein, der war und blieb undurchsichtig. Und was passierte Susanne? Kam sie ihm ins Bewusstsein, wars schwer mit dem Verdrängen. Hatte sie was zu erleiden, weil in Havanna seine Brille über den Asphalt geschlittert war? Nein, die Spekulationen ließen sich in geordnete Bahnen lenken: Er hatte die Botschaft ja nicht erreicht, von Flucht, gar erfolgreicher Flucht, konnte keine Rede sein. The worst case hatte nicht stattgefunden. Ach, wie solche Überlegungen die Wogen glätteten. Aber bekanntlich rumoren ja in den Ozeanen auch sehr beachtliche unter- nein, unterirdische kann man da nicht sagen, unteroberflächige Gewalten, Riesenwogen. Es war eine trübsinnige Bilanz: Da kitzeln ihm drei Farben das Auge, und er reagiert spontan mit Unvernunft vom Feinsten. Und so blieb für Wochen und Monate ein beachtlicher Stachel im Gemüt, der sich mit keinem Raffinement rausziehen ließ... Was könnte helfen? Nur ein Wiedersehen mit Susanne!... Mönsch!...

Susanne – es verging kein Tag, an dem sie nicht mit großer Intensität an Ferdinand dachte, und kein Tag verging, an dem sie nicht grübelte, was sie noch unternehmen könnte, um ihn auf diesem schönen großen blauen Planeten zu finden. Ansonsten war sie ehrlich fleißig und arbeitete an ihren Abschlüssen. Es war ein Haufen immerzu auseinanderfließender Arbeit, die gebündelt werden wollte – musste. Trostreich: Naja, das haben andere vor mir auch geschafft; trostlos: Andere ja, aber ich nie!

Jochen Stiegeler kam von einem Lehrgang zurück, er verabredete sich mit Susanne in seinem Büro. Sie fragte: „Was war das für ein Lehrgang?“ „Viel dazugelernt – nein, eigentlich nichts. Bis zum heutigen Tag bestimmen die Terroristen den Lauf der bösen Dinge – und wir bleiben über die Maßen verwundbar. Berufsverbot für Terroristen wäre eine feine Sache... Man kann Selbstmordattentäter nicht zu Lebenslang verurteilen, denn sie haben kein

Leben mehr. Unsere Hände liegen untätig im Schoß, statt in Ermittlungsakten zu blättern. Wenn wir miteinander reden könnten, würden die Waffen schweigen. Ich sehe eine schlimme Gefahr: dass wir in der Terrorismus-Abwehr terroristisch werden, aber so richtig mit zusammengebissenen Zähnen, dass wir kein Wort mehr rausbringen – so läuft das ja in den USA teilweise schon. Aber das ist eine Frage der Mentalität. Man kann den Faschismus nicht mit dem Faschismus ausradieren. Eine Portion Vertrauen, eine große Portion Vertrauen ist in mir unausrottbar. Die Welt muss glücklich und dankbar sein, dass einer wie ich in dieser Ausländerbehörde sitzt. Können wir über was anderes reden?“

„Ja, was würde eigentlich passieren, wenn ich dich mit einem schönen Mädchen verkuppel?“ „Danke, Susanne genügt mir.“ „Aber die Susanne ist mit Uhu-hart an Ferdinand geklebt.“ Jochen überlegte nicht, als er sagte: „Vielleicht lebt der gar nicht mehr. Entschuldige, dass ich das jetzt so krass gesagt habe, gedacht habe ich es schon oft, - dass ich Susanne nur kriege, wenn Ferdinand tot ist. Ich hoffe, du verkraftest das.“ „Es sind neue Töne von dir, aber – du kriegst mich nicht, weil Ferdinand lebt.“ „Was? Wieso? Gibt es neue Lebenszeichen?“ Susanne legte das Handy von Frau Honigmann auf den Schreibtisch: „Ja, hier, auf diesem Handy hat sich Ferdinand seit dem Winter jeden Sonntag gemeldet bei seiner Mutter, die war auf Gran Canaria. Er hat das Blaue vom Himmel runtergelogen, dass er in Berlin sei, aber jedenfalls hat er aller Wahrscheinlichkeit nach bis spätestens Mitte April gelebt.“ Jochen sagte gar nichts. Susanne musste sagen: „Er lebt also. Was machst du mit dem Handy? Könnten da Daten drinstecken, die uns auf die Spur von Ferdinand führen?“ Jochen schaute sich das Gerät an: „Das ist nicht von gestern, sondern von vorgestern. Ich gebs den Spezialisten, vielleicht finden die noch ein Schraubchen, das es zum Sprechen bringt, ich meine: was auf das Display schaufelt. Ich zweifle.“ Susanne war dennoch glücklich: „Ich klammere mich an jeden Strohhalm. Ich danke dir für all deinen Einsatz.“ Was sollte er anderes sagen als „Schon gut.“

Jochen, eines Tages kommt der Brief – *von dem geneigter Leser ja schon lange weiß, und geneigter Leser erinnert sich vielleicht auch dank eines Vorgriffs von Alleskieker, wie Jochen damit umgeht* – wenn der kommt, dann ist alle Hoffnung endgültig im Eimer.

22 Eine Hochzeit ist doch kein Porsche

Es war der Tag im heißen Juli 2003, an dem Ferdinand in der Calle Obispo eine Show präsentiert wurde: Stelzenläufer, Schauspieler wahrscheinlich, und Musiker: dicke Trommel, Geige, Trompete. Ein großer Spaß für die Kinder, die das natürlich herrlich fanden, verbrämt mit recht witzlosen Pädagogik-Versuchen. Sie liefen unter den Stelzenbeinen durch und fanden sich sehr gut bedient; dass da getrocknete politische Moral mitserviert wurde, störte sie nicht so sehr. Europagesteuerter Ferdinand musste da ein wenig kritisch bleiben: Verführung von Kindern ist ja so einfach, ob das der Onkel von Susanne I in Berlin ist, oder ob es die Stelzenläufer in Havanna sind – Verführung ist es allemal. Klar: Sexueller Missbrauch ist sehr viel verächtlicher und gemeiner, als die Verführung der kleinen Seelen zum Sozialismus. Kann man es überhaupt gegeneinander aufrechnen? Um genau zu sein: Es geht nicht um so ein Aufrechnen, es geht um die Behinderungen der Freiheit, bei der Sexualität ein abscheuliches Verbrechen, in der Calle Obispo eine eher liebenswürdige Ideologiefalle. Dennoch bleibts Verführung.

Schluss!, Ferdinand, genieße die Freude, die Musik, den Spaß, besonders die kleine junge Schauspielerin, die trotz Stelzen klein blieb, - was die anstellte, hatte zuweilen Gelsomina-Masina-Qualitäten! Man kann doch auch sagen: käme uns der Sozialismus immer so farbenfroh und ohrenfreundlich!

Dann kam Mister Wung in seinen schicken Laden auf der Calle Obispo und erklärte ihm, dass er an den Aufbau von Filialen denke: Santiago ganz unten an der Südküste, ein einziges Salsa-Tanzen, so wird behauptet, Cienfuegos, vielleicht noch Camagüey. Ach, Ferdinand, wenn du jetzt ein junger ehrgeiziger Kaufmann wärest, - wie fändest du solche Aussichten aufregend und doll. Du könntest dir ausmalen, wie du da überall rumwuselst und Ordnung schaffst und Geschirrspülmaschinen verkaufst. Aber er kennt doch

nur einen Ehrgeiz, was Orte betrifft: Giesing, südlicher Stadtteil von München. Ob sie meinen Brief bekommen hat? Der war ja eine wacklige Sache. Ja, er informierte die Susanne über seinen Aufenthaltsort, das war immerhin eine ganze Menge, aber viel mehr tat er nicht. Doch: es war ein Liebesbrief. Wenn er Rangordnungen aufstellen könnte: die Liebe ist wahnsinnig wichtig! Und gewichtig!

Neue Filialen wären vielleicht gut. Ferdinand verkauft nicht mehr so viel wie in den ersten Zeiten des neueröffneten Geschäftes. Und – er sitzt immer mal wieder länger am Telefon, um Beschwerden entgegenzunehmen. Ferdinand lernt neue kubanisch-spanische Fluchwörter mit viel grande merdia (große Scheiße) von enttäuschten Kunden. Wortreich verspricht er Abhilfen, wohl wissend, dass solche Reparaturen kaum ernsthaft möglich sind. Sie bringen die montierenden Chinesen in große Schwierigkeiten, weil sie keine seriösen Techniker sind. Ersatzteile holten sie aus einer Maschine, die langsam die Eingeweide verlor und im Innern sehr geruppt aussah. Sie bauen Pfusch in den Pfusch, im günstigsten Fall hilft das eine Zeit lang. Preuße Ferdinand braucht einige Zeit, ehe er die Klagen nicht mehr persönlich nimmt. Ja, er entwickelt dann eine beachtliche Gelassenheit: Es ist nun wirklich nicht seine Sache, ob da irgendwo im vornehmen Vedado die Küche voll Wasser läuft oder die Maschine auf keinen Knopfdruck mehr reagiert oder beim Laufen schrecklich wackelt. Geschirr kann man auch ohne Maschine säubern. Das sagt er natürlich nicht am Telefon. Da bleibt er sehr höflich und lebenswürdig. Und wundert sich über sich selber, was er da für ein Gesülze in die Telefonmuschel bläst.

Dann kommt irgendwann im August der Mann in den Laden, der Ferdinand auf Anhieb gefällt. Er spricht etwas gebrochen Spanisch, aber geläufig genug. Er will seiner reizenden kubanischen Begleiterin eine Geschirrspülmaschine schenken. Ferdinand verkauft skrupellos an kubanische Kunden, er führt vor und preist die Ware an. Diesen ihm so Sympathischen wollte er warnen: „Diese Maschinen sind, wie soll ich sagen: wenig - also die

Qualität...“. Da zog der Kunde ein Wörterbuch aus der Tasche: Deutsch-Spanisch/Spanisch-Deutsch. „Warum sagen Sie das nicht gleich!“ lacht Ferdinand und redet Deutsch. „Sie sind Deutscher?“ fragt der Kunde verwundert. „Deutscher, ja,“ sagt Ferdinand und versucht ganz schnell zu kombinieren, was er anstellen könnte, dass dieser Mann ihm hilft. Es kam ihm sehr zugute, dass sein Chinese nebenan telefonierte, so dass Ferdinand erst mal flüstern konnte: „Kaufen Sie nicht, es ist Pfusch! Fakes aus China.“ „Was sag ich meiner Freundin?“ „Die Wahrheit, was sonst?“ Der Kunde lacht: „Die reagiert mit Liebesentzug. Das wird mich teuer zu stehen kommen.“ Der Chinese beendete sein Telefongespräch, Ferdinand fiel ins Spanische zurück: „Wenn Sie dennoch eine Maschine kaufen wollen, - es gibt keine Lieferfristen, morgen könnten wir sie montieren.“ „Nein,“ sagt der Deutsche zögernd auf Deutsch, „ich möchte mir das lieber noch einmal genau überlegen. Sie hören von mir.“ Ferdinand gab ihm eine Visitenkarte und bedankte sich.

Aber dieser gerissene Chinese scheint doch etwas gemerkt zu haben: er fragte, warum denn der Señor nicht gekauft habe. „Er will es sich noch einmal überlegen, hat er gesagt,“ erklärte Ferdinand. Er ist etwas unglücklich, weil er die Chance zu einem möglichen Schritt in die Freiheit nicht genutzt hat. Das kam zu überraschend, wäre vielleicht auch schief gegangen, aber man hätte es probieren können. Die Fesseln, die Mister Wung ihm angelegt hat, schließen sehr locker, aber lückenlos.

Draußen ging ein Priester vorbei, im Ornat, Gerätschaften hatte er dabei, wohl das Heilige Abendmahl, auf dem Weg zu einem Sterbenden also, ein kleiner Junge als Ministrant begleitete ihn und schwang das qualmende goldene Weihrauchfass. Einige Leute blieben stehen und bekreuzigten sich, ein Vater hatte seinen kleinen Sohn auf den Schultern, stand drüben in der Querstraße, kniete nieder, mit dem Kind, und hob die Hände betend gegeneinander, der Sohn schaute neugierig runter und tats ihm ein wenig unbeholfen nach. Der Vater stand dann wieder auf und ging weiter. Hatte etwas

sehr Rührendes für Ferdinand, war ihm ein Zeichen der Liebe. Religion wird bei Fidel nicht rundherum verboten, wenn sie auch nicht sonderlich gefördert wird, wunderschöne Kathedrale im Herzen von Alt-Havanna. Kirchen nach sowjetischem Muster als Lagerhallen für Zuckerrohr oder Tabak, - dergleichen gab es wohl nicht.

Wung kam unerwartet und sagte: „Schluss, raus, den Laden absperren und nach Hause!“ Das taten sie. Kaum saßen sie im Jeep, der in der Quergasse parkte, kamen zwei Polizisten und wollten in den Laden, fanden die Tür verschlossen, schauten durch die Schaufenster, zogen dann wieder ab. Wung beobachtete das im Rückspiegel, dann fuhr er los. „Wir müssen morgen in die Präfektur,“ sagte er.

Gänge zur Präfektur waren für Ferdinand immer etwas heikel: Er wurde gezwungen, Lügengeschichten wortgetreu zu übersetzen. Diesmal war es ziemlich dreist: Wung spielte perfekt die Nummer: Angriff ist die beste Verteidigung. Ferdinand musste einer höheren Polizeicharge, zu der sie sich mit einigem Grimm in Wungs Stimme durchgeschoben haben, übersetzen: „Wieso belästigen kubanische Obrigkeiten einen ehrsamem chinesischen Kaufmann, der in ihrer Hauptstadt Haushaltsgeräte einer Weltfirma erfolgreich vertreibt, he? Ist das die Freundschaft der sozialistischen Staaten Kuba und China? Wir sollten zusammenhalten, denn wir werden immer weniger. Wenn die Leute mit solchen Maschinen nicht umgehen können, dann sollen sie nicht den Händler beschimpfen. Philipps ist eine Weltmarke! Das ist kein kriminelles Spülmaschinen-outlet! Und Don Ferdinando Honigmann ist der Chef dieses exquisiten Fachgeschäfts in der Calle Obispo in der Hauptstadt der sozialistischen Republik Kuba, in Havanna!“ Und Ferdinand, der etwas ängstlich geworden war, dass Wung zu weit gehen könnte, stellte mit Verblüffung fest, wie generös die Obrigkeit reagierte: „Señor Shenlen, wir werden dafür sorgen, dass solche Übergriffe nicht wieder vorkommen.“ Wung konterte barsch: „Danke,“ und ging mit Ferdinand.

Als sie im Jeep saßen, brummte er: „Verdammt noch mal, hier sind keine Millionen zu verdienen! Vielleicht sollte ich es doch nochmal mit Schutzgelderpressungen versuchen...“ Ganz selten geschah das, dass Ferdinand solche Informationen über die Machenschaften der Maffia bekam. Diese Perspektive machte ihm angst. Und etwas weiter hinten im Hinterkopf überlegte er, ob die ganze Sache vielleicht zu Ende gehen könnte, nicht ausdenken...

Susanne war zu Doktor Schöttler bestellt. Sie ertappte sich immer öfter dabei, dass sie Autos danach taxierte, ob sie in ihre Ehe mit Ferdinand passen würden. So ein Van wäre schon richtig, nein, nicht so ein protziger, riesiger, hochbeiniger, hochrädiger, gibt ja auch Mini-Vans, für die Familie. Genug Platz für Kinder und Gepäck – wir werden reisen! -, und für den Kinderwagen, die nehmen ja noch ganz schön Platz weg, auch wenn sie zusammengeklappt werden können. Mensch, sind das spießbürgerliche Zukunftsgedanken! Nein! Bürgerlich vielleicht, ja, meinerwegen, aber wieso spießig? ‚Kinder sind das Bezauberndste, was wir Menschen hervorzubringen vermögen,‘ Satz von Ferdinand, der rutscht nie weg. Oder war der Satz von ihr? Oder von wem? Egal, es ist ein leichtherziger Wahrheitssatz. Sie kuckt in so einen Van, der vor Schöttlers Haus parkt und schätzt den Platz ab. Plötzlich neigt sie den Kopf auf das Blech – alles Illusionen!... So ein Van ginge auch als Leichenwagen. Die Wirklichkeit heißt Einsambleiben, vielleicht bis ans Lebensende. Das kann sein, ja, oder: in zehn Jahren heiratest du und kriegst von einem anderen Kinder. Kein Grund, jetzt den Kopf vom kalten Blech zu heben. Der Kopf ging wieder in die Höhe, als sie daran dachte, dass er bis Mitte April telefoniert hatte.

Mit dieser Neuigkeit ging sie dann zum verabredeten Termin zu Schöttler rauf. Der freute sich, auch wenn man damit ja nicht ernsthaft auf die Spur von Ferdinand kommt. Susanne berichtete, dass Dr. Stiegeler den Apparat überprüfen lässt, ob irgendwelche Spuren im Menü gesichert wer-

den könnten, aber das Handy ist alt. Alle haben Zweifel. „Ich auch,“ sagte Susanne abschließend.

„Was anderes,“ sagte Schöttler, und es schien ihm nicht ganz wohl dabei zu sein, „hatte Ihr Ferdinand irgendwelche Beziehungen nach Trier?“ „Zu der Stadt? Davon weiß ich überhaupt nichts, aber ich weiß ja nur sehr wenig über ihn. Was ist mit Trier?“ „Die Berliner Kriminalpolizei kam darauf, ohne den geringsten Verdacht, einfach nur, um alles abzuklopfen.“ „Was soll mit Trier sein?“ „Da treiben Sekten ihr Unwesen, schwarze Messen, zum Teil wohl hochkriminell bis zum Verdacht auf Kannibalismus.“ Susanne verzog das Gesicht. Schöttler reagierte darauf: „Ja, klingt absurd. Aber das Wort Absurd gibts ja in der Kriminologie nicht. ZDF, glaube ich, hat eine Sendung darüber gebracht. Also, von Ihnen keinerlei Erkenntnisse?“ „Er hat Stadt und Namen mir gegenüber nie erwähnt. Ich kann heute Nacht nicht schlafen. Stimmt nicht. Dieser Ferdinand kriegt mal eine sehr robuste Frau. Ich schlafe, ich arbeite, ich esse, ich trinke... Wie gehts weiter, Dr. Schöttler?“

Der Rechtsanwalt wurde zögerlich: „Langsam wird der Hoffnungshorizont etwas eng. Ich meine, dass er bis Mitte April telefoniert hat, ist jedenfalls eine sehr gute News, aber das führt uns ja nicht direkt weiter. Vielleicht kommt ja bei den Untersuchungen vom Handy Ihrer Schwiegermutter noch was raus.“ „Sie sagte, dass es bei ein oder zwei Telefonaten gerauscht habe – wie Meeresrauschen.“ „Immerhin ein kleiner Hinweis. Kann natürlich der Pazifik sein oder die Ostsee, den Unterschied wird das Handy nicht preisgeben, wenn es überhaupt was preisgibt... Ich höre von Ihnen, wenn bei Dr. Stangler irgendwas rausgekommen ist. Sie hören von mir, wenn es was Neues gibt. Tschüs.“ „Tschüs, Doktor Schöttler.“

Später im Jahr, so Anfang September 2003 klingelte Susannes Telefönchen, als sie gerade durch den Englischen Garten radelte. Sie hielt an und meldete sich, sie telefonierte nicht gerne beim Radfahren. Marion meldete sich, wollte ihr was vorbeibringen, ob sie zu Hause sei. „Nein, ich bin in der Stadt, mindestens noch zwei Stunden, dann im Institut.“ Aber Marion

korrigierte sich: „Nein, nicht etwas vorbeibringen. Ich möchte dir was schenken, aber nicht im Institut. Bei dir zu Hause wär am schönsten.“ „Klingt ja sehr geheimnisvoll. Ich ruf dich an, wenn ich zu Hause bin. Oder wenn ich nach Hause fahre.“ „Ja gut. Tschüs bis dann.“ „Tschüs.“

Als sie sich auf den Heimweg machen wollte, rief sie noch Marion an und sagte ihr, dass sie in zwanzig Minuten zu Hause sei. Dann dieser herrliche Nachhauseweg, in diesem Strahleseptember nach diesem Hitzesommer. Nie vergessen, dankbar zu sein...

Marion kam bald und schenkte ihr etwas in einem kostbar eingewickelten Karton. Susanne löste die Knoten. Sie mochte nicht die schönen Schnüre zerschneiden, dauerte etwas länger. Marion erzählte dazu: „In diesem Zimmer habe ich Mark gewonnen, obwohl ich ‚Geh!‘ zu ihm gesagt habe, in ziemlich gemeinem Ton. Hier ist ihm der Heilige Geist oder sonst was um die Ohren geflogen. Ich habe ihn gewonnen, weil ihr so verrücktes Zeug geredet habt, mit Lateral und so... Du packst meinen Dank aus. Wir wollen heiraten.“ Susanne unterbrach ihr Gewusel mit den Schnüren und küsste Marion: „Kannst dir denken, wie ernsthaft ich dir Glück wünsche.“ „Kann ich mir sehr genau denken. Susanne, ich brauche riesige Mengen Glück mit einem, der damit protzte, dass ihn Frauen nur interessieren, wenn er sie zwei Stunden nach dem ersten ‚Hallo‘ im Bett hat.“ Susanne nickte: „Ich erinnere mich. War auf Anhieb nicht so doll.“ „War schrecklich. Wie kann eine wie ich so was heiraten. ‚Die Ehe ist ein Joch!‘ rufe ich ihm zu. Da schreit er: ‚Ich will ins Joch! Ich bin ein Ackergaul! Ich brauche Frau und Kinder!‘“ Ich sage: ‚Du brauchst eine, die du betrügen und verraten kannst!‘“ Susanne war verblüfft: „Woff!... Das hast du ihm gesagt?“ „Ich muss mich schützen!“ „Und er?“ wollte Susanne wissen. „Hat so verzweifelt dreingeschaut, und hat gejammert: ‚Wie soll ich da je wieder rauskommen?‘“ „Hast dich erbarmt?“ „Klar. Ich hab gesagt: ‚Vielleicht mit mir.‘ Susanne, ich hab ihn noch nie so schön lächeln sehn...“

Susanne öffnete den von Schnüren und Papier befreiten Karton: Mari-

on schenkte ihr die berühmte Gruppe dreier Affen aus Asien, kleine Skulptur aus offensichtlich wertvollem Material, deren einer die Augen zuhält, der zweite die Ohren, der dritte den Mund. „Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen,“ sagte Susanne, „passt zu mir, manchmal möchte ich mich in einen Sarg legen...“ Marion schüttelte den Kopf: „Kann ich dir nicht verdenken, tut mir weh... Deine Interpretation der drei Affen ist verstümmelt, es muss genau heißen: Nichts Böses sehen, nichts Böses hören, nichts Böses sagen.“ „Das wusste ich nicht. Das Böse nicht zur Kenntnis nehmen - wrenns so einfach wäre...“ „Naja,“ gab Marion zu bedenken, „wenigstens den Raum des Bösen einzäunen, beschränken, ausschalten. Klar, so schaffen wirs nicht aus der Welt. Es ist ein ostasiatischer Rat, ein Hinweis, nicht mehr, nicht weniger.“ „Habe sehr sehr herzlichen Dank für das Unerwartete.“ „Erinnert dich vielleicht auch an unsere Peking-Ente.“ Susanne wollte wissen: „Das ist sehr wertvoll oder?“ „Es sollte nicht im Müll landen. Warum muss ich das verschweigen?: Es ist Bronze mit einer Goldlegierung und hat mehr als 3 Euro 50 gekostet.“ „Danke, Marion. Sag mal, merkst du eigentlich, wie alle Sachen laufend teurer werden?“ „Nein,“ sagte Marion, „merke ich nicht. Muss ich ein schlechtes Gewissen haben?“ Susanne zögerte: „Naja... Vielleicht ab und zu. Nein, Mariönchen, genieße es. Jetzt denke ich plötzlich, wenn ich das Böse nicht höre, nicht sehe, nicht sage, dass ich dann unbehindert zu Ferdinand sausen kann, durch einen Tunnel oder so... Etwas verrückt oder?“ „Ohne solche Verrücktheiten bestünde die Welt nicht mehr. Bloß gut, dass ich den Ferdinand nicht bekommen habe. Sonst säße ich so arm und verlassen da wie du arme Witwe.“ „Findest du dich sehr taktvoll?“ „Nein, gar nicht – entschuldige, bitte. Wir heiraten, obwohl dein Ferdinand verschwunden ist. Ich hoffe, du findest das o.k.?“ „Klar. Ich feiere sogar mit, wenn ihr mich einladet.“ „Sogar als Trauzeugin.“ Susanne verbeugte sich charmant: „O, welche Ehre, Mariönchen, aber nur, wenn du in fünfzig Jahren bei mir auch die Trauzeugin machst.“ „Versprochen. Aber lieber ein bisschen früher. Die standesamtliche ist in Italien.“ Susanne wunderte sich: „Was? Wieso denn das?“ „Alles auf Marks Mist gewachsen. Der stürzt sich da rein mit einem Übereifer. Standesamtliche in Italien ist in, aber ich weiß

nicht so recht...“ Susanne erwog die Kosten: „Und die Trauzeugen?“ „Müssen unbedingt mit, auf unsere Kosten natürlich. In der Nähe von Rom.“ „Marion, das fände ich schön! Mal den Kopf rausheben aus der ewigen Ferdinand-Sauce...“

Mark stürmte ins Zimmer: „Maro, ich hab dich überall gesucht. Wo warst du denn?“ Er sah die drei Affen: „Die sind schön. Gefallen Sie dir, Susanne? Hätte ich anklopfen sollen? Marion, standesamtliche Trauung in Mandela perfekt, Flüge gebucht. Gibt jetzt Billig-Flüge nach Rom.“ Marion hatte noch mal Zweifel: „Also, ob diese Italentour –“ Mark wischte das weg und hatte einen fatalen Verplapperer: „Marion!, es ist doch ein so toller Anlass!, der tollste, der schönste. Entschuldige: Man heiratet doch nur einmal im Jahr!“ Marion grinste: „Brauchst dich nicht entschuldigen. Hast dich ja verraten.“ Susanne meinte begütigend: „Mark, du musst ein oder zwei Gänge runterschalten, eine Hochzeit ist doch kein Porsche.“ Mark umarmte und küsste Marion und preschte aus seiner Fatalität: „Mein Schatz!, du hast mich völlig falsch verstanden!: Ich meinte, dass wir jedes Jahr einmal heiraten, immer dieselbe und denselben.“ Marion lächelte ein schönes, feines Lächeln mit ganz dünnem Trauerrand: „Susanne, ich kann ihm nicht widerstehen. Du hast mir Glück gewünscht, - hoffentlich genug.“

23 Freitag, beinah der 13.,

aber wir sind ja nicht abergläubisch.

Es dauerte bis über den September hinaus, Anfang Oktober schloss Wung den Laden auf der Calle Obispo endgültig, als wieder einmal zwei Polizisten sich unheilverkündend näherten. Das, was man Mundpropaganda nennt, war ganz eingeschlafen, niemand in der high society der kubanischen Hauptstadt empfahl diese schrecklichen Geschirrspülmaschinen mehr weiter, es gab so gut wie nichts mehr zu verkaufen. Aber es gab sehr viel zu telefonieren, fast alle Käufer meldeten ihre Schäden telefonisch. Ferdinand wurde ein immer besserer Beruhigungstelefonierer, versprach die Beanstandungen weiterzuleiten an den ‚technischen Kundendienst‘, von dem nicht eine Spur existierte, bat um die Telefonnummer und wann denn am besten jemand anzutreffen sei, zugleich größtes Bedauern über solche schrecklichen Einzelfälle, man höre doch sonst kaum Klagen, Philips sei ein Weltkonzern. Telefonisch, das ging ja noch. Wenn er aufgelegt hatte, sagte er: „Haut – ich brauche Haut, das ist es...“

Aber vor der Schließung kamen manche noch sehr persönlich in die Calle Obispo. Da musste Ferdinand sehr eloquent verhandeln, manche wollten gleich eine der herumstehenden Maschinen als Ersatz, was Ferdinand grundsätzlich verweigern musste, wofür er Gründe zu haben behauptete, die er selber kaum verstand. Frauen zu beruhigen gelang ihm ganz gut, mit manchen hombres aber tat er sich schwer, einer wollte sogar handgreiflich werden. Und Ferdinand war froh, als er zwar weiter ins Telefon lügen musste, aber nun im Anwesen. Der Laden wurde geschlossen, das Telefon umgestellt, er konnte in seinem Saal telefonieren. Eines nachts versuchte er, Deutschland zu erreichen. Aber kaum hatte er zweimal die Null gewählt, kam das Besetztzeichen, der Apparat verweigerte Auslandsgespräche. Wär ja

auch zu schön gewesen. Zu gern hätte er gewusst, ob er vom Ausland angerufen werden könnte...

Stimmte das nun, oder mutmaßten wieder nur seine Hoffnungen?: Es kam ihm vor, als stünde es nicht gut um den ganzen Clan. Lässt sich ernsthaft behaupten, das Essen werde schlechter, genauer: billiger? Hatte Mister Wung zu hoch gespielt? Stundenweise war sehr viel Betrieb auf dem Patio, stundenweise blieb es ganz ruhig. Und wieso hatte Ferdinand Hoffnungen? Vielleicht gibt es eine große Katastrophe, vielleicht lande ich in einem kubanischen Gefängnis, werde als Berliner Banker nach kubanischem Recht für Dinge verurteilt, von denen ich keine Ahnung habe. Aber dann könnte ich die deutsche Botschaft in Anspruch nehmen. Vielleicht gibt es eine Schießerei oder gar Bomben? „Scheiße!“ sagte Ferdinand in seiner Muttersprache. „Ja,“ sagte Ramona in Ferdinands Muttersprache, ohne das Wort verstanden zu haben.

Sie war ein Lichtblick in der ganzen undurchsichtigen Dunkelheit, sie war viele Lichtblicke: Ramona kam wieder zum Saubermachen, wenn er ‚zu Hause‘ war, in seinem kleinen Saal sich aufhielt. Warum wurde die Putztruppe nicht entlassen? Hätte einiges Geld gespart, Ferdinand kannte ja die Summen. Nicht zu beantworten.

„Ramona, ich brauche Papier. Und noch einmal einen Umschlag mit Briefmarke.“ „Kriegst du. Ich habe einmal gründlich bei dir saubergemacht.“ Das Telefon klingelte, eine bitter klagende Señora, Ferdinand ließ sich auf ein Abdämpfungsgespräch ein, verlangte Telefonnummer und Adresse, kriegte zu hören, dass die schon zwei Mal mitgeteilt wurden, und es folgte der Fluch „Gran puto de merdia!“ Er brauchte die Erklärungen der unverschämte grinsenden Ramona, um sich selbst zu dolmetschen: „Große Scheiß-Schwuchtel!“ Beim Erklären spielte Ramona mit einem Päckchen Kondome und sagte dann: „Das habe ich in der Ecke da hinten gefunden. Hast du die weggeschmissen?“ „Ja.“ Aufgereiht auf dem Tisch lagen die Kondompäckchen, die Wung ihm jeden Sonntag in die Tasche gesteckt hatte, wenn

er ihm das Handy zurückgab. War Ferdinand nicht angenehm: „Schmeiß das weg.“ Ramona grinste weiterhin: „Aber Ferdinando, willst du lauter kleine Ferdinandos, Ferdinandinis dinis dinis machen?“ fragte sie lachend und zeigte mit der Hand die Größen-Abstufungen der Kinderschar. Sie strich die Päckchen ein und steckte sie in ihre Schürze: „Ich heb sie für dich auf. Wenn du eins brauchst, sagst dus mir.“ Und hart zeichneten sich die Brustspitzen ab.

Also, – naja, die Päckchen hätte er doch in den Papierkorb schmeißen können. Er erinnerte sich ziemlich genau: Wenn er sie in seiner Tasche fühlte, holte er sie raus und warf sie wutentbrannt in eine Ecke. Aber in der Ecke waren sie ja nicht aus der Welt. War da vielleicht doch ein bisschen ein Nützlichkeiten-Sammler virulent?

Hähä...!

Genial-schlampert zusammengeheftete Packpapier-Blöcke kriegte er wieder von Ramona für seine Tagebücher. Aber keinen Briefumschlag mit Marke. Absicht, Ramona? Oder was? Oder die berühmte Menschenfähigkeit zu verdrängen. An die Liebste will er schreiben, und ich soll dazu das Briefpapier liefern? Das ließ sich doch wunderbar vergessen. Und wenn Ferdinand sie freundlich mahnte, trällerte sie: „Si, si, si! Mañana – mañana – mañana...!“

In Susannes Augenwinkel kam immer wieder Kommilitonin Franziska, die zunehmend blasser aussah und regelrecht krank schien. Schließlich warf Susanne das ganze Augenpaar auf sie und fragte: „Franziska, geht es dir nicht gut?“ „Nein, hundsmiserabel schlecht. Alle anderen können das so wunderbar wegstecken, cool bleiben, ich kanns nicht: Bei mir fahren immer lange Schwerter in die Seele und zerschneiden mir das Herz. Klingt schrecklich pathetisch, ich wills auch nicht, aber es ist so: die Männer richten mich zugrunde.“ „Sagen wir mal: du lässt dich von den Männern zugrunderichten.“ „So eine veränderte Grammatik hilft doch nicht im Geringsten.“ „Das

stimmt,“ gab Susanne zu.

„Man vermuffelt so,“ sagte Franziska und vermied jede Klage in der Stimme, „man bedauert sich selbst, man legt keinen Wert aufs Äußere, man will ja gar keinen Mann mehr anlocken und hat wahnsinnige Sehnsucht nach einem Mann. Wahnsinnige Sehnsucht nach einem Gespräch, nein, nicht ‚Liebst du mich?‘ will frau hören, das ist doch gewaltdtätig und banal, nein, ich frage: ‚Hast du das Foto in der Zeitung gesehen, wie bei der Befruchtung das Sperma in die Eizelle eindringt?‘ Und er sagt: ‚Ja, habe ich gesehen, als Foto wirklich phantastisch! Aber es tat mir weh, dass wir Männer euch so was antun.‘ Aber so simpel gebe ich mich nicht zufrieden und sage: ‚Ich frage dein Herz: Hat es dir nur wehgetan?‘ Und dieser wunderbare Mann ist ehrlich und sagt: ‚Nein, es war auch ein riesiges Triumphgeheul. Penis als Pistole, die Eizelle sieht aus wie ein Kissen, in das Mann – Mann mit zwei M – hineinschießt. Heureka!‘ Und dann hoffe ich, dass er sich nicht entschuldigt, weil er mir das angetan hat, aber dass er mir sagt, dass er mich liebt...“ Ganz trocken setzt sie hinzu: „Aber den Mann gibt es nicht.“ Susanne musste lachen und küsste sie: „Franziska, du bist reif für den besten Mann in München! Was passiert, wenn ich versuche, dich zu verkuppeln?“

Franziska stutzte erst sehr erstaunt, kuckte Susanne dann mit einer großen Portion Skepsis und zugleich Hoffnung an, sie lächelte, auch das Lächeln eine Mischung aus großer Müdigkeit und denn doch deutlicher Wollust: „Du willst das versuchen? Wie ernsthaft?“ „Ganz ernsthaft, wenn du ganz ernsthaft willst.“ Franziska zögerte lange, nur die Augen wanderten in der Bewegungslosigkeit, dann sagte sie ernst: „Ja, ich will. Wer ist es?“ „Du kennst ihn wahrscheinlich vom Sehen und Hören: Dr. Jochen Stiegeler.“ „Der vom LKA?“ „Ja. Gefällt er dir?“ „Kann ich so nicht sagen.“ Sie sprach eindringlich weiter: „Susanne!, ich mach das nur, wenn es übertrieben fair zugeht, keine Hintertreppen-Zicken, keine Versuchsballons, kein Munkeln im Dunkeln, deine Rede sei: Ja, ja; nein, nein.“

Susanne grinste: „Also, – obs da so ganz schnell ein Ja-Wort gibt... Wie hätten wir denn das vor zehn Jahren angefangen?“ „Mit großem Gekicher,“ lachte Franziska. „Stimmt. So ein Gegacker steht uns nicht mehr zur Verfügung.“ „Größte Zweifel, ob uns Kuppelei ernsthaft zur Verfügung steht... Redest du in seinem Auftrag?“ „Nein, um Gottes Willen! Er ist ahnungslos, aber liebebedürftig.“ „Naja, klingt nicht schlecht...“ Susanne gab zu bedenken: „Du sagst: keine Versuchballons, kann ich sehr gut verstehen, aber geht es ganz ohne?“ „Nein, das Ganze ist ein einziger riesiger Versuchsballon. Woher weißt du, dass er nicht gebunden ist?“ „Weil er mich liebt.“ Spontan wehrte Franziska ab: „Höhö!, und da soll ich...? Nein, das wird nichts.“ „Kann ich nur noch mal das Wort Versuch benutzen. Du hast gesagt: Ja, ich will. Hast du irgendwas zurückzunehmen?“ Wieder dachte Franziska lange nach, nur die Augen wanderten bei unbewegtem Kopf, dann sagte sie entschieden: „Nein, ich will, ja, ich habe nichts zurückzunehmen.“ „Ich mache euch miteinander bekannt – die näheren Umstände weiß ich noch nicht. Und dann sage ich: Ich möchte, dass ihr Zwei miteinander ins Bett geht.“

Franziska fand das herrlich: „Au ja! Und dann kucken wir ganz genau, was er für ein Gesicht macht. Kuckt er im Geringsten miesepetrig moralistisch, renne ich ganz schnell weg – auf einen ganz hohen Berg und stürze in die Partnach-Klamm, wo sie am tiefsten ist.“ Susanne fragte irritiert: „Wie ernst meinst du das?“ Und Franziska betont unmissverständlich: „Ganz ernst. Ich kann nicht mehr.“ Susanne macht sich Sorgen: „Wollen wir es lassen?“ „Können wir nicht mehr, der Karren läuft. Aber wenn er nicht miesepetrig kuckt, –“ Susanne übernahm: „Wenn er – ja, was denn?“ „Kann ruhig ne Weile erst mal gar nicht reagieren. Ist doch ein heftiger Überfall. Ich stehe ganz still da und tue nichts. Aber ich kucke ihn an...“ „Das Weitere findet sich...“ „Heureka!“ schrie Franziska, und Susanne kommentierte: „Humanistisches Gymnasium, was?“ Franziska fragte noch einmal ganz nüchtern: „Du hast ihn nie erhört?“ „Nein, nie! Ich habe ihm unmissverständlich klargemacht, dass ich an Ferdinand ganz fest gekettet bin, vielleicht sogar über den Tod hinaus. Und er hat sich wunderbar benommen, - wunderbar... Ich

muss sowieso zu ihm. Nee, stimmt gar nicht. Aber ich gehe zu ihm, frage nach Ferdinand-Neuigkeiten, und dabei lasse ich ganz vorsichtig die Kuppelung kommen.“ Das demonstrierte sie mit der linken Hand, Handrücken nach oben. „Tu das,“ sagte Franziska, „und lass uns nicht mehr darüber reden. Wir sind doch ganz normale Erwachsene oder?“ „Ob wir ganz normal sind, weiß ich nicht. Aber erwachsen sind wir jedenfalls.“ „Alle geläufigen Wege haben mich immer wieder heulen gemacht und die Schwerter tanzen lassen. Jetzt lassen wir die mittelalterliche Verkuppelung kommen. Ich freu mich drauf...“

Und wunderbarerweise half Jochen der Susanne sehr elegant, wenn auch unbewusst, auf die Sprünge. Sie ging zu ihm ins Amt und fragte sehr direkt: „Lebt Ferdinand?“ Und er antwortete viel: „Es wäre mir eine Riesenfreude, dir darauf mit ‚Ja‘ zu antworten. Von der Dunkelfreude in meiner tiefsten Herzgrube, wenn er tot wäre und ich dich bekäme, - schweige ich.“ Susanne fand schnelle Reaktion: „Ich auch.“ „Der Brief ist deine Hoffnung, nicht meine. Meine Recherchen laufen, als wärest du mir völlig gleichgültig. Du wolltest mich verkuppeln –“ „Hast du heute deinen sprunghaften Tag?“ „Ja, klingt sehr schnoddrig, tut aber schrecklich weh, wäre ein Abschied vom Schmerz, wenn sie keine Runkelrübe ist oder eine Intelligenzbestie.“ „Ist Franziska beides nicht.“ „Franziska ist schon mal ein schöner Name. Aber mich verkuppeln lassen...“ „Davon kann doch keine Rede sein, Jochen. ‚Grüß Gott‘ sagen, die Augen taxieren, die Stimme hören, Stimme auch taxieren, Funken knistern oder knistern nicht...“ „Klingt alles ganz einfach.“ „Ist einfach, Jochen, wenn man halbwegs gut springen kann – über die Gräben weg, die wir immerzu buddeln. Einfach akzeptieren, was dir deine wunderbare Susanne da anbietet.“ Jochen fiel ins g’scherte Bayrisch: „Weilstes du bist... Können wir über was anderes reden?“ Aber Susanne beharrte: „Nein. Wann? Wo?“ „Ich komme morgen zum Mittagessen in die Mensa, so zwischen halb zwei und zwei. Was meinst du?“ „Klingt gut. Bis morgen.“

Und es war der Tag danach, an dem Jochen zum Mittagessen in die

Mensa kam. Und Franziska auch, und Susanne auch. Da standen sie und Susanne sagte: „Franziska, ich möchte dich mit Doktor Stangler vom LKA bekannt machen. Jochen, das ist Franziska.“ Franziska lächelte, schaute ihn an, sprach ihn aber nicht an: „Ich kenne ihn, er hat dir bei deinem Vortrag über OK geholfen.“ Und Susanne zündete die Bombe: „Ich möchte, dass ihr zusammen ins Bett geht.“ Woff! Fast unerträglich die Riesenpause, die entstand, ehe Jochen seine stoische – nicht miesepetrige! – Miene veränderte, den Kopf ein wenig auf die rechte Schulter neigte, Franziska sehr fein anlächelte, und – man musste sehr genau hinschauen, das taten die Damen mit angehaltenem Atem – und nickte, Franziska dann seinen angewinkelten Arm bot, in den sie den ihren schob, und mit ihr davon ging, weg, ohne ein Wort, aus der Mensa raus. Susanne war einigermaßen verblüfft und rief noch ersterbend: „He, wir wollten – was essen...!“ Es war ja ein Ergebnis, wie es schöner nicht vorstellbar ist. Ja? ‚Jetzt ist mir Einer verlorengegangen,‘ dachte sie. Und es tat ein bisschen weh. Die Kupplerin aß Spinat mit zwei Spiegeleiern – alleine. Und grübelte: Hast du alles dir selber zu verdanken – es hätte noch lange so weitergehen können mit dir und Jochen – und es setzte sich in ihrem Kopf die Frage fest: Was machen die jetzt? Führt er sie an seinem Arm geradeswegs nach Hause und ins Schlafzimmer und schlägt die Tagesdecke auf dem Bett zurück und...? Sie kannte ja sein Zuhause gar nicht...

24 Sandesamtliche Trauung in Mandela

Bevor Alleskieker in seinem löblichen Tun fortfährt und die Geschichte weitererzählt – solchermaßen löblich empfindet es doch hoffentlich der geneigte Leser –, hier noch die frischesten Ergebnisse der Bundesliga für München, - der einzigen Stadt in Deutschland, die zwei Bundesligavereine in ihren Mauern beherbergt, beide übrigens in Harlaching, einen kleinen Kilometer Luftlinie getrennt, Straßenbahnlinie 15 und 25 für beide.

Hochzeit von Marion und Mark im strahlenden, warmen September 2003. Schön, vielleicht streckenweise ein bisschen viel Gedöns, aber doch auch viel Charme, Heiterkeit, Frechheit. Mark kniete sich mit solchem Eifer in die Vorbereitungen, dass Marion immerzu befriedigt aufatmete. Zur standesamtlichen Hochzeit düsten sie abends billig nach Rom, dort wartete ein sehr schickes Auto mit Chauffeur zur Fahrt nach Mandela, kleine 30 Kilometer östlich von Rom in den Sabiner Bergen. Dort bezogen sie in einem Franziskaner-Kloster Quartier, es muss auch mal ohne Luxus gehen, aber es war sauber und ordentlich. Vom Fenster Blick in eine tiefe Schlucht. Der Pater sagte irgend so was wie: „Eingedenk sein, dass das Leben am Rande verläuft...“ Die Franziskaner lieben es ja, immer wieder solche weisen Sprüche zu produzieren. Er bekannte dann noch: „Und wenn Sie wissen wollen, was mir der Glaube bedeutet?: Sicherheit beim Stürzen.“ Mark murmelte heiter: „Sprücheklopfer...!“ Das Ganze arrangiert von einer Deutschen, die in Mandela wohnt, Dolmetscherin von Beruf. Ihr italienischer Mann schoss einige Fotos, die auf CD-Rom zugesagt wurden. Der antike Dichter Horaz hatte hier seine geliebte Datscha - Mosaikfußboden ist noch zu besichtigen -, das Getümmel im Rom vor 2000 Jahren machte ihn sehr nervös. Alter Dichter, was hättest du 2003 gesagt?...

Und Susanne immer dabei, sie war ja Trauzeugin. Ein Freund von Mark war der zweite Trauzeuge. Mandela, bezaubernder, kleiner Ort auf ei-

nem Hügel, wie er im Italien-Bilderbuch steht, mit einem unschätzbaren Vorteil: Hier hat noch keine Tourismus-Zunge hingeleckt. Aber diese wunderbaren Straßennamen: Vicolo della fortuna (Glück), Vicolo della speranza (Hoffnung), Vicolo dei baci (Küsse). Unter diesem Straßenschild natürlich das obligate Hochzeitsfoto. Das Standesamt im Rathaus, einem der wenigen modernen Bauten im Städtchen. Zur gedolmetschten Zeremonie trug der Bürgermeister seine feierliche Schärpe in den Staatsfarben rot-weiß-grün. Das Ja-Wort war auch ein Si-Wort, die Urkunde italienisch, schöne Erinnerung, so sei gehofft.

Es gab noch ein Essen im Nachbarstädtchen Vicovaro im Restaurant ‚Il Gabbiano‘, auch luxusfrei, aber sehr gut. Gabbiano heißt Möwe, was die in diesen meerfernen Sabiner Bergen verloren hatte, weiß niemand, es sei denn, man hätte sich Zeit genug genommen, intensiv zu fragen bei dünnen Italienischkenntnissen. Dann gabs noch ein winzig kleines nachmittagsgedrängtes Rom-sightseeing (winzig, was die Fülle der römischen Sehenswürdigkeiten angeht), dann düsten sie raus nach Roma/Fiumicino und über die Alpen zurück nach München/Halberg-Franz-Josef-Strauß. Im Auto fragte Marion: „Susanne, wirst du auch in Mandela heiraten?“ „Mariönchen, ich habe größte Zweifel, dass unsere Finanzen am Anfang irgendwie solche Extratouren erlauben werden. Aber mach dir keine Sorgen: wir werden nicht Trübsal blasen. Auf mich wartet dasselbe Glück, das ich euch wünsche. Und ihr sollt wissen, diese Trauung in Mandela war sehr schön. Und ich danke, dass ich als Trauzeugin dabei sein durfte.“ Mark mokierte sich freundlich: „Bitte. Die Susanne hat immer so ein sauberes Mundwerk, da perlen die Worte wie das Wasser im Waldbach.“ „Auch nicht schlecht,“ brummte Susanne. Mark setzte noch drauf: „Damit hat sie mich schon mal geködert.“ *Im vorigen Roman, Folge 39.*

Die kirchliche Trauung in St.Bonifaz und die Feier in den Vier Jahreszeiten, - nein keine Peinlichkeiten, weil zu viel Geld ausgegeben wurde. Brautvater Maienkammer war sehr bedacht, dass da keinerlei Protzereien

auf die Tische kamen. Aber eine besonders schöne Feier zum Erinnern war es. Und eine Sammlung für die ärmsten Kinder im Irak mit erstaunlich hohem Ergebnis. „Das soll mir keiner verächtlich machen und klein reden,“ sagte Frau Maienkammer, zuständig und sehr kompetent für die Weitergabe solcher Spenden. Mark hatte für kleines feines Entertainment gesorgt. Es spielte die Peppers Street-Gang, mit Pina Pinini, eine Weizenblonde mit schöner tiefer, kehliger Stimme. Es wurde auch getanzt, sehr elegant übrigens. Arme Susanne tanzte mit ein wenig schlechtem Gewissen, weil doch ihr Liebster ‚außer Landes‘ war. (Wie sollte sie wissen, dass ihr Liebster gerade Salsa mit Ramona tanzte.) Niemand wagte es, sich zu besaufen. Es wird behauptet dass ein paar Marion-Freier vor dem Hotel standen und ihre davon schwimmende gute Partie bejammerten. Aber das ist sicher ein Gerücht. Nein, kein Gerücht. Es gab sogar Gewaltbereitschaft, aber genug Besonnenheit, sie auszuschalten. Man – nein: Mann muss Niederlagen wegstecken können, - gehört dazu.

Dann kam, Anfang November 2003, der denkwürdige Tag, an dem Ramona den Brief an Susanne in den Kasten steckte. Sie schaute, bevor sie in anderen Räumen saubermachte, bei Ferdinand vorbei, um ihm Guten Morgen zu sagen. Sie stand so gut mit Mathilda, dass sie jederzeit Zugang zu dem Gefangenen hatte. Ferdinand schlief und hatte ganz sichtbarlich einen Ständer. Wie eine Zeltstange hob er die Bettdecke hoch. Ramona musste sich verschämt-unverschämt eins grinsen und schlich wieder raus und plante ihr Teil.

Als sie dann zum Saubermachen kam, saß Ferdinand beim Schreiben seines Tagebuches. Bekannt, dass Ramona das so sehr liebte, diesen schreibenden Sehnsuchtsbrocken. Er sagte: „Setz dich zu mir, schreib mir was in mein Tagebuch.“ Sich neben ihn setzen, eng sogar, das ging ja noch und war schön, aber was sollte sie schreiben. Sie fragte. Ferdinand sagte: „Schreib irgendwas, was dir gerade einfällt.“ Sie fragte mit schwerer Stimme: „Soll ich schreiben, dass ich dich liebe?“ Ferdinand wand sich ein bisschen: „Ist das

nicht ein bisschen übertrieben?“ Ferdinand, was Dümmeres hättest du kaum sagen können, diese aufblühende Schönheit ist doch kein Kind mehr. Sie konterte sofort, leidend: „Er nimmt mich nicht Ernst!“ Ferdinand, pass auf, sonst kommst du in große Bedrängnis; wieder kein doller Satz: „So wie ein sehr junges Mädchen einen alten Mann liebt.“ Sofort fauchte sie: „Lügner, du Lügner, du!...“ Damit ist die Partie eröffnet.

Ramona sprang auf, stellte das kleine Radio an, aufkäschernd laut, aus dem unweigerlich eine Salsa zum Tanzen erklang, sogar eine sehr schöne, populäre. Wie bezaubernd Ramona einen Knicks machte und die Arme ausbreitete, bewegungslos stand und den Tänzer erwartete. Ferdinand fand die Gelegenheit gut, in den Tanz auszuweichen, das hatten sie doch schon so oft gemacht. Aber Ramona glühte, ja brannte, es war heute anders als sonst, kaum konnte er diesem heißen Mädchenfleisch widerstehen. Wollte er eigentlich? Jaja, so stand das in der ungeschriebenen Verfassung. Ramona tanzte geschmeidiger, eleganter, nein: furioser und so viel anschiemiger als früher. Von Ramona als Salsa-Lehrerin war nichts mehr übrig. Hier wollte eine den Mann haben, halten, auffressen, hier schmolz sie den Preußen zusammen, von dem sie ja nun wusste, dass er potent sein konnte.

Aber es gelang ihr nicht. In einer langen Abfolge von Drehungen, die Ferdinand ganz schwindlig machten, klingelte das Telefon. Ferdinand war recht froh, solchen Tanz abbrechen zu müssen und meldete sich: Eine massive, überlaute Beschwerde aus weiblichem Mund über die Unzulänglichkeiten der Spülmaschine, wie gewohnt, von Ferdinand mit aalglatten Argumenten zugeschüttet. Am anderen Ende des Saales zog Ramona ihr Höschen aus, Tanga aus Stoffresten, rot, winzig klein (die Stoffproduzenten, so hört man, beklagen sich über die dürftigen Mengen teuerster Seiden, die die Wäscheindustrie pro Stück verbraucht), mit weißer Spitze, die Entblößung, die sie als letzte Waffe einsetzte. Ferdinand stockte der Atem, er drehte sich telefonierend weg, - dem war er kaum gewachsen. Er wurde rot. Ramona tanzte

um ihn herum, wirbelte das Wäschestück durch die Luft wie die Teenager in den Rockkonzerten, fehlte nur noch das Plakat ‚Ich will ein Kind von dir!‘

Alleskieker ist ja ein Mann und fragt sich immer mal wieder, was die Frauen bewegt, wenn sie sich öffnen, wenn sie sich empfangs- und empfängnisbereit zeigen. Nun gut, viele junge Dinger wissen nicht – nein: Einer wie Alleskieker darf nicht junge Dinger schreiben! Es gibt bezeichnenderweise keine dergleichen herabsetzende Ausdrücke für junge Männer. Genau Dinger sind ja liebliche oder weniger liebliche junge Mädchen niemals – viele junge Mädchen wissen nicht, was da auf sie zukommt, ihr Ziel ist Lust und Neugierde, und auch die Bereitschaft, dem Jungen zu dienen, nicht viel mehr; viele wissen es ziemlich genau und verhüten erfolgreich. Aber es geht um die Frauen, die ein Kind wollen, die eine Ahnung haben, was ihnen bevorsteht in den nächsten neun Monaten und an Schmerzen bei der Geburt und in den nächsten zwanzig Jahren (denn viel kürzer ist das große Sorgen ja normalerweise nicht zu haben). Ja, gut, da spielen die Männer schon auch ihre beachtliche Rolle, wenn es um die zwanzig Jahre geht, vorausgesetzt, dass sie Väter werden, und Alles seinen guten Gang nimmt.

Aber die neun Monate vorher fordern den Frauen so viel Bereitschaft ab zur Einsamkeit mit dem Balg im Leibe, aber ist man mit dem Balg denn einsam? Wenn er sich umdreht - so lange er noch Platz genug dazu hat - oder mit den Füßen strampelt? Bereitschaft zur Natur, zum Tragen in des Wortes Bedeutung. Da können die Männer noch so liebevoll und fürsorglich sein – sie bleiben draußen. Und sie werden auch noch geliebt als die Zeuger, die unentbehrlichen, die sekundenschnellen, im Gegensatz zu den langen neun Monaten, geliebt also auch wegen ihrer Unentbehrlichkeit. Viel mehr Ungerechtigkeit kann es eigentlich nicht geben. Ungerechtigkeit? Nein, das ist ein falsches hartes Wort. Besser: Ungleichgewichtung, in der die Liebe ihre Heimat hat. Die Asymmetrie beherrscht die Natur. Dies im Bewusstsein – und wenn es nicht in seelische Trübungen und Nöte zwingt –, hält die Welt zusammen. Alleskieker ist ja wohl schon bekannt als gelegentlicher Moralapostel – wäre er nur selber

etwas sündenfreier. Geneigter Leser, bitte den Moralapostel mit Gleichmut oder Zustimmung hinnehmen. Und noch was am Rande: Er, AK, weiß natürlich, wie es in der Welt zugeht, sie ist so voll von Hass, Widerstand, Untreue, Gleichgültigkeit, Todes- und Tötenslust, dass er manchmal davonlaufen möchte. Aber es muss als bekannt vorausgesetzt werden: die Welt ist eine Kugel, Verstecken geht, Verstecken kann sogar detektivische Konsequenzen haben, aber Davonlaufen ist völlig ausgeschlossen. So – musste mal gesagt werden.

Ramona, wieder weit weg von Ferdinand, zielte mit dem Gummi ihres Tanga und schoss ihn zu ihm, der gerade das Gespräch beendete. Er flog durch den Saal und traf Ferdinand am Hinterkopf und fiel runter. Er schaute runter. Schwere Entscheidung: aufheben oder nicht? Ramona lauerte am anderen Ende des Saales. Er hob ihn auf, entfaltete und betrachtete ihn. Er hielt Salsa in Händen und die weibliche Hälfte von ganz Kuba. Ramona raste zu ihm, riss ihm den Tanga aus der Hand, wischte mit dem Stoff über sein Gesicht als poliere sie einen Spiegel und steckte ihn ihm dann in die Tasche. Dann stand sie schweratmend vor ihm, als sei alle alle Sehnsucht in den Brustspitzen. Und Ferdinand tat das – ja, was? Das Beste, das Unmögliche, das einzig Richtige, das Dümme, das Moralische – Ööööööpöpöp...? Er nahm den Tanga und steckte ihn Ramona in den Ausschnitt. Kurz hörte sie auf zu atmen, dann fiel der Kopf vornüber, sie ging ans andere Ende des Saales und zog den Tanga wieder an, - Ferdinand wandte sich etwas weg -, dann ging sie mit ausgestreckter Hand zu Ferdinand zurück, der die Hand nahm und küsste, küssen musste. Sie sah daraufhin schöner aus denn je. Sie entzog ihm die Hand und verließ den Saal, ging nach Hause, kramte den Brief hervor, schrieb darauf ‚Eres una afortunada‘, befeuchtet von einer Träne, und brachte ihn zum Briefkasten.

Geneigter Leser weiß, dass der Brief am 20. November 2003 in München-Giesing, Sebaldusstraße 6 im Briefkasten der Fletschers lag, ohne Postleitzahl. Damit fing ja dieser Roman an.

Jochen hatte Susanne in sein Amt bestellt und gute Sachen und Nachrichten versprochen. Sie traf Franziska in Jochens Büro. Sie flog Susanne in die Arme : „Jochen kommt gleich.“ Susanne schob sie ein wenig weg: „Ich schaue dich an und denke, der geht es gut.“ Franziska lächelte und nickte: „Un-fass-bar gut. Jochen – dass so was noch übrig war am Männerbaum... Jochen ist ein Jack-Pot, und ich bin nach wie vor fassungslos, dass ich den durch deine Verkupplung gefunden haben soll. Du erinnerst dich, wie geschädigt ich war.“ „Sehr genau. Du wolltest dich in die Partnach-Klamm stürzen.“ Franziska schüttelte leise den Kopf: „Das wäre zu früh gewesen. Die Vorstellung, mich umgebracht zu haben vor Jochen – schrecklich. Er hat geschnallt, dass wir Weiber was anderes sind als ihr Männer – äh...“ „Ich versteh dich schon.“ „Nicht immer was Besseres, aber immer was anderes. Wenn man die Hoffnung werten kann – sie kommt noch vor der Schwerkraft. Wenn man sowas anfängt, ist sie ein so winziges Pflänzchen am Wegrand. Voriges Wochenende bin ich mit Jochen durch die Partnach-Klamm gewandert. Jeder Tropfen Wasser war Liebe und Hoffnung.“ „Hast ihm was gesagt?“ „Wovon?“ „Von deiner Beziehung zur Klamm.“ „Ja. Jochen ist ja ein so wunderbarer Redegeselle, auch. Manchmal muss ich mich richtig ein bisschen bremsen, dann habe ich Angst, ihn zu überlasten. Aber er hat wohl ein sehr tragfähiges Kreuz. Susanne, - dass ich mich in die Schlucht stürzen wollte, das kommt mir heute so völlig unwirklich vor. Die Liebe verändert uns. Punkt.“

Wie aufs Stichwort kam Jochen rein. Franziska stürzte in seine Arme und küsste ihn. Sie drehte sich zu Susanne: „Als ob wir uns nicht erst vor einer halben Stunde getrennt hätten...“

Ach, Ferdinand, wenn du wüsstest, was Jochen, den du nicht kennst, aber auf den du – kurzfristig nur – eifersüchtig sein wirst, - was Jochen der Susanne erzählte: „Susanne, ich habe sehr viel rumtelefoniert. Dein Ferdinand ist in Berlin aktenmäßig erfasst wegen Geldwäsche, scheint aber vernachlässigbar zu sein. Die deutsche Botschaft in Havanna weiß nichts, will

sich aber kümmern, kann aber nur in Verbindung mit kubanischer Polizei ernsthaft operieren. Da muss eventuell das Amt, also das Außenministerium eingeschaltet werden. Sie warten auf dich in der deutschen Botschaft in Havanna. Jetzt kommen noch die zwei Weihnachtspräsente: Hier, offizieller Schrieb vom LKA und hier – Ticket Frankfurt-Havanna-Frankfurt, Abflug Montag. Du fliegst in unserem Auftrag. Haltung, Frau Doktor!“ Aber sie näherte sich ihm aufs Zärtlichste: „Ich glaube nicht, dass Franziska was dagegen hat.“ Sie umarmte und küsste ihn: „Danke, danke, danke!...“ Franziska kommentierte: „Zeitschrift ‚Psychologie heute‘ titelt im November: Dankbarkeit – Erleichterung des Lebens - oder sowas. Und niemals Aber sagen, wenn man Danke gesagt hat.“ Jochen war ernst: „Alles erdenklich Gute, Susanne. Das wird nicht ganz einfach.“ Susanne zweifelte nicht: „Ich weiß.“ Franziska war voller Liebe: „Adieu, Susanne, Gott schütze dich.“ Und Susanne antwortete knapp und logisch: „Das wird er schon machen.“

25 Die Sache mit den Wadenwickeln

Ferdinand sah gestern, also am Samstag, mittags, einen Postboten von der Straße kommen, den Patio überqueren und im Haus seinen Blicken entschwinden. Postbote am Samstag Mittag? Der Brief in seiner Hand hatte was Rotes auf dem Umschlag, wahrscheinlich ‚Express‘. Wenig später ging der Postbote wieder auf die Straße zurück. Und wenig später wurde Ferdinand von Mathilda zum Übersetzen bestellt. Das war aber eine düstere Chinesen-Versammlung in dem großen Raum im Erdgeschoss, der sich durch eine beachtliche Unordnung auszeichnete. „Übersetzen!“ herrschte ihn der Boss recht unfreundlich an und gab ihm einen sehr gewichtig wirkenden Brief, offenbar amtlichen Inhalts.

Ja, Justizbehörde, Wirtschaftsstrafsachen, Anklage wegen Vertriebs schadhafter Elektromaschinen. Angeblich von Philips, nach Dafürhalten von kubanischen Gutachtern jedoch in China nachgebaute Kopien von sehr zweifelhafter Qualität. Eine große Reihe von Schadenersatzanspruchsverfahren rollte da auf Mister Wung zu. Schlimmer war wohl ein zweiter Brief im selben Umschlag: der Weltkonzern Philips erhob Klage wegen Missbrauchs seiner Geschirrspülmaschine WRT 2/14 als unbrauchbarer Nachbau, ziemlich sicher in chinesischen Fälschungszentren hergestellt, in Havanna im Vertrieb, Ladengeschäft auf der Calle Obispo.

Nachdem Ferdinand fertig war mit dem Übersetzen der juristischen Texte, brach ein zum Teil sehr leidenschaftlich geführtes Palaver der Chinesen aus. Alles deutete darauf hin, dass die Mehrheit der Chinesen mit ihrem Boss nicht mehr zufrieden war. Aber Ferdinand verstand kein Wort und konnte den Raum unbeachtet verlassen.

Auf dem Weg in sein Gefängnis zurück sah er eine offene Tür auf den Patio hinaus. Zur deutschen Botschaft rennen? Es schaffen! Ja! Susannes Leben aufs Spiel setzen? Nein! Sich von Mathilda wieder einsperren lassen.

Susanne packte am gleichen Samstag, wenn auch zu anderer Uhr-Zeit in München-Giesing ihre Sachen zusammen für die Bahn-Reise nach Frankfurt und weiter mit dem Flugzeug nach Havanna. Schiss? Nun ja, ganz wohl war ihr nicht. Was würde ihr begegnen? Vor allem aber: wie gefährlich war ihre Reise mit dem Schreiben vom bayerischen LKA für Ferdinand? Wenn das Chinesen-Imperium abrutschte, - wie weit rutschte Ferdinand mit in den Abgrund, den unauslotbaren? Plötzlich der Gedanke, dass er sich vielleicht irgendwann vor einem kubanischen Gericht verantworten musste. Sie las noch einmal das Schreiben des Landeskriminalamtes, das Jochen ihr für die kubanischen Behörden mitgegeben hatte:

„To whom it may concern!“

Wir beauftragten Mrs. Susanne Fletscher, cand.jur. mit der Überbringung dieses Schreibens. Nach unseren Erkenntnissen wird in Havanna der deutsche Staatsbürger Ferdinand Honigmann von einer chinesischen Mafia-gruppe festgehalten. Es handelt sich um eine Gruppe unter der Führung von Mr. Cheng Wung. Er dürfte aber mit großer Sicherheit unter anderem Namen in Havanna leben und möglicherweise mit chinesischen Nachahmungen von elektrischen Markenartikeln von geringem Wert handeln. Frau Fletscher ist von uns weiterhin beauftragt, alle Spuren zu verfolgen, die zur Auffindung des genannten Ferdinand Honigmann führen könnten und ihn im Gelingensfalle nach Deutschland zurückzuführen. Wir haben unsere Botschaft in Havanna von den Vorgängen unterrichtet. Für alle Unterstützung seitens der kubanischen Behörden danken wir im voraus.‘

Susanne, Mädchen!: wie könnte denn diese ‚Unterstützung seitens der kubanischen Behörden‘ aussehen? Bewaffnet sind diese Unterstützer doch ziemlich sicher. Was setze ich denn da in Gang? Aber ohne Risiko ist nichts zu haben. Ich muss mit den Leuten in der Botschaft in Havanna reden.

Und ich muss Ferdinands lilanen Rollkragenpullover einpacken. Nein, nicht für Kuba, sondern für die Rückkehr ins winterliche Frankfurt. Mal so

gesagt: Sie brauchte für das Einpacken dieses Ferdinand-Bekleidungsstückes geschlagene fünf Minuten.

Eine Kopie des Schreibens vom LKA Bayern geriet über dunkle Kanäle in falsche Pfoten. Die lauthälsige Presse fragte, wo denn da die Sensation sei an dieser Kopie von einer Fotokopie. Antwort: „1.Wer ist Ferdinand Honigmann? Krimineller Hintergrund, chinesische Schlangenkopfmafia 2.Die Susanne Fletscher ist Kriminologin, sehr schön. Passagierliste ab Ffm nach Kuba am Sonntag Mittag...“ So kam es, dass ein Pressefotograf Susanne ansprach, als sie sich zum Einchecken im Frankfurter Flughafen einfand: „Verzeihen Sie, sind Sie Frau Fletscher?“ „Ja. Wieso?“ Mit diesem ‚Ja‘ löste sie ein mittleres Blitzlichtgewitter aus und Rufe wie „Nochmal lächeln!“ „Hierher!“ „Ein Wort über Ferdinand bitte!“ „Wann kommen Sie zurück?!“ „Wird Kuba für Sie gefährlich?“ Susanne entschloss sich spontan, freundlich zu lächeln und nicht die Stirn zu runzeln. Sie legte lächelnd den rechten Zeigefinger auf den Mund, was die Fotografen zu besonderem Eifer anspornte. Einem Nachzügler streckte sie sehr weit die Zunge raus. Dann rief sie aber noch laut: „Eine Bittel: Schweigen über meinen Zielort!“ Susanne überlegte, wie sie zu dieser fragwürdigen Pressebeachtung gekommen war und tippte ganz richtig auf eine undichte Stelle in dem Münchner Amt. Genauer einordnen konnte sie es nicht, vor allem fragte sie sich, ob solcherlei Öffentlichkeit ihrer Sache vielleicht dienlich sei oder eher schädlich? Dato keine Antwort.

Alleskieker macht, während er diese Texte niederschreibt, im Bayerischen Wald eine Kur zur Wiederherstellung seiner angeschlagenen Gesundheit. Da steht zum Beispiel auf dem Therapieplan ‚8 Uhr 30 Badeabteilung Wickel‘. Das sind kalte nasse Tücher, in die die Waden gewickelt werden, Wolldecke drüber, $\frac{3}{4}$ Stunde Ruhe, dabei werden die Wickel warm. Bei solcher Schreibbehinderung kam ihm der Einfall mit dem kleinen Presserummel auf dem Frankfurter Flughafen. Stichworte dazu spricht er sehr leise unter der Decke auf das kleine Diktiergerät. Beim nächsten Wickeltermin sagt ihm die Wi-

ckeldame, ein Mitwadengewickelter habe sich beschwert über meine Ruhestörung. Mannomann! Alleskieker hat nun den für seinen Job tödlichen Wunsch: ‚Hoffentlich habe ich in der nächsten ¾ Stunde keine Einfälle!‘ Wäre schön, wenn der Beschwerdeführer dies läse. Die Chancen dafür sind allerdings gering. Ruhe! Weiter!

Ferdinand schmeißt sich auf seinen Liegestuhl und fragt tiefgründigst bohrend: ‚Was ist?‘ Das andere Ich antwortet lässig: ‚Was soll sein?‘ Aber sein Aufpasser-Ich bohrt weiter: ‚Weiche nicht mit anderen Modalverben in eine andere Frage aus. Ich wiederhole: Was ist?‘ ‚Gegenwart ist,‘ antworte ich, ‚das wird man doch wohl so sagen dürfen.‘ ‚Und was ist in dieser Gegenwart?‘ ‚In dieser Gegenwart ist Fiumela, die getigerte Katze, sie springt auf mein Gefängnis-Lager und besteigt meinen Bauch und macht es sich bequem, ein wenig unterhalb des Bauches. Ich kraule ihr sanft den Hals und sie schnurrt, schnurrt, schnurrt... Die Gegenwart ist ihr Paradies. Die kleine Verletzung an der Pfote, die sie gestern so ausgiebig geleckt hat, kümmert sie heute nicht mehr, ihr Hunger von morgen auch nicht. Sie hat keine Vorräte gesammelt. Sie liegt und schnurrt und schnurrt und schnurrt und macht diese halbgeschlossenen Wonneaugen, die ein wenig an Liebes-Augen von Ladies erinnern. Ach, Mensch, Susanne. Wehe, ich würde mit Kraulen aufhören. Das ist. Der Satz stimmt so: Das ist.

Und meine Gedanken zischen wie etwas feucht gewordene Feuerwerkskörper nicht gerade symmetrisch über den dunklen Himmel – Vergangenheit, Zukunft... In der Vergangenheit ließe sich schon Einiges festmachen, obwohl Psychologen immer dringender davor warnen, allen Erinnerungen an die Vergangenheit uneingeschränkt zu trauen. Lässige Schnitzer unterlaufen da und schrecklich hinterhältige und böse Fehler und Gemeinheiten. Wie hätten Sies denn gerne? Und die Zukunft? Was macht das Gefängnis aus den Gedanken an die Zukunft?

Über der Zukunft steht ein Stern, armseliger Lichtpunkt, einzigartiger Reichtum. Der Stern heißt Susanne. Punkt.‘

Dann dachte er über das gerade Übersetzte nach: Dauert nicht mehr lange, da hat mein Herr Wung Feuer unterm Hintern! Und dann? Dann explodiert der Susannen-Stern in Millionen Partikelchen. Plötzlich stand er in Susannes Küche in München-Giesing und riss die Folie vom Einwickelpapier der Hopfisterei, wie es empfohlen wird, um den Müll zu trennen, und wie ers getan hat - vor siebenhundert oder mehr Jahren. Drei Wochen im Paradies muss reichen für ein Jahr in der Hölle. Naja, gibt schon auch Asbest in diesem Höllenfeuer. Wars denn die Hölle? Nein. Aber eine so totale und immer widerlicher werdende Fremdbestimmtheit, die er nicht mehr lange durchhalten würde und wollte. Ja, die gab es, ja...

Am Nachmittag Ortszeit Sonntag, den 14. Dezember, dritter Advent, Anflug auf Havanna, die ersten diesbezüglichen Durchsagen. Da waren diese vier deutschen Männer, die den Flug über alle anderen Passagiere immer wieder ganz schön genervt hatten mit ihren schweinischen Gelächtersalven. Es soll ja auch Sex-Tourismus nach Kuba geben, sehr diskret und unauffällig, dem Fidel war das sicher nicht Recht; Sex ja, Prostitution nein. Jetzt redeten sie im Sinkflug noch lauter, wenn eine solche Steigerung überhaupt denkbar ist. Trotz größerer Lautstärke war eher weniger zu verstehen, was man wohl ein Glück nennen sollte. Pointen waren das sicher nicht, Potenzfragen galt es zu klären und Impotenzfragen, die Herabwürdigung der Frauen und des Sexuellen auf ein Niveau weit unter dem tierischen. *Lass deine kritische Moral außen vor, Alleskieker!* Das waren lauter Ehemänner, dachte Susanne, wie siehts bei denen zu Hause aus? Ihretwegen hatte sie den Ehe-ring auf den rechten Ringfinger gesteckt.

Ankunft am Flughafen José Martí, so benannt nach dem wohl berühmtesten kubanischen Dichter des vorletzten Jahrhunderts (weitaus exotischer ist der alte schöne Name Rancho Boyeros) am frühen Abend. Passagierin Mrs.Fletscher steigt aus in die kubanische Luft. Wie anders, als die Temperatur, die sie in Frankfurt verließ. Da leben, wo es im Dezember noch so tropisch warm ist... Durch die Kontrollen. Pass, - der für alle unfreien

Länder so typische, misstrauisch festnagelnde Blick, der das Passbild mit dem Echtbild vergleicht. Jaja, ist ja gut, seit zwei Jahren ist das ja in der westlichen Welt auch nicht mehr so lässig liberal, wie es mal war... Zoll sehr locker. Und dann steht sie da, verlorener als je in Biesdorf. Das Männerquartett, dem vermutlich schon der Kamm schwillt, steht nicht weit von ihr. Menschenskind, muss man wirklich über den Atlantik düsen, um das bisschen Sperma loszuwerden?! Die Deutschen verdienen zu viel. Nicht laut sagen.

Ein Bus fährt sie rein in die Stadt. Obwohl müde - sie hat im Flugzeug nur wenig geschlafen -, schaut sie doch höchst interessiert in diese ferne fremde Welt. Die Menschen nicht anders als in Frankfurt, viele Schwarze, viel Halbblut, die Autos älter, zum Teil wahnsinnig alt. Wo geht Ferdinand? Da links oder da rechts drüben?... Auf beachtlich großen Plakaten wird die Revolution gefeiert, sie ist nun 44 Jahre alt, und immer noch warten die Kubaner auf ein bisschen mehr Lebensqualität. Die Parolen machen doch nicht satt. Fidel, der 44-Jahre-Quatscher! Auch Che Guevara strahlt von unzähligen Plakatwänden, fast immer das gleiche Bild. Was war denn das für einer? Susanne findet ihn sexy, ja, aber bestimmt im Lager der Teulosen. Als Minister war er wohl nicht so doll. Sein schrecklicher Tod in Bolivien...

Und diese riesigen Busse mit Anhänger mit der undefinierbaren Farbe zwischen lila, rosa, rost und rot. Nicht weit von der Stelle, wo Susanne ankam, hielt so ein Monstrum und schaufelte Menschen ein, um sie nach Feierabend ins Umfeld der Stadt zu karren. Wie sieht es in ihren Vorort-Wohnungen aus? Bestimmt anders als in denen der deutschen Sex-Touristen. Susanne überlegt, ob sie die Einsteigenden zählen soll. Son Quatsch! *Nebenbei: es sind Busse für 300 Fahrgäste.* Susanne ist ja so eine, die nicht viel fragt, eine, die Stadtpläne lesen kann. So einen schmalen Reiseführer, den sie vorsorglich gekauft hatte in der Geo-Buchhandlung nicht weit vom Viktualienmarkt in München, zog sie aus dem Koffer, orientierte sich über das Hotel Inghilterra und zog los. Sie legte sich im angenehmen Zimmer aufs Bett, um ein wenig auszuruhen.

26 Susannenvater kauft Gorgonzola

Susanne wachte vier Stunden später auf und brauchte eine kleine Zeit um festzustellen, dass sie in Havanna auf dem Hotelbett lag. Und die große Angst, wie das Alles gehen sollte, war gleich wieder da. Aber Angst ist ein so schlechter Ratgeber, hatte, so erinnert sie sich, ihre Freundin Marion mal gesagt und damit sicher Recht. Und ist denn nicht Alles eine Frage der Liebe? Aber oft genug sind Angst und Hass doch stärker, die Liebe ist doch keine Versicherung gegen tödliche Verbrechen!

Sie schaute auf die Uhr. Das gibts doch nicht: 1 Uhr, was denn? Nachts? Oder? Ja, dunkel draußen, Quatsch, in Frankfurt ist es 1 Uhr nachts. Uhr zurückdrehen, hier ist es erst 7 Uhr abends, hier kommt der Mond später an. Und mit dem Reiseführer das Café Paris suchen und an Berlin denken, da hat sie via Merian ein gutes Lokal in Kudammnähe gefunden. Das Café Paris hatte sie schon in München ausgeguckt. Da spielte die Musik. Das wars. Das war einfach hinreißend! Die spülte drei bis vier Kilo Sorgen, die auf Susanne lasteten, einfach weg. Die sehr unpariserischen harten, kantigen Bänke und Stühle störten nicht im geringsten.

Dann kam noch dieser junge Mann an den Tisch und präsentierte ihr eine Zeichnung, ein Schnellzeichner. Wo hat der Kerl nur gesteckt? Zwei Dollar war ihr die Karikatur wert. Einsam sah sie aus, war sie ja auch, hübsch, Spuren von Mann-Sehnsucht ließen sich entdecken. Wo geht Ferdinand jetzt gerade lang, wo sitzt er, wo hockt er?

Zwei oder drei Kilometer war Ferdinand weg, in seinem einigermaßen komfortablen Gefängnis. Ramona erzählte ihm gerade, dass der chinesische Seelenverkäufer wieder im Hafen vor Anker liege. Das war wie eine Ohrfeige, es war richtig ein Schmerz: „Nein! Ich will nicht nochmal auf diesen Kahn, ich springe über Bord und ersaufe.“ Er fiel ins Deutsche: „Der kann doch nicht so radikal über mich verfügen. Niemals hat er mich seit der Entfüh-

rung nach meinen Wünschen gefragt, ach was: gefragt, er hatte mir ja nicht einmal die geringsten Informationen gegeben, ich war eine Spülmaschine für ihn, und in den Nacken hat er mir die Geißel Susanne gesetzt...“ Plötzlich merkte er, wie Ramona ihn verständnislos anstarrte, verständnislos, in größter Liebe. Nach kurzer Pause flüsterte sie: „Nicht ersaufen, Ferdinando, bitte nicht ersaufen!...“ Ferdinand musste zwei Sekunden lächeln. Ramona hielt den Schlüssel hoch, der mit dem Metallschildchen leise klingelte. Sie nickte zuversichtlich, zwinkerte mit dem Auge, gab ihm die Hand und ging. Und schloss ab.

Ferdinand ging zum Fenster. Ramona rannte sehr schnell auf die Straße, hatte sie noch ein sekundenschnelles Winken für ihn? Sie kann so schnell nicht den Schlüssel bei Mathilda abgegeben haben. Sie hatte ihn bei sich. Dann sah er den Kapitän von der Straße auf den Hof kommen und im Haus verschwinden. Das war schlimmer als Ramonas Nachricht; sie hatte in letzter Zeit manchen Mist erzählt. Jetzt wusste er, dass der schreckliche Kahn wieder da ist. Nein!, der Kahn war ja gar nicht so schrecklich. Schrecklich war, dass seine Irrfahrt weiter gehen sollte, dass er weiter ins Ungewisse segelt. Susanne weiß, dass ich in Havanna bin – hoffentlich! Wo ich in zwei Wochen oder zwei Monaten sein werde, weiß sie ebenso wenig wie ich!

Kapitän und Mr. Wung gerieten in einen ziemlichen Streit. Der Kapitän sagte im Laufe des Gespräches: „Genosse Wung –“ Wung ärgerte sich: „Sag nicht Genosse zu mir und lass meinen richtigen Namen im Keller!“ Der Kapitän lächelt etwas gemein: „Sir – ich zahle täglich einen Haufen harte Dollar für das Schiff im Hafen. Die Summen werden täglich höher, weil sie mich erpressen mit giftigem Lächeln. Und warum? Weil Sie und Ihre Ladung nicht einwandfrei sind.“ „Was?“ empörte sich Wung, „ich habe alle Papiere ordnungsgemäß beisammen. Mein Personal ist ohne Tadel. Warum zahlen Sie Erpressergebühren?“ „Wir reden zu viel,“ sagte der Kapitän. „Gib mir noch einen Tag,“ bettelte Wung. Der Kapitän war nicht zu überreden: „Keinen Tag mehr. Morgen wird geladen. Oder ich laufe ohne euch und eure Ladung

aus.“ Wung jammerte: „Die Preise für diese blöden Maschinen steigen durch diese ewigen Transporte ins Unermessliche. Aber vielleicht ist es gut, dass du drängelst, ich könnte zu lange zögern.“ Der Kapitän wurde etwas freundlicher: „Komm, Wung, hau deine letzten Maschinen auf meinen Kahn und lass uns abdampfen. Jeden Tag fährt die Polizei-Barkasse dreimal um mein Schiff herum.“ Wieder ein ziemlicher Schock für Wung: „Was? Nein!“ „Du sagst, deine Ladung sei legal?“ „Ist sie auch. Ich habe alle Papiere.“ Der Kapitän wollte zum Schluss kommen: „Also, nichts wie weg! Wo geht die Reise eigentlich hin?“ „Sage ich dir, wenn wir das offene Meer erreicht haben.“

Susanne wäre am liebsten die ganze Nacht im Café Paris auf dem harten Stuhl hockengeblieben. Aber sie brauchte wachen Verstand für den nächsten Tag. So schlenderte sie über die Calle Obispo zum Inglaterra zurück und blieb plötzlich erschrocken stehen: in einem unerleuchteten Schaufenster, das den Blick in den Laden freigab, der nur von den Straßenlampen diffus erhellt war, standen die gleichen Geschirrspülmaschinen, die sie aus dem Schloss bei Penzberg kannte. Nein, nicht aus dem Schloss – wie war denn das noch?, - die Erinnerung ließ sie im Stich. Soweit erkennbar, war der Laden unaufgeräumt, Werkzeuge lagen rum, ein großer Klebebandspender, Wellpappeverpackungen stapelten sich am Boden. Es sah nach Aufbruch aus, aber irgendwie mittendrin unterbrochen. Susanne spürte ihr Herz klopfen, sie dachte an den Satz in ihrem gewichtigen Brief von den ‚Nachbildungen von Markenartikeln von geringem Wert‘. Ferdinand in nächster Nähe. Wo genau? Da im Hinterhaus. Ihr Blick wanderte über die Fassade nach oben, oberes Stockwerk? Mensch, den Kerl jetzt rausangeln, bevor kubanische Behörden eingreifen! Nutzlose Wunschträume...

Ein Film lief durch ihre Erinnerung und stellte klar: Schlafwagen von Berlin nach München, Fahrt mit Schöttler zu dem Schlösschen im Oberbayerischen, leer, eine Familie fährt mit Kombi vor, im Laderaum genau so eine Spülmaschine – genau daher kannte sie sie. Der Vater wütet über das asiatische Gelump, will Schadenersatz. Auf die Frage nach dem Verkäufer hört

Susanne die Mutter sagen: ‚Blond, nicht sehr groß, Nickelbrille‘, Ferdinand!, aber auf dem Weg nach Unbekannt, jetzt weiß sie: nach Havanna...

Susanne wachte früh auf, was ihr wenig nützte. Aufpassen, dass sie nicht ins Grübeln gerät. Nach ausgiebigem Frühstück – ausländische Besucher merken nichts von irgendwelchen Versorgungsschwierigkeiten: für Dollar gibt es Alles - mit dem Taxi zur Embajada de la República Federal de Alemania, der deutschen Botschaft in der Calle B No. 652 esq. (esquina heißt Ecke) in Vedado, schöner Stadtteil im Westen der Millionenmetropole, wo Ferdinand zur Flagge rennen wollte und so kläglich scheiterte. In der Konsularabteilung empfängt sie ein sympathischer junger Beamter, der schon eine Mappe ‚Ferdinand Honigmann‘ angelegt hat. Susanne zeigt ihr Schreiben vom LKA in München, das der Beamte sehr genau durchliest: „Damit müssen Sie auf die Präfektur.“ „Wo ist die?“ „Das ist die Frage, die ich am leichtesten beantworten kann.“ Susanne runzelt die Stirn: „Gibt es weitere Fragen?“ „Und ob. Zum Beispiel nach Ihren Spanischkenntnissen.“ „Null,“ antwortet Susanne, „fürs Spanische hatte ich ja meinen Ferdinand.“ „Sie sind mit dem Gesuchten weder verwandt noch verschwägert?“ Susanne lächelt bekannt schön: „Nur verliebt, um das klarzustellen.“ Der Beamte nahm es lächelnd zur Kenntnis: „Wie kommen Sie zu dem Schreiben?“ Susanne erklärte: „Ein guter Freund sitzt da im LKA und hat mir geholfen.“ „Sehr geholfen, das Schreiben ist Gold wert.“

Der Beamte telefonierte, offensichtlich mit der Präfektur, sehr flüssig Spanisch parlierend, ziemlich lange, so dass Susanne am Ende fragte: „Irgendwelche Schwierigkeiten?“ „Nein, sagen wir mal so: Ungeschicklichkeiten für kubanische Beamtengehirne, die wir aufklären müssen,“ sagte der Beamte, „Sie haben einen Termin in der Präfektur, heute Abend 18 Uhr.“ „Wo ist die?“ Wieder lächelte der Beamte: „Ich kann so gut verstehen, dass Sie das schnell hinter sich bringen wollen, aber die kubanischen Mühlen mahlen langsam, sehr bürokratisch. Und wir können ihnen nicht einheizen. Der Chinese, dieser Mr. Wung ist schon einige Male auffällig geworden. Niemals

was Schlimmes, aber unter Beobachtung, wenn auch zunächst lässig. Das könnte sich allerdings mit Ihrem Schreiben ändern.“ „Ist mein Ferdinand – entschuldigen Sie, dass ich immer von meinem Ferdinand spreche – ist er gefährdet?“ „Im momentanen Status sicher nicht.“ „Ich werde einen Dolmetscher brauchen.“ „Darüber denke ich die ganze Zeit nach. Das Beste wird sein, wenn ich selber mitkomme.“ Susanne war höchlichst erfreut: „Das würde mir sicher sehr helfen.“ „Die offiziellen Dolmetscher sind nicht gut. Und Sie können ja nicht kontrollieren, was sie übersetzen. Wenn ich mitkomme, wird das einfacher für Sie, –“ Susanne lächelte: „Sie brauchen sich deswegen nicht entschuldigen.“ „Also, kurz vor sechs in der Calle –“ Susanne holte ihren Reiseführer mit dem Stadtplan hervor und bekam den Treffpunkt genau bezeichnet.

Susannes Vater ging über die Tegernseer Landstraße in München-Giesing zur Giesinger Käse-Alm, seinen Drei-Tage-Vorrat Gorgonzola zu kaufen, er nahm den guten alten, weniger fetten, dazu marinierte getrocknete Tomaten und eine Flasche von dem Pinot Grigio aus Friaul. Er plauderte mit der Ladenbesitzerin, wie er das gerne zu tun pflegte: „Geht doch alles so schnell heutzutage: Plötzlich ist der Mond rot. Am Abend vorher war er gelb, am Abend danach auch wieder gelb. Wie soll man das verkraften, wenn man 77 ist!“ „Das war doch eine Mondfinsternis, Herr Fletscher.“ „Weiß ich doch,“ sagte er, „aber trotzdem: Mond, Erde, Sonne auf einer Linie wie Schaschlik auf dem Spieß, und schon wird der Mond rot!...“ Er puhlte seine Plastic-Tüte aus der Manteltasche und verstaute seine Einkäufe, bezahlte. Er überquerte die Straße und dachte an seine Tochter, die sich auf eine denn doch recht problematische Reise in die ferne Karibik begeben hatte. Da prangte ihm ihr Lächeln entgegen. Auf einem großen Boulevard-Blatt: Einsam – aber nicht mehr lange. Die schöne Susanne F. fliegt in die Karibik, um ihren Liebsten Ferdinand H. zu suchen und – wir wünschen *Toi-toi-toi* – zu finden! Weiter nichts. *Alleskieker stellt fest, Susanne wurde von der Fotografenmeute erhört!*

Ziemlich sicher anzunehmen, dass es in der Redaktion Auseinandersetzungen gegeben hat. Es lebe die Schönheit, wenn sie denn mal siegt!

Susannes Vater holte ein Exemplar aus dem Kasten, vergaß zu bezahlen und ging schnell nach Hause, zu schnell, so dass er in Atemnot geriet und zwei Gänge runterschalten musste. Dann noch die Treppen hoch. Sollte sich da wirklich kein Lift einbauen lassen, wie der Hausbesitzer immer wieder beteuerte? Dann klingelte er an seiner Wohnungstür, entfaltete die Zeitung und hielt sie sich vor den Kopf. Die Mutter öffnete: „Hast du denn keine Schl- Nein!“ rief sie dann, als sie ihre Tochter erkannte. Der Vater ging in die Wohnung: „Was hast du mir für ein schönes Kind geboren!...“

27 Das Wunder in den Straßen von Havanna

Keine Frage, dass Susanne gestern pünktlich um 18 Uhr vor der Präfektur stand. Auch der Konsularbeamte war pünktlich. Sie bekamen Passierscheine, weil sie in geheiligte Büros vordringen mussten. Die Reise ins Innere begann. Es war viel Kommen und Gehen, das zunehmend weniger wurde, je mehr sie sich höheren Orten näherten. Susanne fragte sich, ob hier nun auch die mancherlei politischen Entscheidungen getroffen wurden, von denen man im Frühjahr nach langer Zeit wieder gehört hatte. Nein, dies war ziemlich eindeutig eine Polizei-Institution, keine der Justiz, aber dergleichen Ämter sind in keiner Diktatur frei von eher unheimlichen Seitenmachenschaften.

Ein Polizeioffizier empfing sie schließlich. Nein, ordentlich sah das Zimmer wirklich nicht aus, mit „Zu viel zu tun!...“ entschuldigte sich der Beamte. Irgendwas an Susannes Schreiben beschäftigte ihn intensiv. Dann fing er an zu suchen. Nie im Leben hatte Susanne ein solches Suchen erlebt. Das hatte nichts mit dem Suchen zu tun, das ihr Vater mit zunehmendem Alter immer öfter praktizierte. In kürzester Zeit häufte sich zu Füßen des Polizeioffiziers ein beachtlicher Haufen Papiere, teils freiflatternd, teils in Mappen, teils in ganzen Ordnern. Er ließ nichts runterflattern, was er nicht einigermaßen genau und gründlich angeschaut hatte. Es wechselte also ein hektisches Wegschmeißen und Neugrabschen mit einem ganz stillen Innehalten und Lesen. Schließlich hellte sich seine Miene auf: er hatte wohl gefunden, was er suchte und verglich es mit dem Schreiben von Susanne: „Fälschung!“ rief er dann aus. Es war das Schreiben, das Ferdinand seinerzeit mit seinem Boss zusammen in der Präfektur abgegeben hatte und das ja schon damals als wahrscheinliche Fälschung angesehen wurde. „Gehen wir,“ sagte er. Sie verließen das Zimmer.

Und kamen zur nächsthöheren Instanz. Ein bisschen weniger Unord-

nung. Der höhere Polizeioffizier verglich die beiden Schreiben und palaverte mit seinem Untergebenen, zunehmend erregter, so schien es Susanne. Dann gingen sie noch eine Instanz höher. Noch ein bisschen weniger Unordnung. Hier ging es offensichtlich zur Sache. Der Konsularbeamte übersetzte der Susanne nicht wörtlich genau, aber dem Sinn nach: Brisantes Material, Mafia, eindeutige Straftatbestände, Notwendigkeit auf Zugriffe, Haftbefehle gegen Mr. Wung und seine elf oder wie viele?... Bandenmitglieder. Kriminalbeamte werden die Ausfahrt aus dem Anwesen des Mr. Wung bewachen und per Handy die Fahndung auslösen, wenn sich da etwas tut, Bereitstellung einer Eingreiftruppe unter Kommando eines Offiziers. Bis dahin absolutes Schweigen. Und dann verwandelte sich dieser uniformierte, bis dahin eher barsch wirkende Kubaner in den galantesten Kavalier, der sich sehr herzlich bei Susanne für das Überbringen des Schreibens bedankte, es helfe der Polizei ganz entscheidend weiter, ihr die Hand küsste und einen guten Aufenthalt in Havanna wünschte. Sie bat den Konsularbeamten zu übersetzen, dass sie sich ihrerseits herzlich bedanke, aber ihre große Sorge sei erwähnter Ferdinand Honigmann, den sie liebe und gerettet wissen möchte. Der Offizier gab eine entsprechende Anweisung, die ihr übersetzt wurde und sie einigermaßen beruhigte.

Heute mittag nun sah Ferdinand aus seinem Fenster, wie fünf Geschirrspülmaschinen, noch in die Original-Wellpappe verpackt, in den Kastenwagen verladen wurden, wie vielleicht erinnerlich: ohne Gabelstapler, nur chinesische Muskelpakete, wie Chinesen und Mathilda einstiegen und sich auf die Ladefläche hockten, vorne der Fahrer, der Boss und die schöne Engländerin. Der Wagen fuhr an, bremste aber sofort noch einmal scharf. Mr. Wung stieg nochmal aus, machte die Tür zur Ladefläche auf und geriet in eine heftige Auseinandersetzung mit Mathilda. Sie stritten offenbar lauthals, für Ferdinand unhörbar. Sie wiesen dabei immer wieder zu Ferdinands Fenster hinauf. Mathilda schien alle Anwürfe abzustreiten. Wung rannte schließlich ins Haus und klopfte wenig später an Ferdinands Gefängnistür. Der rief: „Ich bin eingesperrt.“ „Mathilda sagt, sie habe den Schlüssel nicht.“

(Noch immer waren seine deutschen Konjunktiv-Konstrukte vorbildlich!) „Ich habe ihn auch nicht.“ „Wer hat ihn?“ Hier gilt es für Ferdinand zu lügen: „Das weiß ich doch nicht!“ „Wir müssen weg.“ „Fahren Sie ohne mich!“ „Das könnte Ihnen so passen!“ Der Chinese rannte gegen die Tür, zweimal, dreimal, aber sie hielt. Die Stimme eines anderen redete chinesisches auf den Boss ein, dringlich, panikartig. Der Boss widersprach heftig, war dann aber wohl überzeugt. Schritte entfernten sich sehr rasch.

Schon war Ferdinand wieder am Fenster, Boss und anderer Chinese stiegen in den Kastenwagen und fuhren auf die Straße. Draußen waren zwei junge Sicherheitsbeamte der kubanischen Polizei in Zivil, die aufgeregt in ihre Handies spuckten, dass der weiße Kastenwagen soeben das Anwesen verlassen habe. Das löste in der Zentrale den vorgesehenen Alarm aus.

Ferdinand war höchlichst irritiert. Er horchte ins Haus: große Stille, da tat sich gar nichts. Wollten sie ihn hier verhungern lassen? Da stand ja noch der Jeep, den die Kriminalbeamten von draußen nicht beachtet hatten, mit laufendem Motor, wie Ferdinand am Auspuff erkannte. Ferdinand wurde zunehmend unruhiger. Er rief „Hallo?!“ Bald schrie er: „Hallo!?“ Nichts rührte sich. Er schmiss sich gegen die Tür, aber die gab auch von seiner Seite nicht im Geringsten nach. Nochmal rannte er zum Fenster: Leergefegt. Nach einiger Zeit, in denen Ferdinands Augen über alle Ecken und Enden des Patio kreisten, kamen im Torbogen zur Straße Fetzen eines Kleides zum Vorschein, langsam schleichend: Ramona. Sie hielt sich versteckt und schaute zu seinem Fenster hinauf. Er winkte. Aber wie im oberbayerischen Schloß war durch das Gitter der Abstand viel zu groß. Sie konnte ihn nicht sehen. Er sah nur ihren Kopf. Wieder wollte er die Scheibe einschlagen. Plötzlich rannte sie los und in das Haus. Er schrie: „Ramona!“ Immer wieder: „Ramona! Ramona! Ramona!...“

Dann drehte sich der Schlüssel im Schloss. Ramona befreite ihn, hielt ihm siegreich lachend den Schlüssel mit dem klappernden Messingschild entgegen. Er atmete hörbar aus, stand bewegungslos, dann umarmte er sie

heftig, was sie in einen Glückstaumel geraten ließ, samt einschießender bitterster Not, es war das erste und ziemlich sicher das einzige Mal! Er ließ sie sehr bald wieder los und rannte raus, erste Schritte ohne Leine, in die Freiheit nach mehr als einem Jahr. Er rannte in den Hof, Ramona hinterher. Er stieg in den Jeep, der da mit laufendem Motor stand. Ramona setzte sich neben ihn. Er fuhr los, Richtung Calle Obispo, zum Geschäft. Seit über einem Jahr hatte er nicht mehr am Steuer eines Autos gesessen; er dachte nicht eine Sekunde nach, wie der Jeep zu handhaben sei.

Die Calle Obispo ist eine recht schmale Straße, Fußgängerzone. In einer Querstraße nahe beim Geschäft stand Wungs weißer Kastenwagen. Ferdinand hielt etwas dahinter, auf der anderen Straßenseite. Auf der Kreuzung Blaulicht und eine gaffende Menge. Ein Krankenwagen, auch mit Blaulicht und Sirene schob sich auf die Kreuzung und ein grauer amtlicher Kastenwagen („Grüne Minna“, erinnerte sich Ferdinand, hieß das in Berlin) zum Transport von Gefangenen. Eine Kette von Polizisten schob die Gaffer ziemlich rücksichtslos vom Laden weg. Es war Zufall, dass die schöne Engländerin isoliert stehenblieb, sich dann an die Hauswand gegenüber dem Laden schob. Zwei Polizisten rannten zum weißen Kastenwagen des Herrn Wung, zogen den chinesischen Fahrer raus und legten ihm Handschellen an, brachten ihn in den Gefangenentransporter, nicht gerade zimperlich. Ferdinand zischte: „Raus! Sie werden den Jeep kennen!“ Sie rutschten schnell von den Sitzen und rannten vom Jeep weg, dann gingen sie sehr zögerlich und vorsichtig näher, mischten sich in die hintere Reihe der Gaffer.

Da fielen Schüsse – im Laden. Ferdinand sprang in einen Hauseingang, zog Ramona hinterher. Die Gaffer duckten sich, schrieten, rannten weg. Ein Polizist rief aus dem Laden laut nach der Bahre. Die Sanitäter gehorchten eiligst. Der ganze Chinesenhaufen, auch Mathilda wurde aus dem Laden abgeführt, alle im Griff von Polizisten oder in Handschellen, und in der Minna verstaut. Ja, verstaut, kein anderes Wort. Ferdinand dankte dem Himmel, dass er nicht dazugehörte. Dann wurde Mister Wung auf der Bahre

rausgetragen, der Kopf blutüberströmt und zerschmettert, verwundet?, nein: tot, kein Zweifel. Gerade wurde ein Tuch über seinen Kopf gezogen. Die rechte Hand mit dem Revolver lag am Rand der Bahre, schaute unter dem Tuch hervor. Die Waffe schepperte aufs Pflaster. Ein Polizist hob sie rasch auf. Selbstmord? Könnte sein. Seine schöne blonde Freundin fiel wie ein Sack auf die Knie, senkte den Kopf und faltete die Hände, als man ihn an ihr vorübertrug. Keine gun-moll mehr, keine Räuberbraut. „Es el fin“, flüsterte Ramona.

Ferdinand glaubte, Gespenster zu sehen, Halluzinationen zu haben: Da kam Susanne von der anderen Seite dieser Querstraße Richtung Obispo entlang auf den Hauseingang zu, in den er sich noch weiter zurückzog. Er griff nach Ramona, weil ihm die Knie weich wurden. Er hielt den Atem an, bis er nach Luft schnappen musste. Susanne blieb vor dem Hauseingang stehen, mit dem Rücken zu ihm, schaute zu dem Polizeispektakel, noch immer einen halben Kopf größer. Ja!, das war der Hintern seiner Geliebten, ihr Po, ihr Arsch - in Havanna! Mit einer Hand auf Ramonas Schulter, die andere tastete nach Susannes Hintern, wagte einen kleinen Klaps. Sie drehte sich wutentbrannt um – Nein! Doch! Augen zu! Auf! Ja! „Ferdinand!“ schrie sie, obwohl er ganz nahe vor ihr stand. Dann schloss sie ihre langen Arme um ihn und presste ihn an sich, und er durfte nach einem langen Jahr seine Arme um ihren Hals legen. Beide heulten los wie die Schlosshunde.

Und Ramona? Ein zweites Mal: „Es el fin...“ Sie streichelte mit beiden Händen die beiden Liebenden, vom Nacken den Rücken runter, es war ihr Segen für das Paar. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und flüsterte Susanne ins Ohr: „Es una afortunada...“ Dann ging sie. „Ramona!“ rief Ferdinand. Aber sie drehte sich nicht um, schüttelte deutlich energisch den Kopf, hob den Arm, drehte die Hand nach hinten, winkte und rannte dann plötzlich sehr schnell los, verschwand in einer Querstraße.

„Irgendwann,“ sagte Ferdinand leise und etwas stockend, „musst du den Druck deiner Arme etwas, nur ganz wenig, lockern, sonst ersticke ich.“

Das tat Susanne, nur ganz wenig, bewegte sich sonst nicht und flüsterte unter Tränen: „Ferdinand, ich liebe dich!“ Er redete auch unter Tränen: „Da bist du mir zuvorgekommen.“ „Wieso? Womit?“ „Ich wollte auch gerade sagen, dass ich dich liebe. So ein Männerklaps auf den Frauenpo ist der Urklaps auf die Gebärzone.“ „Hast du das auf Kuba gelernt?“ „Nein, in Berlin-Mitte.“ Berlin-Mitte, da musste Susanne wieder aufheulen. Wichtig!: Es war nicht das endlose Heulen vom Anfang des Romans. „Was für ein road-movie geht hier zu Ende...“ Sie löste die Umarmung, schob ihn etwas weg und fragte: „Bist du denn wirklich?“ Und er knautschte mit gesenktem Kopf: „Oh, lieber Gott, lass mich nie aus diesem Traum aufwachen.“ Er wühlte seine Nase in ihr Haar: „Es riecht wie immer.“ Und sie zog das Fazit: „Man kann also die Welt nach einer Stecknadel durchsuchen und findet sie am Ende in der Calle Obispo in Havanna, Kuba.“ Aufheul. Aufheul: „Also, ich Stecknadel... Du hast mich gesucht?“ Heul. Heul: „Was denn sonst?“ „Dass wir überhaupt Worte finden...“ „Haben wir nicht zu lange geschwiegen?“ Heul. „Haste Recht, lass uns quatschen, quatschen, quatschen, quatschen, quatschen –“ Sie unterbrach ihn unter Geschluchze: „Ja, nun ist gut, wir können uns ja auch um ein gehaltvolles Gespräch bemühen.“ „Nö, nein, no! Quatschen! Nix bemühen!“ Sie lachte unter Tränen: „Quatschen ist gut, ja! Weißt du, was Hölderlin über uns beide sagt?“ „Weiß ich nicht.“ „Habe ich neulich aufgeschnappt: Wir sind ein Gespräch.“ „Wir sind aber auch ein Geknuutsch!“ *Alleskieker konnte nicht Geknuutsch schreiben!, - wenn da einer ein kurzes u gelesen hätte...* Und er küsste sie in wilder Wut, dass sie fast hintenüberfiel.

Ganz ernüchtert stellte er plötzlich fest: „Ich muss zurück! Wenigstens die Notizen zum Buch. Hast du Mut?“ „Mit dir jede Menge.“ „Steig ein!“ Sie gingen zum Jeep. Susanne erklärte: „Ohne dich habe ich aber ein ganzes Jahr lang auch sehr viel Mut gehabt...“ Ferdinand startete und fuhr zurück zum verlassenen Anwesen. „War das dein Auto?“ fragte sie. „Nein, fahre ich gerade zum zweiten Mal. Hast du meinen Brief bekommen?“ „Sonst wäre ich nicht hier.“ „Ramona soll leben!“ „Halbes Jahr Verspätung.“ „Was? Später.“

Er bog in den Patio ein: keine Menschenseele, seltsamerweise auch keine Polizei. Ferdinand bat: „Komm, nimm nochmal einen Schluck Mut.“

Sie gingen ins Haus. Ferdinand nahm Susanne bei der Hand und rannte rauf in sein Gelass. „Das war meine Unterkunft, nein: mein Gefängnis. Hier habe ich auf das Wunder gewartet. Nun ist es da. Nun ist es da...! Das gibt's doch nicht! Und so geschmeidig ist es gekommen, einfach die Straße runter, du mein Wunder!...“ Er küsste sie, dann holte er seine eng beschriebenen Packpapierseiten unter der Matratze hervor, es waren beachtlich viele, die meisten von Ramona zu ihren etwas armseligen Blöcken zusammengeheftet. Susanne wühlte ihre Nase ins Laken: „Du hast ja keine Ahnung, wie ich den Ferdinand-Geruch entbehrt habe.“ Ferdinand war etwas hilflos mit den Packpapiermengen: „Wie kriegen wir die weg? Ich kann nicht noch mal hierher zurück!“ Susanne fieselte eine Plastiktüte aus ihrer Handtasche: „Habe ich immer bei mir, Angewohnheit meines Vaters,“ in die stopften sie die Packpapiere. „Du willst ein Buch schreiben?“ fragte Susanne. „Ab morgen, frühestens ab morgen. Ist schon fast fertig, steht alles auf den Blättern hier.“ Das Packpapier war verstaut, Ferdinand hatte es eilig: „Komm hier weg! Ich versteh nicht, wieso nicht schon längst Polizei da ist.“ Sie rannten die Treppe runter und raus über den Patio auf die Straße. Kaum waren sie draußen, fuhr die Polizei mit großem Aufgebot, mit Blaulicht und Sirenen in den Hof.

„Das war aber knapp,“ sagte Susanne aufgeregt. Er meinte: „Wir wären da schon irgendwie rausgekommen, aber so ist es eleganter. Wo darf ich mein müdes Haupt betten?“ „An meiner Brust, in meinem Schoß, im Doppelbett in meinem Hotelzimmer.“ „Vielleicht bin ich impotent geworden.“ Sie schaute ihn groß an: „Also, bei deiner Impotenz hätte ich ja wohl noch ein Wörtchen mitzureden.“ Da war ein Blumenstand, nein: eigentlich hatte die hübsche Blumenfrau nur eine Menge Sonnenblumen, sehr prächtige, sehr große. Ferdinand kaufte die größte und reichte sie Susanne: „Aber bezahlen musst du sie.“ Das tat Susanne lachend, nachdem sie ihm die Blume zum

Halten gegeben hatte. Dann sagte sie: „Trag du sie, bitte, hinter mir, hoch über meinem Kopf, wie einen Windwedel.“ Ferdinand machte das Spaß, Spaß, wie er ihn so lange so schrecklich entbehrt hatte. Susanne bat ihn dann aber an ihre Seite zurück, ehe sie das Hotel erreichten.

Sie schafften es, noch vor dem Verschwinden im Zimmer, in München anzurufen. Verhalten schien der Jubel am anderen Ende in Giesing – es war dort auch schon reichlich spät -, aber doch wohl groß war die Freude und ziemlich sicher tränenfeucht... Und noch etwas schien Ferdinand vor dem Ausbruch der Bettakrobatik notwendig: Der Anruf bei seinen Eltern. Susanne wollte zuerst richtig stellen: „Was meinst du denn mit Bettakrobatik? Wir fangen missionary-style an. Dass das klar ist. Nix Akrobatik. Ich habe dein süßes Gewicht viel zu lange entbehrt.“ Ferdinand hatte auf dem Telefönchen gewählt. „Gib mir,“ sagte Susanne, „du hast ja keine Ahnung, was da alles passiert ist.“ Ferdinand übergab das Handy. Susanne telefonierte: „Ja, Elisabeth, Ferdinand-Mama, freue dich, entschuldige, jetzt muss ich erst mal heulen, - er steht vor mir, unversehrt und frei.“ Sie übergab das Handy. Ferdinand wollte reden, musste aber auch heulen: „Entschuldige, Mama, aber ich muss auch erst mal heulen. Jetzt steht hier auch noch: ‚Akku aufladen‘, ich melde mich morgen, wir müssen jetzt – Tschüs!“ „Weißt du, was wir jetzt müssen?“ fragte Susanne. „Ja,“ sagte Ferdinand, „gib dein süßes Ohr an meinen Mund!...“ „Nix da, eine Vase für die Sonnenblume brauchen wir, eine sehr hohe...“

28 Susanne überquatscht ihren Ferdinand

Wovor beide gestern abend einige Angst hatten, - aber die Angst erwies sich als Pustebume: eine der schönsten und köstlichsten Erfahrungen, dass der Sex nicht gelitten hat nach diesem langen Jahr. Sie hatten kein Kondom, und waren auch sonst nicht vorsichtig, es war ihnen egal... „Als ob wir gestern zum letzten Mal gezwitschert hätten,“ flüsterte Ferdinand. Susanne lachte: „Du hast ein Öl, das macht meine Wunden zu. Nie wieder ein Jahr Pause!“ sagte sie dann noch sehr bestimmt. Und fügte hinzu: „Am Arm bist du ja nur sehr spärlich behaart.“ „Was bedeutet das?“ „Dass ich dich trotzdem liebe. Die meisten deiner wenigen Armhäärchen – *Ja, Alleskieker weiß: Härchen mit einem ä!* - sind auch noch rot.“

Mitten in der Nacht eröffnete Susanne ein Gespräch, das sich weit und lang ausdehnte: „Du hast in unserem ersten Leben, das so kurz war, wie das zweite lang wird, meine Brüste geschlagen.“ Hörte Ferdinand nicht so gerne: „Müssen wir darüber jetzt reden?“ Susanne widersprach heftig: „Aber ja! Ich habe das geliebt! Du kannst mich prügeln, du kannst mich vergewaltigen, ich mache alle Perversionen mit, wenns überhaupt Perversionen gibt –“ Ferdinand wurde zunehmend irritierter: „Langsam, langsam: Gewalt zwischen uns?“ „Ja doch, auch Gewalt, sage ich in dieser Liebesnacht in Havanna, - aber höre niemals auf, mich zu lieben und mir treu zu sein.“ „Hast du dir das im vergangenen Jahr ausgedacht.“ „Nein, ist alles ganz frisch, kubanisch, aus dem Anblick meines Freundes, aus dem Anfühlen meines Ferdinand...“ „Es klingt im Moment ein bisschen irre...“ „Vielleicht ist es ein bisschen irre, aber es ist meine Wahrheit.“ Es dauerte, ehe sie fortfuhr: „Mittendrin in meiner Liebe klemmen deine Gemeinheiten.“

Niemand wird gern daran erinnert, dass er auch gemein sein kann, Ferdinand wurde ziemlich pampig: „Sag mal: spinnst du?“ Susanne war erschrocken: „Was ist los?“ „Du kannst mich doch nicht mit solchen Sachen

quälen! Du hast eben keine Ahnung, wo ich herkomme! Vor fünf Stunden war ich noch im Gefängnis. Du kannst doch nicht ein Jahr in eine Nacht packen! Und was für ein Jahr!“ Susanne war nicht sehr einsichtig: „Du mein inniggeliebter Feind...!“ Ferdinand verwahrte sich entschieden: „Ich bin nicht dein Feind und werde es nie –“ Susanne schob ihre Hand über seinen Mund: „Du Monster, du Ungeheuer, du mein schrecklicher Liebhaber...“ Er sprach etwas undeutlich durch ihre Hand hindurch: „Verkrafte ich alles nicht – im Moment...“ Susanne nahm die Hand von seinem Mund und drehte sich etwas weg von ihm: „Ich weiß ja auch nicht... Ja, doch, ich weiß: Meine Liebe kennt keinen Gegensatz zu deiner Gemeinheit, keine Konfrontation. Deine Gemeinheit ist in meine Liebe eingeschlossen, nicht als Fremdkörper oder Sprengsatz.“ Ferdinand überlegte: „Von meinem Bösessein wusste ich bisher wenig. Ich ahne doch nicht, dass es mittendrin in deiner Liebe klemmt.“ Susanne resümierte: „Das prächtige Gebäude meiner Liebe ist groß genug, dein Böses anzunehmen, aufzunehmen, zu bewegen...“

Ferdinand seufzte: „Du überforderst mich! Es klingt alles wunderbar, auch wenn ichs nicht verstehe – doch, ich ahne da schon was...“ Susanne stellte weiterhin fest: „Zwei Dinge sind ausgeschlossen: Ein Ende deiner Liebe und eine Untreue. Sollte das geschehen, dann wäre dein Böses in meiner Liebe nur noch freigesetztes Dynamit, das alles zerstört: Körper, Seele, Leben – radikal. So viel Tod ist gar nicht vorstellbar.“ Ferdinand wollte wissen: „Ich lebe also sehr gefährlich?“ Sie widersprach deutlich: „Du lebst überhaupt nicht gefährlich. Es liegt an dir, Ramona zu erhören oder nicht.“ Ferdinand lächelte ins Dunkel: „Ramona – danach hat sie sich verzehrt – fast ein Jahr lang, dieser Alemán war ihr unfassbar, - aber wir sind nicht verschmolzen.“ Susanne warf sich an ihn und umarmte ihn heftig und flüsterte: „Ich habe mich nicht getraut zu fragen. Danke, du mein Herzensplanet!“ „Wofür?“ „Für deine Treue. Man muss sich für Treue bedanken dürfen.“ „Ich gehorchte der Liebe,“ sagte Ferdinand ernst. „Alter Preuße,“ grummelte sie.

Und er sagte sehr unvermittelt: „Untersteh dich, jemals meinen Sohn

zu schlagen!“ „Deinen Sohn? Meinen Sohn!“ „Unseren Sohn.“ „OK. Nein, ich bin für absolut gewaltfreie Erziehung.“ „Ich auch.“ „Ein bisschen streng wird man ja ab und zu sein dürfen.“ Ferdinand plapperte nach. „Darf man sein dürfen.“ „Ich will für meine Kinder ein Kumpel sein. Naja, schon ein bisschen mehr. Mutter – das ist ja ein Riesefeld.“ „Riesefeld.“ „Ich bin glücklich!...“ „Wieso?“ „Weil du genau so doof bist wie vor einem Jahr, machst genau dieselben faulen Witze. Nichts verlorengegangen.“ „Naja – wer weiß, was da in den nächsten Wochen und Monaten noch an Schlamm und Modder hochkommt. Vielleicht kann ichs im Buch abarbeiten... Es ist mir nicht katastrophal schlecht gegangen.“ „Was war das Schlimmste?“ fragte sie leise. Er liebte behutsam ihre Brust: „Möchte ich jetzt nicht drüber sprechen. Wenn ich dich da geschlagen habe, - das war keine Gewalt, sondern Lust!“ Susanne gab zu: „Jaja, stimmt sicher, aber - wenn ich jetzt frage: Wie viel Lust ist bei der Gewalt, und wie viel Gewalt ist bei der Lust, dann – dann surfen wir auf dem Atlantik der Wörter und Emotionen ganz weit raus und finden am Ende nicht mehr zurück.“ „Wir surfen heute in die deutsche Botschaft.“ „Natürlich. Da liegt schon ein Vorgang ‚Ferdinand Honigmann‘.“ „Woher kennst du meinen richtigen Nachnamen?“ „Später, mein Schatz, im Laufe der nächsten Monate alles ausführlich. Wenn du mich zornentbrannt schlägst –“ „Nie! Niemals!“ „Später, mein Schatz, aber höre nie, niemals auf, mich zu lieben... Jetzt könnten wir noch mal einschlafen.“ Das taten sie.

In der frühen Morgendämmerung wachte Ferdinand auf. Eine Hand von ihm lag auf ihrem Bauch, und er flüsterte: „Du bist so schön.“ „Danke,“ murmelte sie im Halbschlaf. Ferdinand war das nicht Recht: „Nein, sag nicht danke. Das ist kein Kompliment von mir. Das ist – ich weiß nicht, was das ist. Ein Geschenk, das ich nicht verdiene.“ Er hatte die Hand von ihrem Bauch genommen, um besser nachdenken zu können. Sie brummte: „Quatsch! Leg sofort deine Hand auf meinen Bauch zurück.“ Das tat er, und sie schliefen nochmal ein.

Am Morgen fragte Ferdinand: „Hast du eigentlich überlegt, was das sein soll?“ „Was?“ „Ein Planetenherz?“ „Ich habe Herzensplanet gesagt, aber

Planetenherz ist ja noch schöner.“ „Ja, mitten in der Erde zwischen Giesing und Havanna schlägt das Herz des Planeten. Das ist bestimmt so. Aber was ist ein Herzensplanet?“ „Du.“ „Die Antwort genügt mir nicht.“ Er mimte den übelsten Schurken, ganz nah an ihrem Gesicht: „Mit allerbrutalster Gewalt, die Hände an deiner Gurgel, frage ich dich jetzt: Was ist ein Herzensplanet? Und wenn du keine Antwort weißt, dann...“ Sie lachte: „Hach, deine geliebte Brutalität!... Über Herzensplanet denke ich frühestens in Giesing nach.“ „Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, wie ich von diesem Hotelzimmer in Havanna vieja in die Sebaldustraße 6 gelange.“ „Keine Sorge, mit ein paar Mal Umsteigen geht das.“

Später gerieten sie, zufällig oder nicht ganz so zufällig, nackt vor den großen Spiegel, Susanne vorn, Ferdinand hinter ihr, ihren Po betrachtend. Sie fragte: „Was machst du mit deinen Augen?“ Ferdinand war eine Sekunde verlegen: „Was mache ich mit meinen Augen?“ Susanne freute sich: „Sie sind sehr schön.“ „Hat mir Susanne I nie gesagt?“ „War sie blind? Was machtest du soeben mit deinen Augen?“ „Ich bewunderte soeben deinen Hintern.“ „Ich brauche deine Augen in meinen.“ Nun versank Augenpaar in Augenpaar via Spiegel. Breites Grinsen übers Glück. Dann reißt es Susanne rum: Auge in Auge samt Umarmung. Dann rutschte sein Ohr auf ihre linke Brust: „Dadurch dass ich ein bisschen kleiner bin als du, komme ich viel schneller mit dem Ohr an dein Herz.“ „Schneller als?“ „Als einer, der größer ist...“

Beim Frühstück fragte Ferdinand ernst: „Ganz kurze Erklärung zu dem Ehering, den du auf dem rechten Ringfinger trägst?“ Susanne musste lachen und nahm den Ring vom Finger: „Amulett gegen die Blicke von geilen Greisen in der U-Bahn. Hatte hervorragende Wirkung.“ „Aber jetzt?“ wollte Ferdinand noch wissen. „Im Flieger waren ein paar geile Mitvierziger.“ Ferdinand brachte nochmal das Thema Kondom zur Sprache: „Mein treusorgender Chinese – wohlgemerkt: treusorgend ist reinste Ironie! -, der hat mir immer mal wieder welche zukommen lassen,“ erzählte Ferdinand, „fand ich jedes Mal widerlich. Ich habe sie in eine Ecke geballert. Er meinte es gut, jetzt ist er tot.“ „Ich registriere, dass du Kondome widerlich fandest.“ „Solange der

Atlantik zwischen uns war.“ „Ich bin ziemlich genau zwischen zwei Perioden, da –“ „Man muss ja auch nicht gleich das Schlimmste befürchten.“ Susanne war ernsthaft empört: „Nenne nie wieder unser Kind das Schlimmste!“ „Nie wieder!“ beeilte sich Ferdinand, „nie wieder, das war schrecklich gedankenlos, entschuldige. Aber so ein bisschen Planung...“ „Ja, hast ja Recht, nein: redest Quatsch! Mensch, da bringen wir Weiber die Kinder zur Welt, und das tut weh und macht riesige Umstände, und die Mickerknaben befürchten das Schlimmste und wollen planen!“ „Ja, nun ist ja gut,“ wehrte sich Ferdinand. Susanne zog den Schluss: „Kein Wort mehr gegen das Schönste der vergangenen Nacht...!“

Ferdinand kam auf das Gespräch in der Nacht zurück: „Meinst du nicht, dass ich mit meinen Gemeinheiten selbst fertig werden muss? Ich kann sie doch in mir integrieren, - in mich integrieren, lernen, mit ihnen umzugehen.“ Aber Susanne überlegte: „Naja, vielleicht...“ Aber dann opponierte sie deutlich: „Nein, das ist Quatsch, das ist kalter Kaffee vom Psychotherapeuten. Da kriegst du Angst, und dann setzt du Füßchen vor Füßchen in ganz kleinen Schrittelchen durch Havanna und Giesing und traust dich gar nichts mehr. Ich will aber Einen, der mal fürchterlich aufstampft. Wir müssen uns gegeneinander verbünden.“ Das verstand Ferdinand wieder nicht: „Du meinst: miteinander.“ Aber Susanne meinte es nicht simpel: „Miteinander ist leicht. Das kann jeder. Aber Mist mit Mist verbinden, ohne dass es doppelt stinkt, - das ist anstrengend. Ich habe deine Gemeinheiten in mir. Ich verwalte sie, und ich liebe sie, das vor allem.“ „Das hat mich heute nacht ganz schön fertig gemacht. Ich glaube, darüber werde ich ein Leben lang mit dir nachdenken müssen.“ „Tu das, und vergiss nie, dass ich auch nicht unfehlbar bin.“ „Komm, die deutsche Botschaft wartet auf mich.“ „Wie kommen wir da hin?“ „Wir versuchen es mit so einer Fahrrad-Rikscha.“ „Kann man in einer Fahrrad-Rikscha auch küssen?“ „Warum nicht?“ „Ach, Ferdinand, mit dir in einer Rikscha durch Havanna, zwischendurch einen Kuss.“ „Zwei.“ „Drei.“ „Vier.“ „Tausend –“ „Was?“ grinste Ferdinand, „das schaffen wir nicht.“ „Zehntausend Mal habe ich mir vorgestellt, wie das sein wird, wenn

wir wieder zusammenkommen.“ „Ich auch.“ „Was wir als Erstes reden werden und so...“ „Und? Wie sollte es sein, wie ist es?“ „Alles sehr sehr sehr anders und sehr sehr sehr schöner. Bitte, mäktele nicht an meinem Deutsch rum.“ „Wie kommst du denn darauf? Das schönste Deutsch, das ich je hörte.“ „Hast ein Jahr lang wenig Deutsch gehört.“ „Nein, mein Chinese sprach perfekt Deutsch.“ „Ach ja, ich erinnere mich sogar, dass der Maienkammer davon sprach in dem chinesischen Lokal.“

Dem Konsularbeamten wurde Ferdinand Honigmann vorgestellt, aber sie kannten einander: Er war der sympathische Kunde, den Ferdinand in der Calle Obispo bedient hatte: „Als ich vom Fall Honigmann hörte, habe ich auf Sie getippt. Aber auf der Visitenkarte stand kein Name, nur Shenlen-Group. Ich bin auch zum Laden gefahren, aber der war zu. Alle anderen Fährtten führten ins Leere. Schauen Sie sich das an.“

Da lag die heutige Ausgabe der Granma auf dem Tisch. Zwei Fotos und aufgeregte Artikel vom gestrigen Showdown im Laden in der Calle Obispo schauten sich die beiden an. „Waren Sie da mitten drin?“ fragte der Beamte. „Nein,“ sagte Ferdinand, „aber nur, weil sie mich anscheinend vergessen hatten. Ich hatte schon Angst zu verhungern.“ „Waren Sie so eindeutig gefangengesetzt?“ „Nein, ich hatte schon einigen Auslauf, aber immer einen Chinesen in unmittelbarer Nähe. Einmal war ich schon sehr nahe hier an der Botschaft, da hat mir ein chinesischer Aufpasser im letzten Moment in die Beine gegrätscht, dass ich ganz schön aufs Pflaster knallte.“ Susanne streichelte ihm Schulter und Arm. „In letzter Zeit immer mehr weggesperrt. Ging wohl zunehmend bergab mit der Shenlen-Group.“

Der Beamte schob Ferdinand ein Formular hin: „Wir haben hier einen vorläufigen Ausweis für Sie, zur Ausreise aus Kuba und Einreise nach Deutschland. Unterschreiben Sie bitte. Ich nehme an, Sie können den Flug nicht bezahlen?“ Ferdinand lachte: „Ich habe nicht einen Pfennig, nicht ein Cent, nichts. Nur meine Braut habe ich.“ Susanne beeilte sich zu versichern: „Aber ich kann das auch nicht bezahlen.“ „Wir besorgen Ihr Ticket, Herr Ho-

nigmann, und eine kleine Finanzhilfe, die Sie später zurückzahlen müssen. Ich nehme an, Sie fliegen gemeinsam zurück?“ Fast synchron platzten beide raus: „Was denn sonst?!“ Der Beamte lächelte: „Sie werden entschuldigen, dass ich Fragen stelle, das gehört zu meinem Job. Frau Fletscher, geben Sie mir Ihr Ticket. Ist denn Ihr Rückflug gebucht?“ Susanne nestelte es aus Ihrer Tasche: „Nein, ich wusste ja nicht, wie lange ich brauche, um den Kerl da rauszuhauen.“ „Knapp achtundvierzig Stunden, Kompliment. Wollen Sie noch etwas in Havanna bleiben?“ Ferdinand opponierte deutlich: „Nichts hält mich noch in Havanna. Susanne?“ „Mir ist jeder Flug Recht, Hauptsache, ich habe den da im Handgepäck.“ Der Konsularbeamte lächelte: „Also, wir buchen den nächstmöglichen Flug nach Frankfurt. Ich rufe Sie im Hotel an oder hinterlasse eine Nachricht. Anglaterra, nicht wahr?“ „Ja,“ bestätigte Susanne.

„Herr Honigmann,“ fing der Beamte noch einmal an, „bei der Suche nach Ihnen wurde das AA, das Auswärtige Amt eingeschaltet, da gab es irgendwelche Unklarheiten mit Straftatbeständen...“ Ferdinand lächelte: „Ja, ich habe für den Chinesen Mister Wung Geld gewaschen, D-Mark gegen Euro, in der Zeit, als allgemein getauscht wurde, der Straftatbestand lag darin, dass es über die Höchstmenge hinausging, aber –“ „Weit hinaus?“ „Ich weiß die Summe nicht mehr genau, aber jeder Handwerksbetrieb hat das damals legal getauscht.“ „Vermutlich verjährt. Noch was?“ „Ja, ich habe in Mister Wungs Sportcenter in Berlin-Biesdorf mitangesehen, wie er beim Kickboxing einen Landsmann totschrug. Wieviel Absicht dabei war, kann ich nicht beurteilen. Nun ist er selber erschossen worden.“ „Noch was?“ wollte der Beamte wissen. „Nein, nichts, bis vor etwas mehr als einem Jahr Banker in Berlin mit untadeligem Leumund.“ „Also, mit Ihrer kriminellen Energie scheint es nicht weit her zu sein. Ich werde dementsprechend berichten. Ich glaube nicht, dass das AA da noch irgendwelche Ermittlungen veranlassen wird. Wir sehn uns nochmal, wenn Sie die Tickets abholen. Genießen Sie den Tag und den Abend in Havanna. So einen warmen Novemberabend erleben Sie nicht so bald wieder.“

29 Da dümpelt der Selenverkäufer im Hafen von Havanna

Erstmal führte Susanne ihren Ferdinand gestern Abend ins Café Paris auf eine der harten Holzbänke. Aber die Musik spielte. Diese kubanischen Rhythmen, die im Internet erläutert werden. Sie sind lausig schwer, wenn man in Berlin oder München geboren ist und vor dem Computer sitzt. In Havanna müssen sie in der Muttermilch enthalten sein. Nein, da musizierten keine Berühmtheiten aus dem Social Club, aber ganz schön alt war der Sänger hier auch. Manchmal hörten die Melodie-Instrumente ganz auf, dann klackerten nur die Rhythmus-Hölzer und das Schlagzeug. Jeder Versuch, die einzelnen Rhythmen einigermaßen genau zu verfolgen, scheiterte, jedenfalls bei Susanne und Ferdinand. Man konnte sich nur hingeben, dann wars herrlich. Ferdinand wurde heftig an seine Salsa-Stunden mit Ramona erinnert. Das war gute Erinnerung.

Susanne sah den Zeichner zeichnen und freute sich. Sie nickte ihm sehr unauffällig zu. Er ließ sich Zeit. Ferdinand merkte nichts. Susanne umarmte ihn, so von der Seite, wie man das tut, wenn man nebeneinander sitzt. Ihre Arme zuckten ein wenig im Rhythmus der Musik, was Ferdinand mit kleinsten Wendungen des Oberkörpers aufnahm. Sie sah, wie der Zeichner sein Papier wegwarf und neu anfing. Sie aßen und tranken auch, nein, kein Mangel im Café Paris, mit Dollars lässt sich leben. Draußen schleichen die vorbei, für die eine Mahlzeit im Café Paris einen Wochenlohn kostet, oder gar einen Monatslohn. Vielleicht fällt irgendwo ein Dollar ab vom Tisch der Kapitalisten. Nein, keine Bettler, die würde Fidels Polizei sofort vertreiben oder gar einsperren. Der ‚Lider‘ – das Wort ist aus dem angelsächsischen ‚Leader‘ entstanden - verkündete immer wieder laut, dass böse Mächte in aller Welt alles getan haben, seine Revolution zu verhindern mit feindseligen Embargos und Strangulierungen. Wie Recht hatte er? Die Zusammenbrüche vieler Staaten in Osteuropa lassen viele Zweifel aufkommen an den Segnungen der

proletarischen Diktaturen. Wir, die wir den Turbo-Kapitalismus gar nicht mögen, geraten in fatale Gemütskalamitäten... Es lebe die Liebe!

Der Zeichner brachte sein Werklein an den Tisch. Ferdinand trieb gleich wieder die Tränen in die Augen. Susanne wollte bezahlen. Ferdinand fiel ihr in den Arm: „Ich! Seit einem Jahr hatte ich kein Geld mehr in der Tasche. Du musst mich dieses Bild unserer Liebe bezahlen lassen. Das erste Geld, das ich in der neuen Freiheit ausgabe.“ Er zahlte den doppelten Preis, vier Dollares, aus lauter Wonne, und starrte die Zeichnung an, dann ließ er sich zur Seite kippen und legte den Kopf in Susannes Schoß: „Hoffentlich halte ich durch bis Giesing.“ Sie streichelte ihm den Kopf. Die Zeichnung gab er nicht aus der Hand, er betrachtete sie weiter im Dämmer unter der Tischplatte. Sie wollte sie ihm sanft wegnehmen, er ließ nicht los. Die Zeichnung knitterte etwas und bekam einen Riss. Susanne wurde ein bisschen ärgerlich: „Och, Ferdinand! Jetzt ist sie verdorben.“ „Der Riss ist das Schönste,“ ließ er sich unter dem Tisch vernehmen, verloren in den Anblick seiner Liebe.

Später wanderten sie an der Kathedrale vorbei Richtung Hafen. Ferdinand blieb stehen, senkte den Kopf. Susanne gewöhnte sich an, sehr behutsam zu sein: „Ist was, Ferdinand?“ „Ja, die ganze Welt ist. Ich bin mit Susanne in Havanna. Ich bin mit Susanne in Havanna. Ich bin mit Susanne in Havanna...“ „Soll ich dich stehen lassen oder umarmen?“ „Lieber umarmen.“

Musik wurde immer lauter. Nein, hier möchte man nicht Anwohner sein. Musik ist in Havanna Politik, vornehmlich Opposition – eine andere Opposition, für die sie ohne Verfolgung blieben, haben sie nicht. Ein Platz ziemlich rammelvoll mit einem Café, eine Damenband, junge schöne Frauen mit teilweise sehr kräftigen Stimmen, ungemein sauber im Terzett singend. Das Publikum steht, sitzt, trinkt Moquito – Hemingways Lieblingscocktail -, klatscht den Rhythmus, singt mit, tanzt oder wackelt einfach nur, sehr hüftbetont. Obszön? Nein, frei! Eine der Musikantinnen greift sich einen aus dem Publikum: Ferdinand justament. Sie singt ihm eine Melodie vor. Er soll

sie nachsingen. Ferdinand hat etwas Mühe mit solcher Zumutung. Aber dann begreift er sie als Anmutung und singt, also sehr schön kann man nicht sagen, aber er singt sauber und engagiert mit Lust und Lachen. In Susanne bricht ein bisschen Angstpanzer ab. Ferdinand kriegt einen Schmatzkuss von der Bandlady und sehr wohlwollenden Applaus und flüchtet dann zu Susanne.

Ein nächster Titel ist ein ziemlich eindeutiger Salsa-Song. Es macht Ferdinand Spaß, Susanne förmlich-korrekt zum Tanz zu bitten; es macht ihr Spaß, sich mit einem schönen kleinen Knicks zu bedanken. Dann tanzen sie, zuerst noch ein bisschen europazentriert, aber dann denkt Susanne: Wer ist denn das, mit dem ich da tanze? Doch nicht der olle Disco-Muffel, -naja, Muffel war er nicht gerade, aber er hatte so preußische Beine. Jetzt hat er plötzlich kubanische Beine. Jetzt tanzen sie Kreise und Bögen, drehen sich und wackeln mit Schultern und Popopopo, einen Tanz aus dem Zeugungs- und Gebärdenzentrum, nein: von Obszönität kann weiterhin keine Rede sein! „Wie kommt ein Gefangener zu solchen Salsa-Kenntnissen?“ fragt Susanne. „Ramona,“ ist die knappe Antwort, „es gab da auch Schönes...“

Am heutigen Morgen spazierten sie Richtung Hafen. Ferdinand genoss es: „Susanne, das ist die Freiheit, die ich ein Jahr lang nicht hatte. Du kannst dir nicht vorstellen, was das für mich bedeutet.“ „Der Raum, in dem wir da vorgestern abend waren – das war dein Gefängnis?“ „Ja. Nein, ich war schon oft auch draußen, habe im Laden in der Obispo verkauft oder sonst was erledigt, gedolmetscht, aber es war immer ein Chinese neben mir oder hinter oder vor mir. Und eine fürchterliche Drohung, die der Mafioso gleich am zweiten Tag in dem Schlösschen in Oberbayern aussprach, ich habs noch genau im Ohr, wörtlich auswendig. Willst du hören?“ „Klar.“ Ferdinand musste mit Gefühlen kämpfen, Niedergeschlagenheit und Triumphgeheul: „Er sagte: ‚Eine Bitte – nein, ein Befehl: Suchen Sie nicht gewaltsam die Freiheit da draußen. Da draußen haben wir eine Geisel: sie heißt Susanne. Ihr geringster Versuch, diese Freiheit gewaltsam zu erobern, bedeutet,

eine Freiheit ohne Susanne zu erobern, wenn Sie es überhaupt schaffen. Die Liebe eignet sich ausgezeichnet zum Erpressen. Am besten und leichtesten leben Sie, wenn Sie sich tot wähnen.' Damit, mit diesem Totsein habe ich dieses Jahr gelebt. Selbst, wenn ich manchmal einen kräftigen Mut in mir fühlte – ich konnte nichts tun, weil ich dich in Lebensgefahr gebracht hätte.“ „Bleib stehen,“ bat Susanne, „umarme mich.“ Young lovers, kissing. Dabei rammelte sie ihren rechten Oberschenkel gegen seinen linken, als suche sie da etwas. „Gibt dein Gerammel da unten irgendeinen Sinn? Vögeln auf der Straße ist in Havanna verboten,“ sagte er. Sie tastete mit der Hand nach: „Ja, da ist was –“ Ferdinand entzog sich etwas: „Hör auf! Ich möchte nicht wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses in Havanna verhaftet werden.“ Dann verstand er: „Ach – warte!“ Er holte das Döschen mit dem Haar raus, hielt es ihr hin: „Hier, du musst es gegen die Sonne halten.“ Das tat Susanne: „Ein Haar. Von Ramona?“ „Ramona hat schwarze Haare.“ „Von Susanne?“ „Ja.“ Kuss. Er erklärte: „Fand ich plötzlich nach Wochen, - nein: Monaten. Ramona besorgte mir das Döschen mit dem Deckelchen. Nur so habe ich überleben können.“ „Schön... und schrecklich... Musst du behalten.“ Er nahm es.

Dann sagte Susanne: „Wenige Tage nach deiner Entführung –“ Sie stockte, fing sich dann aber wieder: „Manchmal kann man das alles gar nicht aussprechen...“ „Noch'n Kuss,“ sagte Ferdinand. Dann fragte er: „Was war wenige Tage nach meiner Entführung?“ „Bin ich überfallen worden, direkt vor der Haustür Sebaldusstraße 6.“ Ferdinand war ziemlich entsetzt: „Was? Susanne - !?“ „Ein maskierter Mann sagte ganz heiser: ‚Ich bring dich zu Ferdinand.‘“ „Was hast du getan?“ „Ich hab ihm das Knie zwischen die Eier gestoßen, sehr kräftig, und mit beiden Händen so auf die Ohren geknallt, dass er die Stufen runtergefallen ist. Ich hab wohl sehr genau getroffen“ „Und?“ „Wahnsinnig schnell weggerannt.“ „Und? Nochmal irgend so was?“ „Nein, nichts mehr. Es genügte.“

Ferdinand sah etwas im Hafen, was ihn erschreckte: „Komm hier weg!“ „Was ist denn?“ „Das Schiff da!“ „Der Seelenverkäufer?, – typisch Kuba.“ „Typisch China.“ „Ach ja, die Flagge hinten.“ „Komm weiter. Wochenlang bin ich mit diesem Pott über die Weltmeere geschippert.“ Susanne war denn doch sehr erstaunt: „Was? Mit dem Schiff da?“ „Es war momentweise sogar sehr schön. Aber ich will das nicht mehr sehen. Ich werde zwanzig Jahre brauchen, um das Alles zu verkraften.“ Susanne wollte es leicht nehmen: „Vielleicht gehts auch schon in zehn.“ Ferdinand verzog schmerzlich das Gesicht: „Bitte mach dich nicht über mich lustig. Das sind alles ziemlich tiefe Wunden.“ Susanne war erschrocken: „Verzeihung, ernsthaft, bitte, verzeih mir, ich will ganz behutsam mit dir umgehen. Versprochen.“ „Ich sage dir dann Bescheid, wenn wirs leicht nehmen können.“ „Wo warst du mit dem Seelenverkäufer?“ „Von Hamburg hier her, viele Zwischenstopps, dann nach China und zurück.“ Jetzt horchte Susanne aber sehr auf: „Du warst auch in China?“ „Ja. Was heißt auch. Susanne!, ich erzähle dir alles, aber nicht im Anblick dieses Schiffes. Komm, lass uns da drüben ein Eis essen, ohne Hafeblick.“

Da saßen sie und löffelten Eis wie damals – *im ersten Roman* - , Amarena für Susanne, viel Schoko für Ferdinand. Alles Fragen und Antworten war rammelvoll mit Erstaunen: „Wo warst du in China?“ fing Susanne an. „Keine Ahnung,“ antwortete Ferdinand. Susanne verstand nicht: „Was? Du musst doch wissen, wo du in China gewesen bist?“ „Eben nicht. Das gehörte zum Sado-Programm von Mister Wung. Sklaven wie ich sind Ware, der sagt man ja auch nicht, wo sie hintransportiert wird. Hafenstadt, Winter, Kohlehafen...“ „Hm,“ machte Susanne. „Was meinst du mit Hm?“ wollte Ferdinand wissen. „Könnte Tangku gewesen sein.“ „Könnte ja, - könnte alles gewesen sein. Ich weiß es nicht und werde es nie erfahren. Wir haben Fakes geladen. Dass ich dabei war, war eigentlich völlig unnötig.“ Susanne meinte: „Ich war auch in Tangku.“ „Wie gesagt: ob ich in Tangku war oder... Wann denn?“ „Anfang Februar.“ „Ich auch Anfang Februar. Aber du warst nicht in diesem elenden dreckigen Hafenloch.“ „Ich war sehr wohl mit Marion in einem sehr

dreckigen Hafenloch und habe schöne Halbschuhe verdorben und in den Pazifik gespuckt.“ Ferdinand musste opponieren: „Stimmt nicht. Man kommt da ja gar nicht ans Wasser ran. Du warst gar nicht in Tangku.“ „Mein Herr Ferdinand spielt Kriminaler. Ferdinand, bei allem, was wir einander zu erzählen haben, und es wird sehr viel sein – keine gekreuzten Finger. Sonst wirts sehr kompliziert und wir verirren uns.“ „Abgemacht,“ sagte Ferdinand und fragte dann: „Wieso warst du mit Marion im Hafen von Tangku?“ „Weil Vater Maienkammer ein schlechtes Gewissen hatte und uns die Reise spendierte.“ „Aber wie kamt ihr genau auf Tangku?“ „Heinz sagte mir, Mister Wung habe dort ein Haus. Und dann war da noch was mit einer Firma – Meiti-Tuhen oder so...“ „Du kennst Heinz?“ „Ja, und Susanne I auch. Sie gefällt mir, aber sie passt nicht zu dir. Hast ja wohl nicht erwartet, dass ich sie ganz toll für dich finde. Sie hat es selbst gesagt.“ „Was?“ „Dass ihr nicht zueinander gepasst habt.“ „Du warst in Berlin?“ „Ja.“ „Wieso?“ „Stell dir mal vor, du steigst in einen Bus, ich hinterher. Denkst du. Aber ich steige gar nicht in den Bus. Ich bin verschwunden. Was tust du?“ „Suchen.“ „Klug, mein Schatz, aber wo?“ „Quellen der Vergangenheit durchstöbern. Habe ich das nicht schön gesagt?“ „Bist ein Poete. Wie soll dein Buch heißen?“ „’Ab in den Sarg.‘“ „Was? Ist das ein Frankenstein-Buch?“ „Nein. Findest du ‚Immer wieder in den Sarg‘ besser?“ „Entschuldige mal: was sind denn das für schreckliche Titel?“ „Ich habe mindestens zehn Mal in einer Holzkiste gelegen, die war gut gepolstert und hatte zwei Räder, wie die modernen Koffer.“ „Und atmen?“ „Dafür war gesorgt.“ „Und warum das, um Himmelswillen?“ „Der Boss wollte nicht, dass ich mitkriege, in welchen Häfen wir liegen. Außerdem hatte ich doch keinen Ausweis. Wie sollte er mich zum Beispiel in Kuba von Bord gehen lassen?“ Susanne stieß Atem durch die Lippen: „Pfuuh...“

Ferdinand fragte: „Merkst du, wie wir uns dauernd gegenseitig Fragen stellen?“ „Stimmt.“ „Das wird noch ein paar Wochen oder Monate so gehen. Was habt ihr in China rausgefunden?“ „Nichts, wir waren völlig miserabel vorbereitet. Wir hatten einen Fahrer, der uns nicht in den inneren Hafen

fahren wollte. Davor gabs Ärger mit Marion, die sich in Peking noch tätowieren lassen musste und in irgendeinem Schaufenster ein mauvefarbenes Kleid suchte, dadurch kamen wir viel zu spät aus Peking weg und in Tangku an. Und dann sind wir auf eigene Faust in den Hafen.“ „Zu Fuß?“ „Ja. Meine Schuhe stehen schon im Museum. Es wurde dunkel, dann hörten wir hinter einer Mauer eine sehr heftige Auseinandersetzung zwischen zwei chinesischen Männern. Plötzlich fielen drei Schüsse.“ „Vier.“ „Was? Und ein Schrei.“ „Ein Todesschrei.“ „Was redest du? Woher willst du denn das wissen?“ „Mein Boss hat einen Konkurrenten erschossen.“ Susanne japste: „Ferdinand, unser Leben ist nun wahrhaftig schon spannend genug, mach nicht einen Horror-Thriller daraus...!“ „Wie nah habt ihr die Schüsse gehört?“ „Furchtbar nah, da war eine schmale Mauer dazwischen, sonst nichts.“ „Und hinter der Mauer war ich und musste zusehen, wie Wung seinen Konkurrenten abknallt.“ „War der andere auch bewaffnet?“ „Klar, der hat angefangen, war ein richtiger high-noon, high midnight.“ „Warst du gefährdet?“ Ferdinand zuckte die Schultern: „Etwas schon.“ „Oh Gott!... Und wir dachten, die Schüsse gelten uns und sind ganz schnell aus dem Hafen geschlichen wie die ertappten Sünder...“ „Ohne die Mauer hätten wir einander die Hand reichen können.“ Susanne war sehr erregt: „Das wäre das Ende des road-movies gewesen, acht Monate vor jetzt.“ „Von dir erfahre ich also, wo ich in China war: Tangku.“ Susanne ergänzte: „Gute Stunde mit dem Auto von Peking.“ „Gut zu wissen für meine späteren Biografen...“ Susanne stoßseufzte: „Ferdinand, hoffentlich halten wir das alles aus...“ „Susanne, das haben wir schon alles ausgehalten. Wir marschieren mit Siebenmeilenstiefeln auf den Frieden zu.“ Susanne konnte es nicht so schnell so leicht nehmen: „Es wird sicher noch Erdbeben geben.“

„Wieso hatte Marions Vater ein schlechtes Gewissen?“ wollte Ferdinand wissen. „Weil du das Opfer seines Chinesen geworden warst, den er in dem chinesischen Restaurant damals in den höchsten Tönen gelobt hatte. Er hatte selbst Zweifel an seinem schlechten Gewissen. Trotzdem spendierte er uns die Reise. Es wird Sachen geben aus der Vergangenheit dieses Jah-

res, an die wir nicht gerne erinnert werden. Bei mir gehören der Kohlendreck und die Schüsse im Hafen von Tangku dazu. Aber vor allem, weil das so sinnlos war, so völlig sinnlos. Nein, es war ja gar nicht so sinnlos. Wir waren zehn Meter auseinander. Aber das machts ja noch sinnloser. Ach, Ferdinand... Umarmen ist das Beste – und schweigen...“

Aber da opponierte Ferdinand: „Nein, quatschen, quatschen, quatschen...! Wie kam mein Brief bei dir an?“ „Mit halbjähriger Verspätung.“ Ferdinand war sehr erstaunt: „Was? Wieso denn das?“ „Hast du ihn Ramona zum Einstecken gegeben?“ „Ja.“ „Dann musst du Ramona fragen.“ „Wann kam er an?“ „Am 20. November, Poststempel Havanna 16. November.“ „Ich habe ihn im Frühling geschrieben.“ „Das weiß ich, auf dem Packpapier stand 30. März. Ramona hat ihn zunächst nicht eingesteckt. Warum hat sie ihn dann aber gerade am 16. November eingesteckt?“ „Das weiß ich. Da habe ich ihr den Schlüpfen in den Ausschnitt gesteckt.“ Susanne war sehr irritiert: „Was? Ferdinand!“ Ferdinand lächelte etwas hintersinnig: „Sie wollte endlich ans Ziel kommen, nach einem Sommer voller Unverbindlichkeiten. Sie spielte mit ihrem Slip rum wie die Mädchen bei den Popkonzerten. Noch nie war sie so weit gegangen. Aber sie landete auch damit nicht, wie du weißt.“ „Welche Farbe?“ „Was?“ „Der Slip?“ „Rot.“ „Mein armer Ferdinand.“ „Weiße Spitze.“ Susanne wollte wissen: „Wie endete das?“ „Sie steckte mir den Slip in meine Tasche und stand sehr erwartungsvoll vor mir. Ich zog ihn aus meiner Tasche und steckte ihn in ihren tiefen Ausschnitt. Das muss sie sehr genau verstanden haben. Sie wurde ganz still, gab mir die Hand und ging. Es tat mir weh, aber...“ „Darf dir wehgetan haben. Sie ist ein süßes Geschöpf.“ Ferdinand fand: „Du bist süßer.“ Sie mahnte: „Ferdinand, du lässt dich hinreißen. Ich bin vieles, ich bin fast alles, aber süß ganz bestimmt nicht. Außerdem einen halben Kopf größer als du.“ „Hör auf, mir das vorzuwerfen!“ „Mach ich doch gar nicht... Also: Ramona ging nach Hause, suchte den Brief, schrieb auf den Umschlag ‚Eres una afortunada‘, frankierte ihn und steckte ihn ein. Und deshalb bin ich hier.“ „Wo?“ „Überall, wo du bist, dato andere Seite des Atlantik.“ „Was schrieb sie drauf?“ „Eres una afortu-

nada.“ Ferdinand war gerührt: „Ach, ist das geliebt... Vielleicht hätte ich doch...“ „Lass die blöden Witze! Hoffentlich habe ich das richtig ausgesprochen.“ „Eres una afortunada. Da kann man nichts falsch aussprechen.“ „Meine Mutter sagte: entweder hat sie dich verführt, dass sie so etwas schreibt, oder sie hat es versucht und ist nicht gelandet. Ich plädierte natürlich für das letztere.“ „Und das mit Recht.“ Kussgrund.

„Ich bin unruhig, lass uns zum Hotel gehen,“ sagte Susanne dann.

Da ist die Nachricht von der Botschaft: Bitte die Tickets abholen, Abflug heute Abend, 19 Uhr. Ist eine Trennung und Arbeitsteilung denkbar? Im Sinne von: ‚Du packst, ich hole die Tickets?‘ Das ist völlig ausgeschlossen...

30 Engel schweben – Ferdinand und Susanne auch

Gestern abend um 19 Uhr starteten sie pünktlich von José-Martí, Flughafen von Havanna, der Sonne entgegen, damit ist jetzt hier nicht der Tourismus-Süden in Europa gemeint, sondern Osten, dem nächsten Sonnenaufgang entgegen, durch die verkürzte Nacht. Es war ziemlich viel Platz im Flugzeug, der Dezember ist bis auf die Feiertage ein eher schwacher Reisesemester. Viele Passagiere legten sich auf freie Mittelbänke und schliefen. Ferdinand und Susanne hielten sich die rund 9 Stunden Flug an den Händen, ausgenommen beim Verzehr der Bordverpflegung und Gängen auf die Toilette, und als sie ihre Uhren stellten. Händchenhalten, genauer: Händehalten war ein so wunderbares – *Endsilbe bar hängt nicht zusammen mit der Anfangssilbe von ‚barfuß‘, also nacktfuß oder wundernackt, sondern hängt zusammen mit gebären, das ist fähig zu tragen, also das Wunder tragend* – war ein so wunderbares Glück der Verbindung, das durfte man auch durch Schlaf nicht unterbrechen.

Und sie redeten – wenig. „Ich wäre gern mit dir auf einem Schiff zurückgefahren,“ sagte er irgendwann, „aber nur Erster Klasse Luxusliner...“ „Nur durch die Menopause der Frau konnte der homo sapiens sapiens entstehen,“ sagte sie irgendwann. Und er sagte irgendwann, anzüglich blinzeln: „Ich hoffe, du hast das ganze Jahr über alle Einwickelpapiere von der Bäckerei aufgehoben, dass ich die dann trennen kann.“ Sie lachte: „Also, Fips –“ „Wer ist Fips?“ „Du. Steht für Ferdinand. Ich habe die Einwickelpapiere von der Hofpfisterei nicht aufgehoben.“ „Schade, wäre vielleicht als Beschäftigungstherapie für mich gut gewesen. Man stand auch so schön eng in eurer Küche...“ Und sie sagte dann noch irgendwann: „Nun habe ich die Garage für mein Lachen wieder...“

Ankunft Frankfurt am Main heute Mittag, in Havanna ist es 6 oder 7 Uhr morgens, Stunde des Aufstehens. Der Flieger fuhr zum Deboarding

nicht an einen Schlauch, die Passagiere stiegen auf der Treppe runter auf das Flugfeld und wurden mit Autobussen versorgt. Als Ferdinand in die Frankfurter Dezember-Luft trat, streichelte er über das Metall des Flugzeugs, das ihn so sicher in die Heimat zurück gebracht hatte. Auf der Treppe sagte Susanne: „Weißt schon, was du jetzt tun müsstest, wenn du der Papst wärst.“ „Das kann ich auch tun, ohne der Papst zu sein.“ Also kniete er sich neben dem unteren Treppende hin und küsste den Beton. Er schaute zu Susanne auf und sagte: „Du bist so schön.“

Sie war schwanger.

Der Anlass zum Schreiben war Liebe. Sie möge es bleiben.

Fortsetzung folgt nicht morgen, sondern am Montag, den 8. November 2004, 17 Uhr 30, wie ich mir soeben in meinen Taschenkalender 2004 notierte. (Tu es mir nach, geneigter Leser.) Der Titel des dritten Romans im Netz ist eine Anleihe bei Hölderlin: WIR SIND EIN GESPRÄCH. Alleskieker wünscht gesegneten, fröhlichen Adventrest und eine gute Feier der Liebe. Und drei Gedanken an die Geburt dieses Erlösers Jesus, das alte Judenschwein irgendwo aus Afrika', wie ihn einige Neonazis zu titulieren beliebten. Tut weh? Soll wehtun!

Und hier Alleskiekers kleiner Trost: Er schaut über Satellit auf die nächtliche Welt mit den hellen Zonen riesiger Wohngebiete und denkt: Diese Helligkeit und die derzeit zusätzlich brennenden Milliarden und Milliarden Kerzen und Lichter zu Seinem Geburtstag, sollten ausreichen, Sein Angedenken zu bewahren. Leb wohl, geneigter Leser! Dank fürs Lesen! Bis dann.